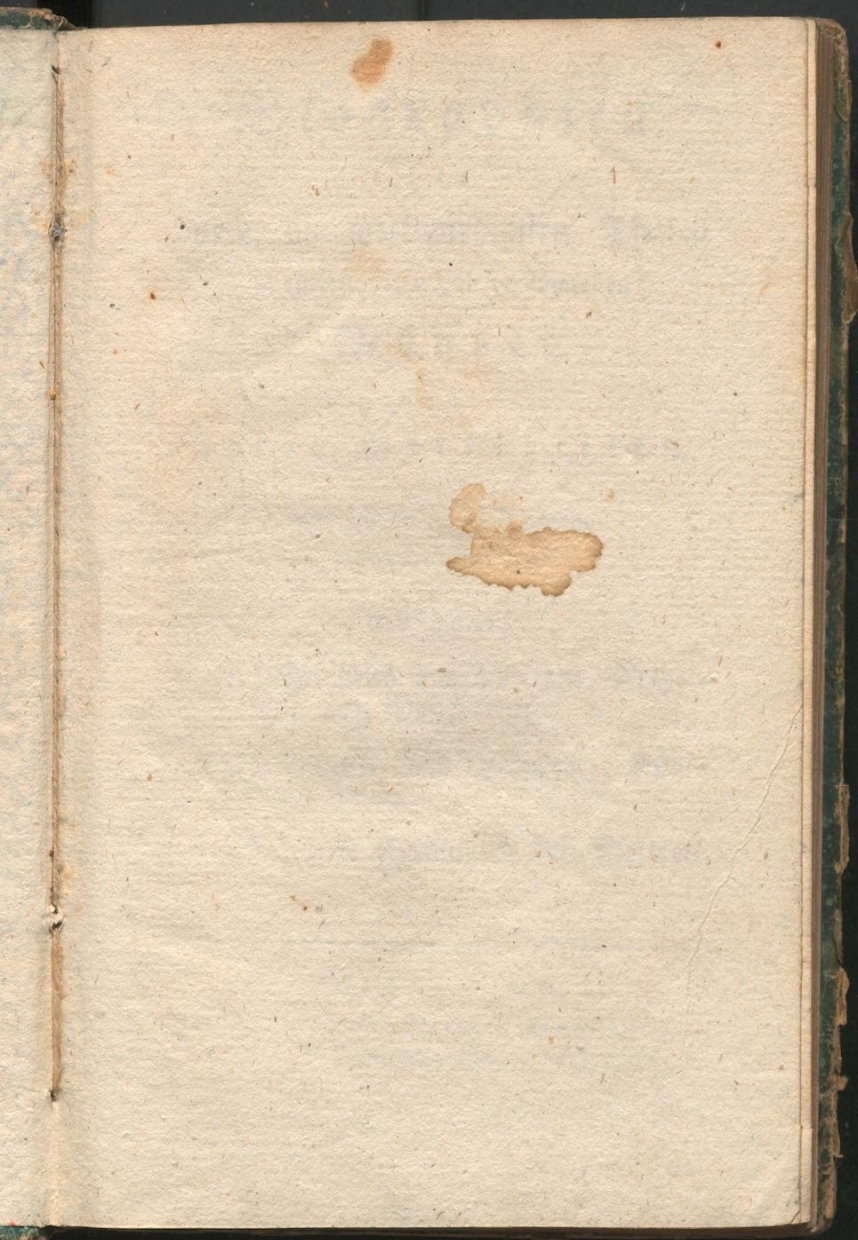


Wiener Stadt-Bibliothek.

17776/3A

2257





Biographien
der
Durch die merkwürdigsten Thaten
ausgezeichneten und berühmtesten
Männer
in
allen Welttheilen.

Aus achten Quellen gezogen.

Enthält:

- 1.) Friedrich den Fünften, Erzherzog von Oesterreich.
- 2.) August den Zwenten, König von Polen.
- 3.) Kaiser Ferdinand den Dritten.

Wien, 1806.

Im Verlage bey Ludwig Maassberger,
k. k. privilegirten Buchdrucker,



Biographien
der
Durch die merkwürdigsten Thaten
ausgezeichneten und berühmtesten
Männer
in
allen Welttheilen.

Aus achten Quellen gezogen.

Dritter Band,
enthält:

- I. Friedrich den Fünften, Erzhertzog
von Oesterreich.
- II. August den Zweyten, König von
Polen.
- III. Kaiser Ferdinand den Dritten.

G. v. D.

Wien, 1806.

Im Verlage bey Ludwig Maassberger,
k. k. privilegirten Buchdrucker.



Sammlung Wurzbach

Friedrich der Fünfte , Erzherzog von Oesterreich.

Friedrichs erlauchte Eltern waren Ernst der Eiserne, Herzog der Steyermark, und die fromme Cimburgis. Als ein Prinz von neun Jahren verlor er seinen Vater, und sein Oheim, Friedrich zu Tyrol, übernahm seine Erziehung. Er wurde in allen einem Fürsten nöthigen Wissenschaften und Leibesübungen unterrichtet, und entsprach vollkommen der Mühe und Solgsalt seines Pflégvaters, denn er wuchs auf, reich an Kenntnissen, Weisheit und Tugend. In seinem zwanzigsten Jahre übernahm er die Regierung seiner väterlichen Erbländer, glaubte aber, sie nicht besser anfangen zu können, als mit einer heiligen Wallfahrt zum Grabe Christi des Herrn nach Jerusalem. In Begleitung des vornehmsten und ansehnlichsten Adels der Steyermark unternahm und vollbrachte er diese Pilgerreise glücklich, und nachdem er zu Grätz wieder angelangt war, gieng sein erstes Augenmerk dahin, die Klöster mit neuen Stiftungen zu bereichern, weil er sich dadurch

die Gunst der Griffllichkeit erwerben wollte, welcher er sehr zugethan war.

Im vierten Jahre seiner Regierung verließ Friedrich, sein Oheim, diese Welt, und ihm wurde die Erziehung Siegmunds und die vormundtschaftliche Verwaltung Tyrols zu Theil. Er unterließ nichts, was zur vollkommenen Ausbildung seines Mündels erforderlich war, ärndtete aber für seine Mühewaltung geringen Dank von seinem Pflegsohne und den Tyrolern, wie dieses die Geschichte Siegmunds gezeigt hat. Vier Monate später, als Friedrich der Ältere zu Tyrol das Zeitliche gesegnet hatte, schied auch Albrecht der Zweyte, der Kaiser, aus dieser Welt. Oesterreich, Böhmen, Hungarn und Deutschland waren dadurch ihres Hauptes beraubt, drey Kronen erlediget worden. Ein weites Feld eröffnete sich für die geschäftige Politik, wenn sie die Kronen bemeldter Reiche zutheilen wolle. Für Oesterreich hatte Albrecht die Verfügung getroffen, daß unser Herzog es als Vormünder verwalten soll, wenn Elisabeth, seine in gesegneten Leibesumständen hinterlassene Gattin, von einem Sohne sollte entbunden werden. Dieses geschah, und somit mußte sich Friedrich auch hier dem vormundtschaftlichen Amte unterziehen, da er selbst erst vier und zwanzig Jahre zählte, und schon Vormünder Siegmunds war. Dies war demnach eine neue Bürde auf seinen Schultern, die noch mit einer weit größeren vermehrt wurde, da ihn Deutschlands Fürsten zum römischen Könige wählten. Als ihm die Gesandten des Reichs den

Willen der Kurfürsten kund machten, bat er sie um Bedenkzeit, nach deren Verlauf er den Kurfürsten eine bestimmte Antwort geben wollte. Er gieng sodann mit seinen Getreuesten zu Rathe, und überlegte mit ihnen, ob er die angebotene Krone annehmen solle, oder nicht. Die Gründe, sie auszuschlagen, schienen von größter Wichtigkeit. Seine noch unersahrene Jugend, die selbst noch der Leitung bedurfte; die Verwaltung aller österreichischen Provinzen entweder als wirklicher Landesherr oder als vor-mundtschaftlicher Verweser; die bekannte Denkungsart seines Bruders, von welchem er sich keines Beistandes schmeicheln durfte; die mißlichen Verhältnisse, in welchen er sich in Ansehen der Ungarn und Böhmen befand, wo er wegen des neugebornen Prinz Ladislaus ganz leicht Unruhen und Zwistigkeiten voraussehen konnte; die Trennung in der Kirche zwischen dem Pabste und der Kirchenversammlung von Basel; endlich sein eigener Hang zur Ruhe und einem stillen Leben, vermög dessen er sich nicht geeignet fühlte, kriegerische Rollen zu übernehmen, wie es die Zeitumstände zu erfordern schienen. Allein diese Gründe überwog der Gedanke, daß er durch die Annahme der deutschen Königswürde seinem Hause einen schon erworbenen Glanz erhalten, das Wohl der Kirche befördern, seinen eigenen Ländern nützen, und sich selbst mehr Ansehen bei den benachbarten Nationen verschaffen könne. Also gab er den deutschen Gesandten zur Antwort: „Er nehme die geschehene Wahl mit Wohlgefallen und Dank an; er hoffe, die erlauchten

„Kurfürsten würden ihn bei seinem Jugendalter und
 „seiner Unerfahrenheit durch ihre weisen und klugen
 „Rathschläge stets lenken; mit ihm zur Ehre Got-
 „tes und zum Nutzen der gesammten Christenheit
 „arbeiten. Er wolle bald selbst zu ihnen kommen,
 „um mit ihnen sich wegen der wichtigsten Gegen-
 „stände zu besprechen.“ Mit diesem entließ er sie,
 und sie reisten höchst zufrieden ab.

Indessen, als er über die Annahme der deutschen
 Krone zu Rathe gieng, traf ein, was er vorausge-
 sehen hatte. Die Hungarn geriethen über die neue
 Königswahl in Uneinigkeit, indem ein Theil der
 Magnaten den polnischen König Wladislaus auf ihren
 Thron rief; der andere, den neugebornen Prin-
 zen; Ladislaus wurde gekrönt; aber Wladislaus kam,
 und Elisabeth entfloh mit der Krone und ihrem
 Prinzen nach Oesterreich zu Friedrich, der sie
 freundlich aufnahm, und ihr und ihrem könig-
 lichen Waisen seinen Schutz versprach, zugleich auch
 sich der Erziehung des letztern unterzog. Während
 dieses in Hungarn vorgieng, traten auch Böhmens
 Stände zu Prag zusammen, um zu berathschlagen,
 wem sie ihre Krone aufsetzen wollten. Auch hier
 waren die Meinungen getheilt, auch hier arbeiteten
 sich die Großen entgegen. Er war ein Feind des
 verstorbenen Königs Albrecht, und folglich auch sei-
 nes Erben; auf sein Betreiben wurde das Königs-
 reich Albrecht dem Herzoge von Bayern angetragen,
 der es aber auf Friedrichs Ermahnung nicht an-
 nahm. Hierauf wollte man zwar dem Prinzen La-

dislaus den böhmischen Thron lassen, jedoch soll
 Friedrich bis zu dessen Großjährigkeit Reichsverweser
 seyn. Auch dieses gefiel dem mächtigen Pfortko nicht.
 Er rieth daher unserm Fürsten, das Königreich viel-
 mehr für sich selbst zu suchen, welches leicht gesche-
 hen könnte, wenn er die vormundschaftliche Reichs-
 verwaltung ausschlagen würde. Dieses that zwar
 Friedrich, weil er ohne großen Gelbaufwand und
 anderen Beschwerden die Reichsverwaltung nicht
 übernehmen konnte; er wies aber auch zu gleicher
 Zeit den Antrag der Krone selbst ab, mit der Er-
 klärung: „Er wolle lieber gerecht seyn, und einen
 „unbescholtenen Namen haben, als aller Welt Reich-
 „thümer besitzen. Er habe der Geschäfte ohnehin
 „so viele, daß er Böhmens Angelegenheiten für sehr
 „unmöglich besorgen könne. Was den jungen Prin-
 „zen belange, werde er ihn auf das Beste erziehen.
 „Indessen möchten die Stände aus ihrem Mittel ei-
 „nen Statthalter und Reichsverweser im Namen
 „des Prinzen ernennen und wählen.“ Diese Ant-
 wort Friedrichs gefiel den Böhmen; sie befolgten
 seinen Rath, und bestellten einen Statthalter, womit
 die Streitigkeit über die Wahl sich endigte, und La-
 dislaus hatte Friedrichs Klugheit und Uneigennützig-
 keit den Thron Böhmens zu danken.

Dem neugewählten römischen Könige Friedrich
 lag die Einigkeit der Kirche sehr am Herzen. Bevor
 er noch zu Aachen gekrönt war, ließ er einen Reichs-
 tag nach Mainz aufrufen, damit man daselbst über
 die Mittel berathschlagen möchte, durch welche die

Kirchenspaltung könnte gehoben werden. Er lud hiezu durch ein eigenhändiges Schreiben auch den König von Frankreich ein; denn er hoffte, die meisten Reichsfürsten und Stände würden entweder selbst, oder wenigstens durch Gesandte dabei erscheinen, und sohin der Reichstag sehr glänzend werden. Das Concilium zu Basel hatte den Pabst Eugen den Vierten abgesetzt, und den Herzog Amadeus von Savoyen unter dem Namen Felix den Fünften gewählt, dieser gab sich nun alle erdenkliche Mühe, den neuen König Friedrich auf seine Seite zu lenken, damit er ihn für den rechtmässigen Pabst erkennen möchte; er bot ihm daher seine, noch als Herzog von Savoyen, ehelich gezeugte Tochter zur Gemahlin, und zugleich einen Brautsehaß von zweymal hunderttausend Dukaten, allein Friedrich gab ihm kein Gehör, und sagte bei dieser Gelegenheit zu seinen Ministern: „Andere pflegen die päpstliche „Würde zu verkaufen, dieser aber würde sie gern „kaufen, wenn er einen Verkäufer fände.“ Indem Friedrich merkte, daß einige Kurfürsten dem Pabste Eugen nicht günstig seyen, und ein großes Vertrauen auf die Basler Väter setzten, so wollte er sie nicht beleidigen, erklärte sich demnach für keinen der Pabste, und verschob auch die bereits angekündigte Reichsversammlung auf eine andere Zeit.

Friedrich reiste zur Krönung nach Aachen, als er auf dieser Reise zu Innsbruck angelangt war, kamen zu ihm Gesandte von Zürich, und warben um Schutz und Bündniß mit ihm. Sie hatten im Kriege mit

Schwiz großen Schaden erlitten, und wollten sich nun für die Zukunft sicher stellen. Sie setzten daher ihr Vertrauen auf Oesterreichs Großmuth und Güte, von dem sie wußten, daß es empfangene Unbilden gerne vergißt, und immer leicht versöhnlich ist. Friedrich beschied sie nach Aachen, und dort schloß er nach vollendeter Krönungsfeyerlichkeit mit ihnen den angesuchten Bund, nachdem sie erklärt hatten: „daß sie zwar dem Hause Oesterreich „zur Zeit ihrer Feindschaft manchen Schaden zugesügt, aber nun dafür Abbitte thun wollen. Sie „versprechen dem Hause Oesterreich in Zukunft treu „und gewärtig zu seyn, auch die ihnen verpfändete „Grafschaft Kyburg wieder unter gewissen Bedingungen zurückzugeben, wenn sie Freundschaft und „Bündniß erhalten sollten, darum sie jetzt bitten.“

Von Aachen gieng der neugekrönte Fürst nach Frankfurt, bestätigte daselbst den Abgeordneten der Reichsstädte ihre Vorrechte und Freiheiten, errichtete einen Reichsabschied, die Reformation genannt, dessen Endzweck die Beschränkung der Selbsthilfe und der furchtbaren Fehngerichte war. Sodann fuhr er den Rhein herauf, gieng durch den Elsaß, Basel vorbei, ohne das Concilium zu besuchen, die Waldstädte hinauf nach Zürich, hielt da mit tausend Reißigen und sechs und dreyßig Wagen einen prächtigen Einzug unter Jubel und Freude der Bürger. Sie beschworen den neu errichteten Bund, und begleiteten ihn nach Rapperschwyl, das sich Oesterreichs Scepter unterworfen hatte, und welchem Bei-

Viele Winterthur und Diessenhofen folgten. Der
 Aargau, die Städte Freyburg, Bern, Lausanne
 und Genf erfreuten sich hierauf seiner Gegenwart.
 Die Herren Savoyens bewirtheten ihn, wie sich sei-
 ner Würde geziemte. Ein gleiches that der Fürst
 zu Burgund, als Friedrich Besancon betrat. Hier-
 auf sah ihn Mempelgard und Basel, wo er mit Fe-
 lix den Fünften sich unterredete, welcher ihn gerne
 dahin bewogen hätte, Eugen den Vierten zu ver-
 werfen, und ihn und das Concilium für rechtmässig
 zu halten. Friedrich wollte die Eintracht der Chris-
 tlichen Kirche, aber er wollte durch seinen Beitritt zu
 einer Parthey nichts entscheiden, sondern nur Einig-
 keit rathen, und da er nichts bewirkte, setzte er seine
 Reise weiter fort bis nach Konstanz. Da er aller
 Orten, wohin er kam, sehr herrlich bewirthe, und
 reichlich beschenkt wurde, so strengte die Mißgunst
 das üble Gerücht aus, als reise er nur, um reiche
 Geschenke zu erhalten; vernünftige Staatsmänner
 aber verwunderten sich, daß er als römischer König
 und Fürst von Oesterreich so ganz unbesorgt der
 Eidgenossen Gebiet durchzog, die abhold ihm waren,
 weil er ihre Freiheiten zu bestätigen sich weigerte,
 bis sie seinem Hause alle Besizungen würden heraus-
 gegeben haben, die sie Friedrich dem älteren, seinem
 Oheime, wider Recht und Befugniß entrißen. Al-
 lein er fürchtete nichts, weil seine Unschuld ihn
 schützte, und seine Gerechtigkeitsliebe bekannt war.

Nach Konstanz kamen nun die Gesandten der
 Eidgenossen, denn er hatte sie von Freyburg aus

dahin beschieden. Sie ersuchten ihn um die Bestätigung ihrer Rechte und Freiheiten, und versprachen diese Gnade mit aller Treue erkennen zu wollen. Aber er ließ ihnen antworten: sie sollen dem Hause Oesterreich die entriffenen Herrschaften zurückstellen. Dann wolle auch er als römischer Kaiser ihrem Verlangen Genüge leisten; damit sie sich aber nicht über Ungerechtigkeit beklagen könnten, so wolle er gestatten, daß ihre beyderseitigen Ansprüche und Rechte entweder durch einige Reichsfürsten, als Schiedsmänner auf einer Tagsatzung zu Zürich, oder vor dem Pfalzgrafen am Rhein, oder auch sogleich vor den gegenwärtigen Fürsten und Herren des deutschen Reichs zu Konstanz selbst entschieden werden möchten. Hiezu hatten die Abgesandten der Eidgenossen keine Vollmacht, also giengen sie ohne Verzug nach Hause. Bald hierauf erhob Schwyz einen Krieg wider Zürich, die Eidgenossen stunden den Schwizern bei, und iadem Zürich Oesterreichs Schutzverwandte war, wurde auch Oesterreich befehdet. Friedrich schmeichelte sich anfänglich mit der Reichshilfe, wurde aber in seiner Erwartung getäuscht. Er warb demnach um Beistand bei Frankreich, und erhielt dreyßigtausend Mann, aber dafür machte in einiger Zeit Frankreich selbst Ansprüche an Friedrich und das deutsche Reich. Ein Reichskrieg schien nahe; allein bevor er ausbrach, legten sich die Franzosen zum Spiele, und zogen ab, nachdem sie grausame Spuren ihrer Gegenwart durch Morden und Brennen aller Orten, wo sie hinkamen, zurückgelassen hatten. Sieben Jahre heiläufig währte der Krieg.

mit den Eidgenossen, und wurde dann zu Einsiedeln durch Schiedsrichter geendiget. Zürich mußte dem Bunde mit Oesterreich entsagen, und jeder der kriegsführenden Theile die Kriegskosten und den erlittenen Schaden selbst tragen.

Friedrichs etwas längeres Verweilen zu Konstanz machte den Bürgern daselbst bange, sie fürchteten, er möchte zu lange verbleiben, und erhöhten die Miethe für die Betten, Zimmer und Stallungen sowohl für ihn, als seine Hofleute unmäßig. Als er dieses vernahm, ließ er die Magistratspersonen zu sich rufen, und befragte sie um den Grund dieses Betragens. Man gab ihm zur Antwort: „die Bürger hätten es zu König Siegmunds Zeiten auch so gemacht, und er wäre wohl damit zufrieden gewesen; sie thäten es jetzt, um keinen Schaden zu leiden.“ Ihnen antwortete hierauf Friedrich: „Ob ihr es auch allweg vor gethan haben möget bei König Siegmunds Zeiten, so ist es darum nicht besser, es gefällt mir auch nicht an euch. Er mag es gern von euch geduldet haben oder nicht, ihr habt mit ihm gehandelt, daß er euch Pfänder ver setzte, und wurde dem einen zu viel, dem andern zu wenig zu Theil. Ich habe noch kein Pfand zurückgelassen, noch etwas versezt, wenn auch noch größere Kosten, als hier, jedoch mit Billigkeit, darauf gegangen sind. Ich will euch baar bezahlen, niemand soll etwas an mir verlieren, und ich begehre auch nicht, daß ihr mir etwas auf Borg geben sollt.“ Er verwies ihnen hiemit ihre

Unbilligkeit, und gab ihnen zu verstehen, daß sie Siegmunden österrheische Pfandschaften abgedrungen hätten. Er verließ unverzüglich diese eigennützige Stadt, fuhr über den See nach Arben, kam nach St. Gallen, wo ihm von der Stadt gehuldt wurde; dann setzte er seine Reise über den Arlen nach Innsbruck fort, und traf von da aus nach neun Monaten wieder in Oesterreich ein.

Hier fand er das ganze Land von dem herum schwärmenden Haufen der Soldaten Albrechts durch Plünderung und Raub gequält, und als er sich mit diesen abgefunden hatte, gefiel es einigen Ubelichen aus der Steyermark, aus Oesterreich, Böhmen und Hungarn, und sogar aus Polen den Raub zu einem ausschließenden Gewerbe für sich zu machen, und das gemeine Volk wie ihr Eigenthum zu behandeln. Friedrich, als vormundtschaftlicher Regent Oesterreichs, legte die Pflicht, den Räubern Einhalt zu thun, den Ständen auf, deren Mitglieder die Räuber waren; die Stände aber schoben die Pflicht von sich auf ihn zurück, weil er den Staatsfädel habe. Also geschah lange Zeit nichts, den Räubern blieb freyer Spielraum im Lande, besonders weil Friedrich indessen in den Schweizerkrieg verwickelt wurde, dessen Entstehung, Fortgang und Ende schon ist erzählt worden. Die Häupter der Räuber-Notten waren Panfras, ein Pole; der Edle von Vettau, ein Mährer; die Brüder Idumspeiger; Tobias Rohrer; Kienberger; Reuter, und Leonhard von Urberg. Diese plagten und ängstigten Oesterreich theils aus Hab-

sucht und Dürftigkeit, theils aus Neid und Mißgunst gegen die Minister Friedrichs. Sie fielen aus ihren Burgen oder zerstörten Schlössern, aus Hohlwegen oder selbst gemachten Schanzen heraus, durchstreiften die umliegenden Ortschaften, und beraubten sie; und wurden sie von einem Orte vertrieben, so kamen sie an einem andern zum Vorscheine. Zu dieser allgemeinen Landplage kam eine noch weit größere; ein Einfall der Hungarn unter der Anführung Johann Hunyads, des Statthalters, welcher Friedrich zwingen wollte, den Prinzen Ladislaus und die Reichskrone herauszugeben, damit er in Hungarn erzogen und in den Sitten und Gewohnheiten der Nation, wie auch in den Gesetzen des Landes unterrichtet werden möchte. Friedrich weigerte sich, dieses zu thun, und hatte seine wichtigen Gründe dazu. Er wurde daher in Neustadt belagert, aber Hunyad erreichte dennoch seinen Zweck nicht; hierüber aufgebracht, zog er seine Armee zurück, verwüstete aber die Gränzen Oesterreichs, und hielt sich durch die daselbst gemachte reiche Beute schadlos. Ulrich von Cilli vermittelte einen Waffenstillstand, und der Prinz blieb noch länger an Friedrichs Hofe. Während dieses in Oesterreich geschah, hatte Friedrich auch Handel mit den tyrolischen Landesständen, welche den Herzog Siegmund von ihm abverlangten, damit sie ihren eigenen Regenten hätten. Wie diese Uneinigkeit beigelegt worden sey, ist bereits in der Geschichte Siegmunds angeführt worden.

Aber

Aber nicht nur die Hungarn, sondern auch die Böhmen und Oesterreicher forderten von Friedrich den jungen Prinzen Ladislaus, die Böhmen drohten sogar, wenn er ihnen denselben nicht würde verabsolgen lassen, einem andern ihr Reich und ihre Krone zu geben. Allein Friedrich ließ ihnen durch den Aeneas Sylbins vorstellen, daß er zum Besten Böhmens ihnen den jungen Fürsten vor seinem reifen Alter nicht überlassen würde; denn da Böhmen so viele vortreffliche Männer zähle, so würde jeder nach der Vormundschaft streben, daraus würden Eifersucht und innere Fehden entstehen, wodurch das Reich ins Verderben gestürzt werden könnte. Zudem sey er gesonnen, eine Reise nach Rom zu machen, wohin er den Prinzen mit zu nehmen wünsche, er hoffe, die Böhmen würden sich während seiner Abwesenheit ruhig betragen, da sie einen vorzüglich vortrefflichen Mann zum Statthalter hätten. Durch diese Vorstellung wurden die Böhmen befriediget; sie versprachen, sein Gefolge nach Rom mit einigen ihrer Großen zu vermehren, und sich ruhig zu halten. Da Friedrich den Hungarn und Böhmen ihre Forderung abgeschlagen hatte, so konnte er das Ansuchen der Oesterreicher um den Prinzen desto weniger gewähren, und wies es also gleichfalls ab. Indem er sich nun beständig weigerte, den Prinzen aus seiner Pflege zu entlassen, so wurde ihm dieses von vielen übel gedeutet, und man beschuldigte ihn, er thue es aus Geiz, um die Einkünfte Oesterreichs desto länger für sich selbst beziehen zu können. Al-

lein so eigennützig dachte Friedrich nicht, und er bewies es nach der Zeit den aufrührerischen Oesterreichern zur Beschämung, da sie ihm ins Gesicht gesagt hatten, er habe die ersparten Schätze ihrer Regenten zu seinen frommen Stiftungen verwendet, er sie ihnen aber zu Neustadt unter unverletzten Siegeln, wie sie ihm waren in Verwahrung gegeben worden, vor Augen legte. Die wahren Ursachen, warum Friedrich den Prinzen nicht wollte ausfolgen lassen, müssen in den Verhältnissen der damaligen Zeit und in der Lage der Umstände aufgesucht werden. Friedrich war vorsichtig und klug, er sah auf das, was den Reichen des Prinzen und seiner Person nützlich war. Er kannte den Wankelmuth der hungarischen Nation aus der Erfahrung, denn sie hatten den Ladislaus zu ihren König gewählt, ihn gekrönt, und zur nämlichen Zeit Ladislaus den polnischen König auf ihren Thron gesetzt, weil sie von keinem Kinde, sondern von einem Manne, wie sie sagten, beherrscht werden wollten. Dieser Grund war nach dessen Tode noch vorhanden, und um so viel wichtiger geworden, als gerade um diese Zeit die türkische Macht mit Riesenschritten vordrang, wider welche Ladislaus, der Knabe, sie eben so wenig, als Ladislaus, das Kind, vertheidigen konnte. Dem Reiche war demnach besser geholfen, da es den Statthalter, Johann Hunyad, einen wahren Helden, an der Spitze der Armee hatte, als wenn es Ladislaus regiert hätte, Böhmen wurde ebenfalls von Georg Podiebrad trefflich verwaltet, und hatte somit keine Ursache, den Prinzen abzugeben.

Hingegen konnte Friedrich mit Grund manches Nachtheilige für den Prinzen besorgen, wenn er ihn den Böhmen überließ. Podiebrad war ein herrschsüchtiger Mann, ein heimlicher Freund der mächtigen Hussiten, wie leicht konnte Ladislaus in der Religion irreführt werden, oder sonst Gefahr laufen, durch heimliche Intriguen der Großen, das Reich sammt dem Leben zu verlieren? Den Oesterreichern ihn zu übergeben, war eben so wenig rathsam; denn da zankten sich die Edlen um die ersten Stellen bei Hofe, und andere beraubten und plünderten das Land, welchen Streit würde erst die Vormundschaft veranlassen können? Nebstbei würden sich auch die Ungarn und Böhmen für zurückgesetzt und beschimpft gehalten haben, wenn ihnen der Prinz abgeschlagen, hingegen den Oesterreichern überlassen worden wäre. Bei so bewandten Umständen konnte Friedrich unmöglich etwas anders thun, als den Prinzen bei sich behalten, und als ein rechtschaffener Pflegevater über ihn, selbst mit eigener Gefahr, wachen; denn nur dadurch konnte er ihn vor Nachstellungen sichern; seine Religion, an der ihm das Meiste lag, vor Irrlehren schützen, und den Frieden der Königreiche erhalten.

Wenn gleich Friedrich mit inneren und häuslichen Unruhen vieles zu schaffen hatte, so vergaß er doch dabei nicht, daß er auch Deutschlands Oberhaupt sey, und als solches auch für das Reich sorgen müsse. Da um diese Zeit die Kirchenspaltung

fast allein der wichtigste Gegenstand war, welcher die europäischen Nationen beschäftigte, so nahm er sich vor, dieselbe beizulegen. Er bewirkte zuerst durch seinen Gesandten Aeneas Sylvius die Anerkennung des Papstes Eugen des Vierten, und die Vereinigung der deutschen Nation mit demselben, und nach dessen frühem Absterben wurde durch seine Vermittlung das nämliche Verhältniß mit Nikolaus dem Fünften. Das Baseler Concilium wurde aufgehoben, und der Papst Felix der Fünfte dankte freiwillig ab, worauf die Einigkeit der ganzen Kirche erfolgte. Friedrich wollte sodann der deutschen Kirche einige Vorrechte verschaffen, und sie weniger abhängig von dem Papste machen, deswegen errichtete er mit diesem besondere Concordaten, wobei freilich seine wohlthätige Absicht durch seinen eignen Gesandten, den Aeneas Sylvius, einigermaßen durchkreuzt wurde, und die Wirkung nicht hatte, welche er sich von den Concordaten versprach.

Nachdem die Räubereien in Oesterreich zu sehr überhand nahmen, wachten endlich die Landstände auf, und stellten auf Befehl Friedrichs ein Kriegerheer auf die Beine, wozu Friedrich selbst siebenhundert Reuter gab, die er aus seinem eignen Säckel bezahlte und verpflegte. Die Heerführersstelle besetzte Ulrich von Cilli; er suchte die Räuber aller Orten auf, verfolgte sie unermüdet, und war so glücklich, dem gebrängten Lande, so gut es die Umstände zuließen, Ruhe zu verschaffen.

Fünf und drehzig Jahre war Friedrich bereits alt geworden, und noch lebte er im ehelosen Stande. Es scheint, als hätten ihn die Menge der Geschäfte und die verschiedenen Fehden, die er zu bestehen hatte, gehindert, sich mit Heurathsgedanken vorher zu beschäftigen. Als ihm demnach einige Muse gegönnt wurde, so dachte er auch auf eine Braut. Seine Wahl fiel auf Eleonoren, eine Richtte Alphons des Fünften, Könige von Arragonien, Neapel und Sicilien, und Schwester des Königs von Portugall; der Ruf ihrer Schönheit und Tugend hatte sie ihm empfohlen; er warb um sie, und als sie ihm war zugesagt worden, ließ er dem Papste Nikolaus dem Fünften melden, er wünschte in Rom getrauet zu werden, und zugleich die Kaiserkrone aus dessen Händen zu empfangen. Der heilige Vater gewährte ihm mit Vergnügen seinen Wunsch, und Friedrich traf sogleich die nöthigen Reiseanstalten, wählte sich ein stattliches Gefolge, theils aus den Reichsfürsten, theils aus dem Adel seiner Länder aus, und gab den Italiänern die Weisung, was sie zu seinem Empfange vorbereiten sollten.

Die Reiseanstalten giengen sehr langsam vor sich, weil man nicht glaubte, daß es dem Monarchen Ernst damit sey, indem er schon einigemal dergleichen zu machen befohl, und doch niemals die Reise antrat. Indessen bewies er bald, daß er jetzt wirklich zu reisen entschlossen, und auch gesonnen sey, den jungen Prinzen Ladislaus mitzunehmen, womit aber die Oesterreicher gar nicht zufrieden waren. Sie

wollten, daß Ladislaus zurückbleiben möchte, weil ihm eine so weite Reise nach einem ganz fremden und heißen Himmelsstriche ganz leicht einen Unfall zuziehen könnte, der seiner Gesundheit Schaden dürfte. Allein dieses war nur Vorwand, wodurch sie ihre Absichten zu verbergen suchten; sie wollten den Prinzen der Vormundschaft Friedrichs entziehen, wozu ihnen die Reise die beste Gelegenheit zu geben schien. Indessen sah Friedrich nicht darauf, ordnete die Regierung an, bestellte einen Ausschuß, welcher in seiner Abwesenheit die Regierung führen sollte, und nahm nur solche Männer dazu, von deren Treue er versichert zu seyn glaubte. Er sah hiebei weder auf die Glieder der Landstände, noch auch auf die Wiener, daher wurden die meisten landständischen Mitglieder darüber ungehalten, vorzüglich aber verbroß es den stolzen und unruhigen Eyzinger, daß er nicht zum Ausschusse beigezogen worden war. Bevor also noch Friedrich abreiste, wagte es Eyzinger, in Wien anfänglich Privatversammlungen, und endlich gar einen öffentlichen Landtag zu halten, bei welchen er darauf antrug, die neu aufgestellten Regierungen lieber abzuschaffen, und andere an ihren Platz zu setzen, wobei er natürlicher Weise obenan gesetzt zu werden sich schmeichelte. Wirklich wurde deswegen unter den Ständen ein Bund geschlossen, kraft dessen Eyzingers Vorschlag sollte angeführt werden. Man wartete nur die Abreise Friedrichs von Neustadt ab, sie erfolgte wirklich, obschon Friedrich von allem dem, was in Wien vorgegangen, war verständigt worden. Er war bis nach St. Veit

in Kärnthen gekommen, als ihn, ohne die geringste Ursache anzugeben, die Brüder Kemprecht und Wolfgang von Walsee und ein großer Theil des österreichischen Adels plötzlich verließen, und nach Oesterreich zurückgiengen. Friedrich, betroffen über dieses sonderbare Betragen der österreichischen Edeln, bemühte sich wenigstens den Grafen Ulrich von Cilli bei sich und in Treue zu erhalten, er sprach ihn deswegen selbst, konnte aber nur zweydeutige Antworten von ihm herauslocken; denn Ulrich war heimlich mit den Oesterreichern einverstanden, und wurde auch späterhin wirklich das Haupt der Unzufriedenen.

Obwohl es Friedrich kränkte, daß ihn so viele Edle verlassen hatten, so setzte er, dessen ungeachtet, seine Reise fort, denn noch zahlreich genug war der Adel, der ihn begleitete, besonders, da auch sein Bruder Albrecht sich ihm mit den Seinigen zugesellte. Zu Sienna sah er seine Braut zum erstenmale, und umarmte sie; nach einigen Tagen reisten sie beyde nach Rom ab. Als er den Gipfel des Berges Cimini erstiegen hatte, sagte er zum Aeneas Sylvius, der ihm stets zur Seite war: „Sieh, wir reisen nach Rom; es dünkt mich, ich sehe dich schon als Cardinal; aber dabei wird dein gutes Glück nicht stehen bleiben, du wirst noch höher steigen, und St. Peters Stuhl erwartet dich. Aber hüte dich, daß du dann als Pabst mich nicht verachtest.“ Ihm antwortete Aeneas: „Ich mache weder Anspruch auf die Cardinals- noch weniger auf die päpstliche Würde.“ „Aber ich“ erwiderte Fried-

brich „sehe, daß sich dieses so fügen wird.“ Er langte glücklich zu Rom an, wurde vom heiligen Vater mit seiner Braut getrauet, und auch zugleich zum Kaiser gekrönt, er war der letzte der deutschen Könige, der in Rom die Kaiserkrone vom Papste empfing.

Nachdem die Hochzeitsfeier und das Krönungsgepränge geendigt waren, bath Alphons der Fünfte, König von Neapel, den Kaiser zu sich, denn er wünschte sehnlichst, ihn zu sehen, und ihm für die Ehre zu danken, daß er seine Nichte sich zur Gattin auserkoren hatte. Friedrich nahm die Einladung an, und reiste mit seinem ganzen Gefolge nach Neapel, wo ihm Alphons alle nur ersinnliche Vergnügen verschaffte, und ihn mit einer verschwenderischen Freigebigkeit einige Wochen hindurch bewirthete. Alles am Hofe lebte im frohen Genuße des Vergnügens, nur Eleonora die Neugetraute nicht; denn sie wähnte, Friedrich liebe sie nicht, weil er mit ihr die Ehe noch nicht vollzogen hätte, indem er sagte: „Er wolle keine italienischen Kinder zeugen.“ Sie wendete sich in diesem ihren weiblichen Anliegen an ihren Oheim, und dieser drang bei Friedrich auf die Vollziehung der Ehe. Den gastfreundlichen König nicht zu beleidigen, konnte nun Friedrich nichts anders thun, als ihm willfahren. Er hielt also sein Beilager, nahm hierauf Abschied, und gieng nach Rom zurück. Während sich Friedrich in Italien aufhielt, sieng in Oesterreich Othinger an, seine schon vorher über sich genommene Rolle zu spielen. Er verläum-

dete den abwesenden Fürsten bei den Oesterreichern
 auf die schändlichste Weise, mahlte ihn mit den wi-
 brigsten und dunkelsten Farben, und brachte es end-
 lich theils durch Ueberradung, theils durch Drohun-
 gen bei den Wienern und den meisten Landständen
 dahin, daß sie ihm beitraten, die von Friedrich auf-
 gestellten einstweiligen Regenten verdrängten, andere
 ernannten, und den Grafen Ulrich von Silli zum Präsi-
 denten erwählten. Ihre Vermessenheit vor der Welt zu
 rechtfertigen, verklagten sie den Kaiser auch bei dem
 Pabste. Friedrich widerlegte vor diesem alle ihm an-
 gedichteten Beschuldigungen, nicht, als ob er densel-
 ben als seinen Richter erkannt hätte, sondern, weil
 er ihn zum Freunde haben wollte. Er bewog ihn
 aber dadurch auch, daß er alle Unruhestifter und Un-
 hänger des Eyzingers in Bann that. Nun aber
 war es Zeit, daß Friedrich nach Hause eilte, er ver-
 weilte daher nicht länger in Rom, und begab sich
 auf den Rückweg. Auf diesem machte er den Mark-
 grafen Borso von Este, zum Herzoge von Modena
 und Reggio, beehrte die Venetianer mit einem Be-
 suche, und wurde von ihnen nach Würde bewill-
 kommt, und mit allen den Seinigen gastfrei gehalten.
 Man zeigte ihm alles Sehenswürdige der mäch-
 tigen und reichen Königin des adriatischen Meeres,
 und unter andern auch die Schatzkammer. Hier
 wurde ihm die Wahl gelassen, sich etwas daraus nach
 seinem Geschmacke und Behagen auszulesen, er aber
 antwortet: „Er habe sich zum Gesetze gemacht, kei-
 „nen Schatz, der für die Nachkommenschaft hinter-
 „legt wäre, zu vermindern, wohl aber ihn zu ver-

„mehrern.“ Mit diesen Worten zog er einen höchst schätzbaren Diamantring vom Finger, und verehrte ihn zum ewigen Andenken der Republik. Bei seinem Abschiede versicherte er den Doge, er werde sich, so lange er regieren werde, angelegen seyn lassen, daß sowohl das deutsche Reich, als auch Oesterreich mit Venedig in guter Harmonie bleiben möge, aber er sehe schon im Geiste vor, daß bei seinen Nachfolgern die Freundschaft erkalten werde.

Friedrich reiste mit großer Zufriedenheit von Venedig ab, als er aber das erstemal den Fuß auf deutschen Boden setzte, überfiel ihn ein fürchterliches Donnerwetter, ein Vorbild der Stürme, die über ihn kommen sollten. Indem ihm alles, was in Wien geschehen war, hinterbracht wurde, so hielt er nun Rath, was er am rathsamsten thun könne, ob er sich nach Grätz, oder aber nach Wienerisch-Neustadt wenden sollte? Dieses letztere wurde ihm sehr mißrathen, weil es ein gefährliches Unternehmen sey; allein dessen ungeachtet entschloß er sich, dahin zu gehen, denn er glaubte, es sey der Würde eines Kaisers unanständig, vor Räubern zu fliehen. Als man ihn zu gleicher Zeit ermahnte, seine Reise durch die Steyermark sehr vorsichtig zu nehmen, weil er auch da vor heimlichen Nachstellungen nicht gesichert sey, so sagte er: „Ich habe meinen Unterthanen „keine Ursache zur Empörung gegeben; den andern „ist es nur um den Prinzen Ladislaus zu thun, wollen sie ihn haben, so will ich ihn fahren lassen, „und dann werden sich die Hungarn, Böhmen und

„Oesterreicher um ihn eben so zanken, wie die drei
 „Göttinnen um den goldenen Apfel der Iris, also
 „auch nicht Zeit haben, mich zu bekriegen.“ Um
 jedoch nicht ganz ohne Vorsicht vorzugehen, so be-
 fahl er den Steyermärkern und Kärnthnern ein
 Kriegeheer auf die Beine zu stellen, um die Gränzen
 zu decken, wenn allenfals von den Hungarn, Böh-
 men oder Oesterreichern ein Einfall gewagt werden
 sollte. Seinen Bruder Albrecht, mit dem er das
 malz ausgesöhnt war, ersuchte er, einige tausend
 Mann Schwaben zu sammeln, damit er ihm im
 Nothfalle beispringen könne. Er selbst zog mit 4000
 Reifigen und eben so vielen Fußknechten nach Neus-
 tadt. Mit dieser ansehnlichen Macht hätte er die
 Empörer schnell überfallen, und den angezettelten
 Aufstand im Entstehen unterdrücken können, beson-
 ders da die Anführer noch nicht gerüset, und durch
 seine Ankunft in den äußersten Schrecken versetzt
 worden waren. Aber Friedrich wollte, wie Aeneas
 Sylbins sich ausdrückt, lieber dulden, als den Sei-
 nigen ein Leid zufügen. Also behielt er nur einen
 Theil der Truppen bei sich, und verlegte die übrigen
 in die benachbarten Schlösser zur Besatzung, den
 Eyzinger und andere Aufwiegler lud er vor sich zur
 Verantwortung, sie aber erschienen nicht. Friedrich
 setzte seine ganze Hoffnung auf die Wirkung des
 Kirchenbannes, den der Pabst wider die Anführer
 erlassen hatte, er schickte ihn daher zur Kundma-
 chung an die Bischöfe zu Salzburg, Passau und Ol-
 mütz, aber keiner derselben verkündigte ihn. Die
 Anführer appellirten dagegen an eine allgemeine,

Kirchenversammlung, und säumten nicht, ein Heer zu sammeln, daß in kurzer Zeit auf 16000 Mann anwuchs. Hierauf sandten sie an ihn, und verlangten die Ablieferung des Prinzen; er schlug die Ansinnen ab, sie hingegen erklärten ihm unverzüglich den Krieg, fiengen ihn auch sogleich mit Verheerung des Landes und Zerstörung der Schlösser an. Der Graf von Cilli, Ezzinger und Rosenberg führten dann die Armee vor Neustadt, gewannen in einem Scharmügel die Oberhand, und drangen schnell bis an die Stadthore vor, wurden auch mit den flüchtigen Truppen Friedrichs zugleich eingebrungen sehn, wenn nicht ein tapferer Mann, ein edler Steyermärker, Andreas Baumkircher, als ein zweyter Horatius Cocles sie aufgehalten hätte, indem er sich hinter das Thor stellte, und so lange focht, bis er sich zurückziehen, und das Thor gesperrt werden konnte. Friedrich belohnte den Helden reichlich; erhob ihn in den Freiherrnstand; machte ihn zum Landeshauptmann in der Steyermark, und beschenkte ihn mit einigen Burgen. Wie Baumkircher nun dieses sein Glück benützte, und welches Ende er nahm, wird weiter unten erzählt werden. Die Aufrührer belagerten jetzt die Stadt nach aller Form. Um Menschenblut zu schonen, ließ sich aber Friedrich gefallen, mit den Rebellen einen Vergleich einzugehen. Er that dieses aus freyem Antriebe und nicht gezwungen, denn er konnte ganz leicht, die bereits anrückende Hilfe der Steyermärker, Schwaben und Böhmen abwarten. Der Vertrag gieng dahin, daß Friedrich den Prinzen dem Grafen von Cilli übergeben wolle,

jedoch soll dieser nicht eher nach Wien abgeführt werden, bis daselbst die Anverwandten des Prinzen, die bedungenen Schiedsrichter, alle Stände, die Abgeordneten aus Hungarn und Böhmen angelangt seyen, und über die Art, die vormundschaftliche Regierung zu führen, ihre Meinung gegeben haben würden. Die Ausführer versprochen's, hielten aber nicht Wort.

Ob schon Ladislaus nicht mehr in den Händen Friedrichs sich befand, so war darum die Einigkeit zwischen den Oesterreichern und Friedrich nicht hergestellt, denn dieser verlangte jetzt die Wiedererstattung der Auslagen, welche er der Vormundschaft wegen gemacht hatte. Ladislaus, oder besser der Graf Ulrich von Cilli, sein Minister, wollte sich hiezu nicht verstehen, Friedrich gab daher die hungarische Krone nicht heraus, und wollte auch die von ihm besetzten Schlösser, welche zu Hungarn gehörten, nicht abtreten, bis er bezahlt seyn würde. Ladislaus ließ ihm also einige durch Gewalt abnehmen, wodurch er nothwendiger Weise auch mit Friedrich zum Bruche kommen mußte. Eine neue Ursache zur Zwietracht beyder Fürsten gab die Erledigung der Graffschaft Cilli, nachdem Ulrich, als der letzte seines Geschlechts und Stammes, war ermordet worden. Beyde machten Ansprüche darauf, Friedrich gewann durch Geld den Statthalter der Graffschaft, den Witotowiz, der ihm die Stadt Cilli sammt der Burg einräumte, worauf Friedrich ohne Verzug dahin reiste, und sich huldigen ließ. Aber kaum war dieses vor-

bei, als Wittowig die Rache des Königs Labislaut zu fürchten anfieng, und besorgte, seine in Ungarn und Böhmen gelegenen Güter möchten ihm eingezogen werden. Diesem vorzubeugen, faßte er den Entschluß, den Kaiser plötzlich zu überfallen, zu fangen und dem Könige auszuliefern. Friedrich bekam Wind von diesem heimlichen Anschläge des Statthalters, wollte ihn aber nicht glauben, denn als ein reiblicher Mann konnte er sich keinen Begriff machen, von dem Meineide eines Mannes, der ihm selbst die Stadt übergeben hatte. Indessen schritt Wittowig rasch zur Ausführung seines gefaßten Entschlusses, weil die Gelegenheit ihm leicht entgehen, und Friedrich ihm entrinnen könnte. Dieser verweilte aber noch sicher, und keine Gefahr ahnend, in der Stadt. Es schien dem Statthalter ein leichtes, ihn zu überraschen; er that es, aber Friedrich gewann noch so viel Zeit, sich in die besetzte Burg flüchten zu können. Hier belagerte ihn Wittowig durch acht Tage, bis einige Edle aus der Steyermark und Kärnthen in Eile einiges Kriegsvolk zusammenrafften, und ihrem Fürsten zu Hilfe zogen. Wittowig wartete ihre Ankunft nicht ab, hob die Belagerung auf, und entfloh mit reicher Beute beladen auf seine Güter. Also entging Friedrich einer großen Gefahr. Da ihm die Unbill wegen des Königs Labislaut zugefügt worden war, so rächte er sich dadurch, daß er durch seinen Anhang die königlichen Herrschaften verwüsten ließ. Der Pabst wurde endlich Mittler, und beyde Fürsten wurden versöhnt, kurz vor dem Hinscheiden des Labislaut. Die Grafschaft Gilt

blieb im Besitze Friedrichs, er mußte aber ihrent, wegen noch eine Fehde mit dem Grafen von Görz bestehen, die er glücklich führte, und darinn Sieger blieb.

Welche Verwirrungen nach dem Absterben des Königs und Herzogs Ladislaus in Oesterreich entstanden sind, wie Friedrich mit seinem Bruder Albrecht den Vierten beständig um dieses Land kämpfen mußte, und wie sehr er durch seine zu große Nachgiebigkeit dem Lande schadete, ist in der Geschichte Albrechts bereits erzählt worden. Nur müssen hier noch einige Umstände nachgetragen werden, welche Friedrich näher betreffen. Er war es, der durch seine Nachsicht den Pöbel so dreist machte, daß er erstlich den gesetzmäßigen Magistrat absetzte, und nachdem ihm dieses gelungen war, dem Kaiser selbst öffentlich absagte, ihm den Krieg ankündigte, und endlich so weit in seiner Vermessenheit gieng, daß er ihn in der Burg belagerte. Friedrich hatte hiebei zu wenig fest und vorsichtig gehandelt, er entließ seine Truppen und statt die Räufelührer so gleich zu ergreifen und zu strafen, wollte er sie durch gelinde Mittel zur Vernunft zurückführen. Dieses wurde ihm für Zaghaftigkeit ausgelegt, und dadurch der Muth der Empörer gehoben. Indessen war Friedrich nichts weniger als furchtsam, da die Gefahr von allen Seiten auf ihn anzog. Er hatte nicht mehr als 200 Mann, meistens Ritter, in seiner Burg, als sie von den Bürgern und dem Herzoge Albrecht umzingelt und bestürmt wurde. Alles die-

ses schreckte ihn nicht, er handelte männlich und tapfer zu dieser Zeit der dringenden Noth, ermahnnte seinen kleinen Haufen standhaft bei ihm auszuharren, theilte die Posten aus, besichtigte alles, war überall zugegen, wo Gefahr sich zeigte, und belebte seine Getreuen. Er sagte laut: „Er wolle die Burg so lange vertheidigen, bis sie sein Gottesader würde,“ indessen aber hoffe er, Gott werde seiner gerechten Sache beistehen, ihn schützen und den Frevel seiner Bürger strafen, die er jedoch bei all ihrer Bosheit geschont wissen wollte.“ Denn als sich ihm seine Büchsenmeister erbieten, aus Pulver, Pech und Del Feuerpfeile zu machen, und sie auf die Häuser der Stadt zu schießen, welche mit Holzschildeln gedeckt waren, und dadurch dann auch leicht in Brand gesteckt werden könnten, so verbot er es, damit nicht auch Unschuldige darunter leiden möchten. Die Belagerung dauerte einen ganzen Monat, und er hatte sehr vieles Ungemach dadurch zu leiden, am meisten aber setzte ihm die Hungersnoth zu, die er um desto schmerzlicher fühlte, weil er zugleich seine Gemahlin und den jungen Prinzen Maximilian, wie auch seine ehlen Vertheidiger mit denselben ringen sah. Eine durch Unvorsichtigkeit Ulrichs von Werdenberg an seiner Seite angezündete und zersprengte Pulbertonne würde ihm gewiß das Leben gekostet haben, hätte nicht die Vorsicht über ihn gewacht, und er sich noch geschwind genug durch einen Sprung gerettet, so, daß er nur mit einem etwas verbrannten Gesichte davon kam. Nach so manchen

manchen ausgestandenen Drangsalen erschien endlich sein Retter, der König Georg von Böhmen, und befreite ihn. Zur Dankbarkeit erhob nun Friedrich das Herzogthum Münsterberg in Schlesien zu einem Reichsfürstenthume, und die Herrschaft Glas zu einer Grafschaft, wodurch Georgs Söhne, Viktorin und Heinrich, in den Reichsfürstenstand eintraten. Dem Königreiche Böhmen selbst, so wie dem Könige verlieh er neue Vorzüge, und bewirkte zugleich bei dem Papste Pius den Zwehten, daß Georg als ein Begünstiger der Hussiten nicht öffentlich mit dem Kirchenbanne belegt wurde.

Albrecht zankte mit seinem Bruder bis an sein Ende, aber auch nach seinem zeitlichen Hintritte erlosch die Fackel der Zwietracht nicht sogleich. Die Wiener blieben noch eine Zeitlang starrsinnig, und wollten sich ihrem guten Fürsten nicht unterwerfen, obgleich er sie durch ein wahrhaft väterliches Schreiben eingeladen hatte, von ihrer Verirrung zurückzukehren. Sie hofften noch Unterstützung vom Erzherzoge Siegmund aus Tyrol, und erst dann, als dieser sie nicht anhörte, und sie ins äußerste Gedräng kamen, flehten sie Friedrich um Gnade an, und schickten um diese zu werben, den Bürgermeister mit einigen Rathsherren und siebzig Bürgern nach der Neustadt ab. Ihr Betragen war jetzt so auffallend demüthig gegen ihren vorigen Stolz und ihre Dreistigkeit, daß sie sogar von den Juden darüber verlacht wurden, und von den treuen Neustädtern manche

Schimpfworte sich mußten gefallen lassen. Als aber Friedrich dieses vernahm, untersagte er den Neustädtern jede Beschimpfung, und befahl, sie vorzulassen. Sie erkannten ihre Schuld kniefällig; baten um Verzeihung, gelobten in Zukunft treue und gehorsame Bürger zu seyn, und wurden von Friedrich ohne den geringsten Vorwurf und ohne daß er nur einen einzigen gestraft wissen wollte, entlassen. Einige seiner Hoffente billigten dieses an Friedrich nicht, sondern glaubten, er würde besser thun, wenn er gegen die Wiener überhaupt Strenge bezeugte, besonders da sie schon dreyimal gegen ihn meineidig geworden, allein ihnen antwortete der sanftmüthige Fürst:

„Ich weiß, daß in einer so großen und volkreichen
 „Stadt, wie Wien ist, sehr viele Unschuldige sich
 „befinden, daß einige der Auführer nur durch Ver-
 „führung und Anstiftung anderer zum Vergehen
 „hingerissen worden sind, es wäre sonach Unrecht
 „wegen des Verbrechens einiger, alle zu strafen. Ich
 „bin auch vor Gott ein Sünder, und bitte ihn um
 „Gnade, nicht um Recht; es ist demnach billig, daß
 „auch ich Gnade für Recht ergehen lasse.“ Er that
 es, und ganz Wien frolockte, als die Abgeordneten mit der Begnadigung zurückkamen. Freudig und einmüthig schwur ihm die gesammte Bürgerschaft den Eid der Treue, und dankte Gott durch einen feyerlichen Lobgesang, daß er Friedrichs Herz zu ihren Besten gewendet habe. Da sein Bruder Albrecht und der Bürgermeister Holzer mehrere Bürger vertrieben, und ihre Güter an sich gezogen hatten, so setzte er also in dem Genuß ihrer Rechte ein, und ver-

half jedem zu dem Seinigen. Dieses mißfiel zwar dem Pöbel, und er machte einen neuen Auslauf, der aber alsbald gedämpft wurde. Nicht so geschwind konnte er ein anderes Uebel Oesterreichs ausrotten, nämlich: die herumstreifenden und plündernden Züge der Soldaten, welche unter dem Vorwande des ausständigen Soldes allen Unfug trieben, und ungeachtet, daß sich Friedrich zur Zahlung anboth, dennoch fortführen, Gewaltthätigkeiten auszuüben, bis sie endlich durch Mitwirkung des ganzen Landes gebändigt wurden.

Die Unruhen in Oesterreich hinderten Friedrich seine gegründeten Ansprüche auf Böhmen und Ungarn auszuführen, nachdem Ladislaus gestorben war. Er mußte daher geschehen lassen, daß im ersteren Reiche Georg Podiebrad, und im letztern Matthias Corvin den königlichen Thron bestiegen. Zwar hatten einige hungarische Magnaten, vorzüglich die Grafen von St. Jörgen und Pöfing, ihm die Krone angetragen, und auch durch ihre Freunde es dahin gebracht, daß er zu Neustadt als Hungarns König ausgerufen wurde, allein dieß nützte ihm nichts, vielmehr kam er beschweden, und weil er den Titel eines Königs von Ungarn führte, mit dem von der Nation gewählten König Matthias in Streit, worüber ein Krieg entstand, in welchem er nicht ganz unglücklich war, und das Vergnügen hatte, daß Matthias selbst auf einen Vergleich und anständigen Frieden antrug, wozu er sich auch willig fin-

den ließ. Der Friede wurde folgendermassen geschlossen: „Friedrich erkennt den Matthias als wirklichen König von Hungarn, und übergiebt ihm die Reichskrone, die er bisher noch besaß, dafür zahlt ihm Matthias 60,000 (andere sagen 80,000) Dukaten, und Friedrich behält den hungarischen Königstitel bei, damit dieser aber nicht ein bloßer Wortklang seyn möge, sollen ihm die an Oesterreich gränzenden Schlösser und Flecken Forchtenstein, Kobelsdorf, Eisenstadt, Güns und Rechnitz sammt allen Rechten und Zugehör eigenthümlich und frey überlassen werden, dem Kaiser, seinem Sohne, oder Enkel bleibt die Nachfolge im Reiche, wenn Matthias kinderlos mit Tode abgehen sollte.“ Nach beyderseits bestätigtem Friedensinstrumente kamen sogleich hungarische Gesandte mit viertausend Reitern nach Neustadt, die Krone abzuholen. Als sie Friedrich von den Zinnen der Stadtmauern herab ankommen sah, befahl er allsogleich die Stadtthore zu sperren, Wachen auszustellen, und niemanden einzulassen; zugleich ließ er den Hungarn entbieten: Eine Krone abzuholen, bedürfe es keines ganzen Heeres, mit diesem eroberne man Städte, mache Beute, und vermüste die Fluren, hole aber keine Krone. Es wurde daher ausgemacht, daß nur der Bischof von Wardein mit zweyhundert Mann eingelassen werden, und die Krone in Empfang nehmen soll, alle übrigen Truppen sollten sogleich zurückkehren. Dieses geschah, und Friedrich überlieferte die Krone, jedoch mußte auch das im Friedensvertrage ausbedungene Geld sogleich erlegt werden.

Friedrich hatte jetzt, wie es ihm schien, von keiner Seite her einen Feind zu befürchten, er glaubte also die Zeit des Friedens nicht besser verwenden zu können, als wenn er eine Reise nach Rom unternähme, zu welcher er sich durch ein Gelübde, während der Zeit, als er in der Burg belagert worden war, verbindlich gemacht hatte. Er kleidete sich demnach in einen Pilgerrock, und trat mit sechshundert adelichen Rittern seine Reise dahin an. Bevor er aber nach Rom gieng, besuchte er das heilige Haus zu Loretto, und verrichtete dort seine Andacht. Da er vernahm, daß der Pabst Paul der Zwente Anstalten mache, ihn auf das prächtigste zu empfangen, so wollte er ihm zuborkommen, und beschleunigte von Loretto aus seine Reise so sehr, daß er ihn wirklich überraschte. Am Christabend langte er da selbst an, wohnte am Christtage dem Gottesdienste bei, sang bei dem Hochamte als Diacon das Evangelium, und empfing dann vom Pabste die Communion. In einer der nachgehends mit ihm gehaltenen Unterredung ersuchte er den heiligen Vater um seine Beiwirkung wider die Türken, und daß er einer Versammlung der Fürsten, die man zu Konstanz deswegen halten wolle, bewohnen möchte. Paul lehnte auf eine kluge Weise beyde Ansuchen ab, und Friedrich drang nicht weiter in ihn, denn er wollte noch andere Dinge von ihm erhalten. Diese waren die Bestätigung des von ihm neu gemachten Bischofs zu Lobant, und des neu errichteten St. Jörgen-Ordens zu Mühlstadt in Kärnthen; die Erlaubniß, zwey neue Bisthümer, eines zu Wien

das andere zu Neustadt, zu errichten, und die Beförderung der Heiligsprechungsgeschäfte Leopolds des Fünften gewesenen Markgrafen zu Oesterreich aus dem edlen Geschlechte der Babenberger. Paul der Zweyte bewilligte ihm alles dieses, ertheilte ihm nebstbei mehrere Ablässe, verehrte ihm eine Menge Reliquien, und beschenkte ihn mit dreihundert geistlichen Pfründen, die er bei ihrer Erledigung nach Willkühr vergeben durfte; machte ihm endlich noch ein Geschenk von Juwelen, am Werthe von zweitausend Dukaten. Friedrich hatte auf diese Weise alle Ursache mit dem heiligen Vater zufrieden zu seyn. Er war es, und schied vergnügt von Rom.

Bei seiner Nachhausekunft fand er in der Steyermark große Unruhen. Johann von Stubenberg, Lichtenstein, Andreas Baumkircher, Johann und Ulrich von Pöding, und Greifenegger hatten sich eigenmächtig in den Besitz einiger seiner Schlösser gesetzt, weil er ihnen die für ihn gemachten Kriegsauslagen noch nicht erstattet hatte. Der König Matthias von Hungarn unterstützte diese Herren, indem auch er mit Friedrich unzufrieden war, als der ihm versprochen, Geld zu seinem böhmischen Kriege vorzuschießen, es aber bisher nicht gethan hatte. Er forderte dieses nun mit Nachdruck, aber Friedrich entschuldigte sich damit, daß seine Kammer erschöpft sey, wozu Matthias das Seinige beigetragen, weil er den Friedensstörern Schutz und Sicherheit gegeben habe. Die Gefahr für Friedrich und seine Länder wurde noch durch einen Einfall der Türken vermehrt.

Der türkische Bassa aus Bosnien überfiel unversehens Krain und Kärnthén, plünderte und mordete, so weit sein Belagerungsgeschütz reichte, und schleppete viele Tausende der Einwohner beyder Länder in die Sklaverey hinweg.

Drey wichtige Gegenstände hatte demnach Friedrich zu berichtigen, die Friedensstörer in der Steyermark zu Paaren zu treiben, Innerösterreichs Gränzen vor den türkischen Einfällen zu decken, und mit dem Könige Matthias sich wegen seiner Forderung abzufinden. Vor allen andern that er dies lezte, und kam dann mit dem Könige überein, daß dieser den unruhigen Edeln seinen Schutz entzog, und ihnen keinen Zufluchtsort in seinem Reiche gestattete. Hierauf versammelte er die Stände der Steyermark von Kärnthén und Krain, hielt einen Landtag zu Böckelmark, und verabredete mit ihnen die Maßregeln, welche man zur Erhaltung der Ländersicherheit, und zur Wiederherstellung der inneren Ruhe in der Steyermark nehmen, und anwenden wolle. Weil er sich Rechnung machte, auch vom deutschen Reiche wider die Türken Hilfe zu erlangen, so schrieb er einen allgemeinen Reichstag nach Regensburg aus, und versprach diesen in eigener Person zu besuchen. Indessen, bis die Zeit der Reichsversammlung heranrückte, blieb er zu Grätz, und bekriegte die aufrührerischen Herren. Da vorzüglich Baumkircher der Mann war, welcher ihm am thätigsten Widerstand leistete, so berief er ihn nach Grätz zur Verantwortung.

Baumkircher war muthig genug, auf die Vorladung zu erscheinen, nachdem ihm Friedrich auf vier und zwanzig Stunden ein sicheres Geleit gegeben hatte. In dieser kurzen Zeit brachte Baumkircher seine Rechtfertigungsgründe vor, so gut er konnte, aber man fand sie nicht überzeugend genug; die gegebene Frist des Geleites war beinahe verstrichen, er bat dringend um dessen Verlängerung, weil er noch schriftliche Beweise für sein Recht beibringen wollte. Die gebetene Frist wurde ihm abgeschlagen, und als er merkte, daß man ihn nur gefäffentlich hinzuhalten vorhabe, so schwang er sich auf sein Pferd, um noch vor Auslauf der Geleitszeit aus der Stadt zu entweichen, allein da er so eben auf die Murbücke gekommen war, schlug die fatale Stunde, mit welcher seine Sicherheit aufhörte. Die Thore wurden schnell vor ihm verschlossen, man nahm ihn gefangen, und in Zeit einer Stunde war sein Haupt vom Leibe getrennt. Vergebens hatte er um Gnade geklagt, und sich auf seine dem Kaiser bei dem größten Gefahren wesentlich geleisteten Dienste berufen; vergeblich hatte er alle seine Schätze und sechzigtausend Gulden für sein Leben angeboten, er mußte sterben, und mit ihm auch sein getreuer Freund Andreas Greifenegger. Lichtenstein, Stubenberg und die übrigen Fehdegenossen des Baumkirchers wurden begnadigt; auch er würde Gnade erlangt haben, hätten nicht seine Feinde den guten Fürsten umlagert, und ihn, durch die Vorstellung eigener Gefahr, so lange Baumkircher lebe, unerbittlich gemacht. Also endigte Baumkircher, der steyermärkische Cocles.

Er hatte sich durch seine Tugend und Tapferkeit emporgeschwungen, und die Gunst seines Fürsten verdient; aber Neid und Mißgunst, und auch sein eigener Frevel stürzten ihn.

Nach beigelegten Unruhen in der Steyermark reiste Friedrich nach Regensburg ab, wo seiner die versammelten Reichsstände schon eine geraume Zeit harrten. Als er angelangt war, wurde der Reichstag sogleich eröffnet, und der Hauptvortrag war, daß man wider die Osmanen sobald als möglich zu Felde ziehen möchte. Der päpstliche Legat bot in einer langen Rede alle seine Beredsamkeit auf, die Deutschen zu bewegen, mit vereinigten Kräften wider den Erbfeind des Christlichen Namens auszuziehen; Friedrich hingegen begnügte sich mit zehntausend Mann zur einstweiligen Bedeckung der Gränzen, denn er sah gar wohl ein, daß eine größere Armee nicht zu erzielen sey, besonders, da sogleich Rangstreitigkeiten und andere Händel der deutschen Fürsten zum Vorscheine kamen, welche den Ständen wichtiger schienen, als ein gemeinschaftliches Unternehmen gegen die Türken. In der Sache, warum man zusammengekommen war, geschah also eigentlich wenig, man kann sagen, gar nichts. Indessen wurde abermals ein allgemeiner Landfrieden fund gemacht, der aber eben so wenig, als andere Reichstage befolgt wurde. Der Gelehrte Campanus, welcher sich damals bei der Gesandtschaft des päpstlichen Legaten befand, schildert die damalige Beschaffenheit der Reichstagsverhandlungen kurz, aber meisterhaft

mit folgenden Zügen: „Dem Kaiser ist es leichtes, zu beschließen, aber auszuführen fällt es Friedrich schwer, und da er bei den wichtigsten und herrlichsten Geschäften alles thut, so thut er doch nach meinem Ermessen nichts; es fehlt ihm nicht am Willen, aber ich vermisse seine Thätigkeit, wovon aber die Schuld nicht sowohl an ihm, als in den häßlichen Zeitumständen liegen mag. Alles wird hier mit großen Worten, aber noch weit größeren Winden verhandelt.“

Weil demnach auf diesem Reichstage manches Gute beschlossen, aber nichts ausgeführt wurde, so beliebte man einen andern nach Augsburg anzuordnen. Auch bei diesem erschien Friedrich, aber es geschah wieder nichts. Da er also sah, daß nichts bewirkt werden könne, wollte er die Zeit nicht verlieren, sondern sie für das Beste seines Hauses benützen. Einer schon vorher genommenen Abrede zufolge wollte er nun mit dem sehr mächtigen Karl dem Kühnen, Herzoge von Burgund, eine Zusammenkunft halten, wobei er eine Verbindung seines Erbprinzen Maximilians mit der Erbtochter des Herzogs zur Absicht hatte. Zu Trier trafen daher beide Fürsten zusammen. Karl, eben so ehrgeizig, als reich und mächtig, hatte bei dieser Zusammenkunft keinen andern Zweck, als den Kaiser durch schöne und glatte Worte zu fangen, und durch das vorgespiegelte Versprechen einer Verlobniß seiner Tochter mit Maximilian denselben zu hintergehen, um von ihm zum König von Burgund und Reichsverweser

von Niederdeutschland ernannt zu werden, das Erzbisthum Besancon, die Bisthümer Toul, Metz und Verdun vom Reichsverbande loszumachen, und sich unterwerfen zu können; auch gab er einen Wink, er wünsche nach Friedrichs Tode Deutschlands Kaiser zu werden. Der Kaiser, der bei allem, was er vornahm, sehr behutsam und vorsichtig zu Werke zu gehen pflegte, that es auch hier, und wich der List des Herzogs aus. Er verlangte vor allem, daß ihm derselbe wegen seiner Reichslande hulbigen soll, um sich als einen treuen Lehensmann des deutschen Reichs zu bezeugen, dann wolle er sehen, was sich zu seinen Gunsten würde thun lassen, er müsse aber vorher sich mit den Reichsfürsten besprechen, weil er ohne diese für sich nichts vermöge. Karl hulbigte, und glaubte ganz sicher, nun als König gekrönt zu werden, weswegen er sich auch Krone und Szepter verfertigen, und zur bevorstehenden Krönungsfeierlichkeit die prachtvollsten Anstalten machen ließ. Allein der Kaiser hatte nichts weniger im Sinne, als ihm hierinn zu willfahren, daher verließ er auch ganz geheim Trier in der nämlichen Nacht, nach welcher Karl am Tage der Krönung sich schmeichelte. Indessen entschuldigte er sich doch bei dem Herzoge damit, daß eine plötzlich entstandene Fehde zu Köln ihn genöthigt habe, Trier eilfertig zu verlassen, und nach Köln zu gehen.

Die Entschuldigung des Kaisers hatte einigermaßen Grund; denn wirklich hatten der Erzbischof Rupert aus dem pfälzischen Hause, und sein Neben-

buhler Hermann, Landgraf zu Hessen, vereinigt mit dem Domkapitel und der Stadt, wider einander einen Span erhoben. Friedrich erklärte sich für den lezten, weil seine Sache die billigere war. Karl hingegen, in seiner Hoffnung getäuscht und beschämt, ergriff Ruprechts Parthey, weil er dadurch Gelegenheit zu haben glaubte, sich am Kaiser und Reiche zu rächen. Nicht lange stund es an, so erschien er mit einer Armee von sechzigtausend Mann vor der Stadt Meusse, fieng sogleich an, sie zu belagern, in Hoffnung, sie eher zu überwältigen, als die Reichsarmee in Bewegung gesetzt werden könnte. Seine Absicht war aber nicht bloß Meusse zu erobern, sondern er hatte zugleich den stolzen Gedanken gefaßt, sich zum römischen Könige aufzuwerfen; denn so ließ er sich selbst vernehmen, als man sich anschickte, ihm ein Treffen zu liefern. Allein er betrog sich. Die Stadt wurde von Ludwig, dem Bruder Hermanns, so tapfer vertheidiget, daß dem Herzoge in einer Zeit von sieben Monaten achtzehn Stürme abgeschlagen wurden, und Friedrich Zeit gewann, die Reichsmacht zusammen zu ziehen, an deren Spitze er sich selbst stellte, und sie wider den Herzog anführte. Indessen kam Friedrich nicht, um zu schlagen, sondern nur um zu schrecken, darum ließ er auch das Lager des Herzogs nicht stürmen, wie es doch seine Armee gewünscht hatte. Es wurden nur einige kleine Gefechte gewagt, die vortheilhaft für die Kaiserlichen ausfielen. Hierauf bewirkte der päpstliche Legat Alexander, Patriarch von Aquileja, den Frieden, in welchem die Heurath der Prin-

zessin Maria von Burgund mit Maximilian ausbedungen wurde. So schloß sich also dieser Feldzug zur Ehre Friedrichs und des Reichs.

Erst im dritten Jahre nach diesem Friedensschlusse, und nachdem Karl der Kühne nicht mehr am Leben war, genoß Friedrich das Vergnügen, seinen Sohn und Erben Maximilian als Gemahl der Prinzessin Maria zu sehen, durch welche Verbindung Oesterreich unendlich erhöht und mächtig gemacht wurde, aber auch den Meid und Haß der Regenten Frankreichs auf sich lud, als welche es unmöglich verschmerzen konnten, daß ihnen das reiche burgundische Erb durch diese Heurath war entzogen worden. Von dieser Zeit begann der Kampf und die Rivalität beider Mächte, und dauerte bis auf unsere Tage fort. Als Ludwig der Fünfte im Jahre 1745. zu Brügge das Mausoläum Karls des Kühnen und seiner Tochter Maria besichtigte, sprach er: „Hier ist die „Wiege all unserer Kriege.“ Die Abneigung und Schelsucht der französischen Könige gegen Oesterreich gieng auch auf die Nation und ihre Schriftsteller über, und schon der gleichzeitige Geschichtschreiber Ludwigs des Eilften, Comines, kann seinen Unwillen über diese Ehe nicht verbergen, und stellt eben deswegen den Kaiser als einen kargen und sitzigen Mann dar, der seinem Sohne nicht einmal so viel Geld gegeben habe, daß er mit geziemendem Anstande seine Reise nach den Niederlanden habe unternehmen, und vor seiner Braut mit Anstand erscheinen können; sondern daß die Prinzessin ihm

Geld nach Köln zugesandt habe. Er fügt noch hinzu, darum sey auch diese Ehe den Unterthanen der Fürstin von wenig Nutzen gewesen; denn, statt daß ihnen Maximilian Geld gebracht habe, hätten sie ihm solches darleihen müssen. Dieses Vorgeben des französischen Geschichtschreibers ist aber grundfalsch; denn Friedrich gab seinem Prinzen 100,000 Dukaten mit nach den Niederlanden, und weil er diese Summe selbst nicht hatte, so entlehnte er sie von dem so eben zu ihm geflüchteten reichen Prälaten, dem Erzbischofe Johann von Gran, und verpfändete ihm dafür das Schloß Steyer, und einige andere Herrschaften. Hundert tausend Dukaten waren in jenen gelddürftigen Zeiten immer noch mehr, als eine Million Gulden in unsern Tagen ist, und sohin konnte Maximilian sich gar wohl als ein kaiserlicher Prinz auführen, und durfte seiner Armuth wegen eben keinen Vorwurf erwarten.

Während der Zeit Friedrich sein Haus gegen Abend vergrößerte, lief er Gefahr, seine Erblande zu verlieren. Der König Matthias glaubte abermals hinreichende Ursachen zu haben, seine Waffen wider Friedrich wenden zu dürfen; denn dieser hatte den Erzbischof von Gran, Johann Vitez, der sich aus Ungarn mit vielen Reichthümern und Kirchenschätzen geflüchtet hatte, bei sich aufgenommen; er hatte sich nach dem Tode des böhmischen Königs Georg Podiebrad für den Ladislaus aus Polen verwendet, daß er Georgs Nachfolger im Reiche werden möchte: er hatte diesem auch die mit Böhmen verbundenen

Ehurlehen ertheilt, und mit ihm und dessen Vater ein Vertheidigungsbündniß geschlossen, und doch hatte er vorher, als Georg der König noch lebte, dem Matthias das Versprechen gemacht, ihm zur böhmischen Königswürde verhilflich seyn zu wollen. Diesem Versprechen hatte also Friedrich nun offenbar entgegen gehandelt, und noch dazu es darinn mit dem Matthias versehen, daß er ihm seine Tochter Kunigunde nicht zur Ehe geben wollte. Allein, so scheinbar auch diese Ursachen waren, so hatte Matthias doch Unrecht, einen Krieg anzufangen, weil er es war, welcher zuerst die Bedingungen nicht erfüllte, unter welchen ihm Friedrich seine Beihilfe bei der Bewerbung um Böhmens Thron zugesagt, er war es, der mehrere Landherren Oesterreichs und der Steyermark wider Friedrich aufgewiegelt, der auch bloß in der Absicht, um Oesterreich von der Nachfolge in Ungarn ausschließen zu können, sich mit Beatrir, einer unehelich gezeugten Tochter Ferdinands, des Königs zu Neapel, welcher gleichfalls ein Bastard war, verheirathete, um dadurch den Kaiser zu fränken, weil er ihm Kunigunden versagt hatte.

So eben hatte Friedrich die Unruhestifter in seinen Ländern gebemüthiget, und sein Kriegsvolk verabschiedet, als Matthias in Oesterreich einbrach, und wie ein wüthender Sturmwind alles vor sich hin bis nach Tulln darniederwarf. Wien wurde blockirt, und sollte durch Hunger bezwungen werden; Krems aber wurde belagert, that jedoch dem hochmüthigen Eroberer so tapferen Widerstand, daß er

tren Monate davor lag, und es doch nicht in seine Gewalt bringen konnte. Friedrich sah indessen zu Linz alles Beistandes beraubt, vernahm täglich von Wien und Krems aus die ihm näher rückende Gefahr, und das Verderben seines Landes, aber er konnte nicht helfen. Das deutsche Reich zauderte mit seiner Hilfe, und seine Bundesgenossen, die Könige von Böhmen und Pohlen entschuldigten sich; jener mit der Gefahr, in welcher sein Königreich selbst schwebte, und dieser mit dem Mangel an Geld, Truppen unterhalten zu können. Die innerösterreichischen Provinzen waren durch die türkischen Einfälle geschwächt, und hatten täglich neue Streifzüge der Muselmänner zu befürchten. Allein, obschon Friedrich hilflos schien, so war er es dennoch nicht, denn die Königin Beatrix, der Pabst und die Venezianer nahmen sich seiner an, und verwendeten sich für ihn bei Matthias. Auch das Gewissen des Matthias wachte auf, und ein Blick, den er auf die Greuelthaten warf, welche die Seinigen im eroberten Lande verübten, erschreckte ihn. Er schickte daher Friedensbothen zu Friedrich nach Smünd, und ließ ihm den Delzweig anbiethen, den Friedrich auch annahm. Ueber die Friedensbedingnisse wurde man bald einig, und der Friede erfolgte. Friedrich erhielt das Seinige wieder, mußte aber achtzigtausend Gulden erlegen, als Ersatz der Kriegskosten. Einige bestimmen eine höhere Summe, aber die angeführte, nach Unrests Angabe, scheint wohl die richtige gewesen zu seyn. Neuere Geschichtschreiber, und unter

ter andern auch Windisch in seiner hungarischen Geschichte, erzählen: der Kaiser habe dem Matthias auch einen Lehenbrief über Böhmen ertheilt, und seinen Ansprüchen auf Hungarn entsagt; allein weder Unrest, noch Bonfin, noch Johann Goldberger, lauter Zeitgenossen Friedrichs, machen hievon eine Meldung, und somit verdient jene Erzählung wenig Glauben. Matthias gieng nach abgeschlossenem Frieden mit seiner Armee nach Mähren, und Friedrich nach Grätz.

Der Krieg war zwar geendiget, die Feinde waren aus Oesterreich abgezogen, aber Friedrich hatte doch keine Ruhe erlangt. Immer noch streiften einige böhmische Räuber und manche österreichische Edle im Lande herum, und plagten den Landmann. Die Türken überfielen neuerdings Kärnthen, und versetzten es in den äußersten Jammer. Von einer andern Seite zog sich Friedrich selbst neue Handel zu, indem er einen Bischof zu Passau segnen, und auch den Erzbischof Bernhard zu Salzburg bereben wollte, sein Erzbisthum dem Flüchtlinge Johann, Erzbischofe von Gran, zu überlassen. Bernhard sagte ihm die Abtretung in einer geheimen Unterredung zu Grätz zu; nachdem er aber nach Hause gekommen war, reuete es ihn, und Friedrichs Abgeordnete, welche wegen der Resignation sich bald hierauf zu Salzburg einstellten, mußten mit Schande vor dem versammelten Domkapitel bestehen, indem Bernhard vorgab: er habe dem Kaiser nie etwas versprochen,

sondern habe nur der Gewalt nachgegeben. Diese Wendung des Erzbischofes ärgerte nun auch den sonst sehr sanften Fürsten dergestalt, daß er alle salzburgischen Herrschaften, Schlösser, Zehnten und Gefälle, die in Oesterreich oder der Steyermark und in Kärnthen lagen, sogleich einzog, und allen Handel mit Salzburg streng untersagte. Der Erzbischof, dem dadurch das Messer an die Kehle gesetzt wurde, wandte sich in seiner Noth an den König Matthias, ernannte ihn zum Schirmvogte seiner leidenden und gedrückten Kirche, und befahl zu gleicher Zeit allen seinen Beamten in Kärnthen und in der Steyermark, hungarische Besatzung in seine Schlösser und Burgen einzunehmen; dadurch entspann sich ein neuer Krieg. Matthias nahm sich nicht nur des Erzbischofes an, sondern mischte sich auch zu gleicher Zeit in die passauischen Handel, und schrieb an die deutschen Reichsstände, daß nicht er, sondern Friedrich der Urheber des Zwistes sey. Er wollte dadurch bewirken, daß die Deutschen müßige Zuschauer bei seinem Kampfe mit dem Kaiser bleiben möchten. Dieser aber rechtfertigte sich, und widerlegte die Beschuldigungen des Königs gründlich durch ein öffentliches Schreiben, welches Birken nach seinem ganzen Inhalte anführt. Die Kriegsszene wurde in der Steyermark und in Kärnthen eröffnet, wo die Hungarn und die Krieger Friedrichs sich um die salzburgischen Besitzungen schlugen, einander wechselseitig verjagten, aber dabei auch andere Dörfer nicht verschonten. Bernhard, welcher den Handel veranlaßt hatte, begab sich zwar

seines Bisthums, und verglich sich mit dem Kaiser. Auch die passauischen Streitigkeiten hörten auf; jedoch Matthias führte, dessen ungeachtet, den Krieg fort, griff Oesterreich selbst an, und bemächtigte sich nach und nach des ganzen Landes unter der Enns sammt der Stadt Wien, wo er sein Hofsager aufschlug, und auch daselbst fünf Jahre lang, nämlich bis zu seinem Tode herrschte. Nachdem Wien an Matthias übergegangen war, legten einige das Symbol des Kaisers, die fünf Selbstplanter A. E. J. D. U. also aus: „*Aller Erst Ist Oesterreich Verloren.*“ Die Kärnthner der beständigen Drangsalen des Krieges müde, kamen überein, sich ohne Rücksprache mit ihrem Landesfürsten mit dem König Matthias abzufinden, und den Frieden zu erkaufen. Als dieses Friedrich erfuhr, vernichtete er den darüber errichteten Vertrag, und verbot bei seiner höchsten Ungnade, irgend eine Zahlung deswegen an den hungarischen König zu leisten. Dadurch kamen die Kärnthner sehr in die Klemme, und um sich heraus zu winden, sandten sie einige Abelige zum Kaiser, welche ihn dringendst bitten mußten, seine Einwilligung zu dem Vergleiche zu geben, weil sonst das ganze Land der Gefahr der gänzlichen Verwüstung ausgesetzt würde. Der Kaiser gab ihren Bitten nach, und willigte ein; sie mußten aber zur Strafe, weil sie doch ohne sein Vorwissen sich in Friedensunterhandlungen eingelassen, und sich eines Rechtes angemacht hatten, das Unterthanen nicht zustehet, sechszehntausend Gulden zu seiner Kammer erlegen.

Das widrige Schicksal verfolgte den guten Monarchen sehr strenge, indem es ihm niemals Zeit gönnte, sich zu erholen, und ihn jetzt sogar aus seiner Residenz und seinen Erblanden vertrieb. Er verließ Grätz, und kam nach Linz; als er aber auch da nicht sicher zu seyn glaubte, reiste er in Begleitung von achthundert Reutern nach Innsbruck, übergab seine Tochter Kunigunde den Händen des Erzherzogs Siegmund, und versügte sich ins deutsche Reich. Zu Aachen traf er mit seinem Sohne Maximilian, den er acht Jahre lang nicht mehr gesehen hatte, zusammen, und gieng mit ihm nach Frankfurt zurück, um daselbst an seiner Erwählung zum römischen Könige zu arbeiten. Dieses Geschäft lag ihm jetzt am meisten am Herzen. Zwar hatten ihn schon einige Jahre vorher die Fürsten Deutschlands angerathen, seinen Prinzen zum römischen König erwählen zu lassen; aber er wollte es nicht, sprechend: „Wir kennen unsern Sohn besser, und wissen, daß er den Geschäften noch nicht gewachsen ist.“ Von dieser Zeit an wollte er auch nichts mehr von einer Wahl hören; allein jetzt hatte er seine Meinung geändert, entweder, weil Maximilian schon älter geworden war, oder, weil er sich im Kriege wider Frankreich rühmlich ausgezeichnet hatte. Die Gegenwart des Kaisers, sein Ansehen, und Maximilians erlangter Kriegsruhm wirkten auf die versammelten Fürsten so sehr, daß Maximilian einhellig von allen Churfürsten, außer dem von Böhmen, der von der Wahl ausgeschlossen war, zum römischen König gewählt, und auch gekrönt wurde, ungeachtet Karl

er Mächte, König von Frankreich, Versprechen, Geschenke, und sogar Drohungen anwendete, den Endzweck Friedrichs zu vereiteln, und auch Matthias von Hungarn denselben zu hintertreiben bemüht war. Auf diesem Reichstage zu Frankfurt wurde abermals der allgemeine Landfrieden erneuert, und scharfe Strafe wider die Uebertreter verhängt; auch wünschte Friedrich die Errichtung eines allgemeinen Reichsgerichtes, vor welchem die Streitigkeiten der Stände könnten entschieden werden. Dieses konnte er nicht durchsetzen; aber er ließ sich doch darum nicht abschrecken, auf einem andern Reichstage zu Nürnberg eine andere Anstalt zur Wohlfahrt Deutschlands zu gründen, und diese war ein Bund der Fürsten, Grafen, Herren und Reichsstädte in Schwaben unter dem Namen der Gesellschaft von St. Georgens Schilde. Diese bewirkte manches Gute zum Nutzen des südlchen Deutschlands. Am Schlusse des Reichstages ersuchte der Kaiser die Stände, ihm wider Matthias beistehen zu wollen; sie sagten ihm sowohl ein Heer, als auch eine Beihilfe an Geld und zwar von 525,000 Gulden zu; aber jenes kam sehr langsam zu Stande, und die bewilligte Geldhilfe wurde nachgehends auf den vierten Theil herabgesetzt, und selbst diesen erhielt er nicht ganz. Die Reichsarmee, welche unter der Anführung Albrechts, Herzogs von Sachsen, in Oesterreich einrückte, war zu schwach, wider den König Matthias das Feld zu behaupten, und also bemühte sich Albrecht mehr, den Friedensmittler, als den Feldherren zu machen. In dieser Absicht gieng er mit dem König einen

Waffenstillstand zu St. Pölten ein, und arbeitete hierauf am Friedensgeschäfte; jedoch seine Mühe war umsonst, denn der König verlangte 70,000 Dukaten für die Kriegskosten, und bevor diese nicht erlegt seyn würden, wollte er von keiner Rückgabe Oesterreichs etwas hören.

Friedrich konnte diese Bedingung unmöglich eingehen, weil er sie nicht hätte erfüllen können; denn er hatte kein Geld, und wußte auch keines zu erheben, indem seine Erbländer theils durch die Türken und die beständigen Räubereyen und Fehden der Edeln zu Grunde gerichtet, und theils durch die Gelderpressungen des Königs Matthias selbst erschöpft und ausgefaugt waren. Somit wollte er nicht versprechen, was er nicht leisten konnte. Er überließ daher dem Eroberer den einstweiligen Besiz Niederösterreichs, nicht, als ob ihm dessen Verlust gleichgültig gewesen wäre, wie Winbisch zu verstehen giebt, sondern weil er es weder erobern, noch auch erkaufen konnte, ihn auch während dieser Zeit andere Sorgen drückten, und sein Herz kränkten. Albrecht, der Reiche, Herzog von Bayern, hatte Friedrichs Entfernung von seinen Erbländern benützt, und den Erzherzog Siegmund, dessen innigster Freund er war, überredet, daß ihm dieser die kaiserliche Prinzessin Kunigunde, auf welche Friedrich sowohl in Rücksicht ihres trefflichen Herzens und Geistes, als auch ihrer Schönheit stolz seyn durfte, heimlich antrauen ließ, und sie nach München wegzuführen gestattete. Friedrich entbrannte über diese vermessene That Albrechts der

gestalt, daß er ihn unverzüglich bekriegen wollte; aber die Schwaben zauderten, ins Feld zu rücken, und Maximilian legte seine Fürbitte bei ihm für den Herzog ein. Also ließ er die Ehe, weil sie doch schon zu München war vollzogen worden, in ihrer Gültigkeit, vernichtete jedoch, wie einige erzählen, den Ehevertrag, in wie weit er Tyrol angien; denn er konnte wohl seinen eigenen Gefühlen, aber nie dem Vortheile des Landes etwas vergeben.

Maximilian hatte durch seine Heurath mit Marien von Burgund zwar viele reiche Provinzen an sein Haus gebracht, aber dadurch seine eigene Glückseligkeit nicht befördert, denn der Neid seiner Nachbarn, der Franzosen, und der unruhige Karakter der Flammänder, besonders der Bürger von Gent, störten seine Ruhe. Er wurde von beyden Theilen bekriegt, und von den letzteren sogar gefangen genommen. Ihn zu erledigen, und die Rebellen zu züchtigen, erschien Friedrich mit einem Reichsheere in den Niederlanden, allein diese waren mächtiger als er, und er mußte sich begnügen, einige derselben gefangen zu haben, für deren Befreyung er ein großes Lösegeld sich auszahlen ließ. Weil der Herzog von Cleve die Aufrührer unterstützt hatte, so belegte ihn Friedrich mit der Reichsacht. Dieses war alles, was er zu Gunsten seines Sohnes verrichten konnte. Das nächste Jahr brachte ihm den Frieden, und das Ende seiner Widerwärtigkeiten. Matthias starb im Jahre 1490. Auf diese Nachricht seines Hinscheidens berief Friedrich seinen Sohn Maximilian zu

sich nach Linz, und sandte ihn von da unverzüglich nach Wien, welche Stadt ihn mit offenen Armen aufnahm; ihr folgte das ganze Land, und so erhielt Friedrich wieder, was er verloren hatte. Indem der hungarische Königsthron erledigt war, machte er einen Versuch, ihn seinem Sohne zu erwerben, aber es schlug ihm fehl. Auf eine kurze Zeit wurde Oesterreich wieder durch einen Einfall der sogenannten Schwarzen, einer Soldatenrotte des verstorbenen Königs, beunruhiget, allein Friedrichs Feldherren besiegten und zerstreuten sie. Da unter ihnen sich auch Edle aus Oesterreich befanden, und 46 derselben gefangen wurden, so ließ sie Friedrich insgesammt, wie gemeine Räuber, mit dem Schwerdte hinrichten.

Ueber ein halbes Jahrhundert war Friedrich nun schon auf Deutschlands Kaiserthron gesessen, und da er am 21. Herbstmonat 1415. geboren ward, so hatte er ein Alter von 78 Jahren erreicht, alle seine Widersacher und Feinde vor sich ins Grab steigen gesehen, hatte durch standhaftes Ausdauern bei den widrigsten Zufällen seines Lebens, und durch eine auf Recht und Billigkeit gegründete Staatsklugheit sich selbst aufrecht erhalten, und seinem Hause Größe und neuen Glanz erworben. Er wollte nun in gelehrter Muße sein Leben beschließen, begab sich deswegen nach Linz, und wählte sich da das Schloß zu seiner Wohnung, theils wegen der angenehmen Aussicht, theils wegen der reinen Luft. Hier brachte er seine Tage ganz in sich zurückgezogen zu, lebte

der Andacht, den Künsten und Wissenschaften, vorzüglich der Astronomie und Chemie, welche ihn auch zum Astrologen und Adepten machten. Diese einsame Lebensart war zwar wohl seinem Alter, aber nicht seiner Regentenpflicht angemessen, sie mißfiel daher auch allen denjenigen, die Geschäfte bei ihm hatten, und nicht vorgelassen wurden, sie sagten also von ihm: „Der Fürst lasse niemand zu sich, als Fliegen und Mäuse.“

Indessen konnte er nicht lange seines stillen Lebens genießen; seine Kräfte schwanden dahin, und ein krebstartiges Geschwür an seinem rechten Fuße, daß er sich einst zugezogen hatte, gieng nun in Brand über, und er mußte sich den Fuß abnehmen lassen. Er litt die Schmerzen dieser Abnahme mit größter Geduld, und man mußte ihm, nachdem dieselben allmählich nachgelassen hatten, den abgeschnittenen Fuß zeigen, den er eine Zeit lang mit aller Aufmerksamkeit betrachtete, endlich aber zu den Ärzten sagte: „Nun ist dem Kaiser und römischen Reiche ein Fuß abgeschnitten.“ Dann fragte er sie um den Unterschied zwischen einem Kaiser und einem Bauer. Als sie nicht zu antworten wußten, sprach er: „Der Unterschied ist dieser, daß ein gesunder Bauer weit glücklicher ist, als ein kranker Kaiser.“ Allmählig näherte sich wieder seine Genesung. Als er Melonen aß, darauf Wasser trank, an einem Tage, welchen er zu Ehren der Mutter Gottes beschaffet hatte, verursachte ihm dieß eine Erkältung, aus welcher eine Unverdaulichkeit, und endlich die

Ruhr entstand, an welcher er am vierten Tage seinen Geist aufgab. Er starb den 19ten August 1493. Seine Eingeweide wurden dann zu Linz begraben, sein entseelter Leichnam aber nach Wien übertragen, und einige Jahre lang bei St. Stephan in die erzherzogliche Gruft beigesetzt, bis er in das von ihm angeordnete, und von Maximilian vollendete, marmorne Grabmal gelegt werden konnte, welches noch bis heutigen Tag daselbst zu sehen ist. Zu seinem Leichenbegängnisse strömte eine solche Menge von Menschen zusammen, und es wurde mit so einem Pompe gehalten, wie vielleicht keines der ältern und neueren Kaiser; denn hiezu waren die deutschen Chur- und andere Reichsfürsten, wie alle benachbarten Könige eingeladen. Viele dieser Großen erschienen persönlich, und fast alle andern schickten ihre Gesandten dazu; aus welchem sich leicht ermesſen läßt, daß er bei allen in großer Hochachtung müſſe geſtanden ſeyn.

Diese Hochachtung verbiente er nicht nur wegen seiner persönlichen guten Eigenschaften, sondern auch wegen seines Bestrebens mit jedermann in Eintracht zu leben, und zum Besten Deutschlands so viel Gutes zu wirken, als von ihm abhieng. Wenn ihm aber weder das eine noch das andere gelang, so muß nicht ihm, sondern denjenigen die Schuld beigemessen werden, welchen Ruhe und Frieden nicht behagten, und die ihrer Vortheile wegen lieber das Schwert, als den Delzweig, in der Hand führten. Er wollte Menschenblut schonen, und ertrug daher lieber Beleidigung

gungen, die seiner Person wiederzufhren, als daß er sich rächen wollte. Sanftmuth und Milde machten die Hauptzüge in seinem Charakter. Allein eben diese Tugenden wurden an ihm verkannt, man nannte sie Weichherzigkeit und Furchtsamkeit, die es nicht wagte, kühne Frebler zu strafen. Aber obschon er gerne verzieh, so duldete er doch nicht ungeahndet, wenn so etwas Deutschland betraf. Für die Aufrechthaltung der Freiheit unterdrückter Städte, oder Reichsstände hatte er Muth genug, die Feindschaft der bayerischen Herzoge Albrecht, Georg und Ludwig, eines Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, des überaus mächtigen Herzogs Karl von Burgund, auf sich zu laden, alle seine Macht und sein Ansehen daran zu wenden, ihren Eingriffen Einhalt zu thun, selbst wider sie ins Feld zu gehen, um Deutschlands Unabhängigkeit und gesammte Besizungen zu behaupten. Regensburg, Donauwörth, Weissenburg, und noch andere unmittelbare Reichsorte erhielt er in ihrer Selbstständigkeit; er rettete dem Reiche Neuf und Bülz, und bewirkte einen anständigen Frieden mit Burgund. Die erledigten Lehen der Graffschaften Nidda, Ziegenhayn und Kagenellenbogen wollte er dem Reiche gleichfalls verschaffen. Er besreyte die von dem Kurfürsten zu Pfalz gefangenen Markgrafen Karl von Baden, den Grafen Ulrich von Würtemberg und den Bischof Georg von Metz, und gab demnach durch diese Thatsachen Beweise, daß er den Krieg nicht scheute, nur mußte kein anderes Mittel mehr vorhanden seyn, eine Streitigkeit beilegen, oder zu seinem Rechte gelangen zu können. Durch

seine Verwenbung wurde der Pabst, Innocenz der Achte, bewogen, die von ihm der deutschen Clerisey aufgelegte Abgabe des Zehnten wieder aufzuheben.

Bei allen seinen Handlungen gieng er höchst besüchtllich und geheimnißvoll zu Werke, darum war sein Geschäftsgang langsam, und er mag daher auch den Namen des Zauderers erhalten haben, darum nannte ihn auch Campanus einen Mann, der unschlüssig, und nicht leicht in seinen Anschlägen zu durchschauen sey. Allein Friedrich kannte die Menschen und die Lage seiner Zeiten, er sah, daß ihm Geld und Armeen mangelten, um durch rasches Voreinschlagen etwas gewinnen zu können; fluges Zaudern und die Gelegenheit zur Erreichung seiner Endzwecke abwarten, schien ihm daher weit zuträglicher zu seyn, als sie mit Gewalt herbeiführen zu wollen. Obschon man ihm in den neuern Zeiten den Vorwurf gemacht hat, als habe er bei seiner langen Regierung für Deutschland wenig Sorge gezeigt, so ist dieses doch ohne Grund. Er sorgte für das Beste des Reichs mehr, als für seine eigene Länder; denn, schreibt Aeneas Sylvius, er führte und besorgte die Reichsgeschäfte selbst, seine eigenen hingegen überließ er den Händen anderer. Er horchte nicht darauf, wenn ihm seines Vaters und seine eigenen Ráthe vorstellten: „Er möchte doch sein Erb mehr als das Reich beherzigen, dieses sey ein Gemeingut, jenes aber sein Eigenthum; er müsse für dieses besondere Sorge tragen, wenn er anders wolle, daß es auf seine Nachkömmlinge übergehen soll.“ Er blieb

bei seinem Vorsatze, für die Wohlfarth des Reichs zu arbeiten, und sein Bestreben, Gutes für dieses zu wirken, läßt sich gewiß nicht verkennen, wenn man anders nicht partheyisch seyn will. Wie viele Mühe gab er sich nicht, den so nöthigen Landfrieden zu erhalten, das Faustrecht zu beschränken, erbitterte Fürsten und Stände mit einander auszusöhnen, überall die Gerechtigkeit handzuhaben, das Eigenthum des Schwächern vor der Habsucht des Stärkern zu sichern, dem schrecklichen Unfuge der Freyschöfe des gewaltthätigen Vehmgerichtes Einhalt zu thun, die sich sogar erlaubten, ihn eben deswegen selbst vor ihren Richtersstuhl zu laden. Er war es, welcher auf die Errichtung eines allgemeinen Reichskammergerichtes drang, die Kirchenspaltung beilegte, und der deutschen Nation einige Vortheile durch die sogenannten Aschaffenburgern, richtiger aber Wiener Concordaten zuwenden wollte.

Er machte die Deutschen aufmerksam auf die Gefahr, die ihnen von Karl dem Kühnen, und besonders von dem einbrechenden Strome der Türken drohte. Aber so gut er meynete, und so thätig er arbeiten wollte, so war doch niemand, der ihm hilfreiche Hände bot. Die Stände ließen ihn Entwürfe machen, auf den Reichstagen beschließen, aber die Beschlüsse ausführen wollte keiner, und einige, die sich sehr viel Scharfsinn zutrauten, wollten bei seinen Anschlägen immer nur eigennützige Absichten wittern. Und wann dann nichts vor sich gieng, ein Reichstag immer nur den andern hervorbrachte, fei-

ner in seinen Folgen für Deutschland wohlthätig war, wenn er alle seine Mühe und beschwerliche Reisen im Reiche hin und her vergeblich gemacht sah, so darf man sich gewiß nicht wundern, wenn er endlich sogar den Willen, Gutes für dasselbe zu wirken, aufgab, und nach dem Beispiele der meisten Kaiser auf sein Haus Bedacht nahm; denn die Erfahrung zeigte ihm, daß ein Kaiser ohne eigene Hausmacht nichts vermöge, und eben nicht vielmehr als ein Schattentönig sey. Er sah, daß die mächtigern Reichsstände ihm trogten, jeder nur nach Vergrößerung rang, der Adel Krieg und Heute suchte, und die Städte nur ihre erlangten Vorzüge und Freyheiten zu erweitern strebten, und ihm demnach von allen Seiten Hindernisse in Weg legten, die er zu überwinden nicht Kräfte genug besaß.

Friedrich war kaltblütig und gelassen, er besaß bei einem vorzüglich guten Gedächtnisse auch vielen Scharfsinn. Diese Gaben der Natur benützte er mit Weisheit und Verstand, dadurch vereitelte er fast immer die Ränke seiner Feinde, erwark sich Freunde zur Zeit der Noth, und führte große Absichten ohne Waffen aus; er errang wider den schlauesten und feinsten Kopf seiner Zeit, Ludwig den Elften von Frankreich, die Prinzessin Maria von Burgund und ihre Erbschaft für seinen Prinzen; erhielt noch bei Lebzeiten Tyrol und die Vorlande, vereinigte alle deutschösterreichischen Erblande, und vermehrte sie mit der Grafschaft Cilli. Ihm wich der stolze Karl von Burgund und der tapfere Corbin; er verlor

Deſterreich, und bekam es wieder ſaſt ohne Schwerdtſchlag. Seine Plane entwarf er meißtentheils ſelbſt, prüfte genau die Mittel, ſie auszuführen, und ließ ſich hierinn nicht leicht von ſeinen Räthen und Miniſtern irre machen. Dieſe bei einem Regenten ſonſt löbliche Eigenschaft, wurde bei ihm übel ausgelegt, und man nannte ſie Eigensinn. Es iſt falſch, daß er immer nur ſeinem eigenen Kopfe gefolgt ſey, und nicht auch zuweilen den Rath und die Einſichten anderer benützt habe, nur mußte er überzeugt ſeyn, daß durch ſie ein wirkliches Gutes erzielt werden könnte, und ſo ließ er ſich die Erinnerungen der Reichsſtände zwar gefallen, nur durſten ſie den kaiſerlichen Rechten, der oberſtrichterlichen Gewalt nicht zu nahe treten; denn auf dieſe war er höchſt eiferſüchtig, weil er einfah, daß mit der Verminderung des reichsoberhauptlichen Anſehens und der Beeinträchtigung ſeiner Gerechtfamen, auch die Reichsverfaſſung ſinken müſſe.

Wie ſanft und gelinde er war, erfuhren ſeine aufrührriſchen Unterthanen, und beſonders die Wiener; aber auch die Bürger von Güns. Er hatte dieſe, wegen eines Aufſtandes, mit den Waffen in der Hand beſiegt, es ſtand in ſeiner Macht, ſie zu vernichten, und einige Edle ſeines Heeres hätten dieſes auch gerne geſehen, weil ihre Ueberwindung viele Mühe und Blut gekoſtet hat; allein Friedrich ſprach zu ihnen: „Wir haben ein großes Werk vollbracht, aber das größte übriget uns noch, das iſt, „uns ſelbſt zu überwinden, und ſowohl unſerer Nach-

„gier, als Habsucht Gränzen zu setzen, und diejenigen zu verschonen, die wir vertilgen könnten.“ Er gab daher Befehl, keinem der jagenden Bürger die geringste Gewalt zuzufügen, denn er werde den, der den mindesten Frevel, an einem derselben verübt, auf das strengste bestrafen.

Eben so edel und großmüthig, wie gegen ganze Gemeinen, verhielt sich auch Friedrich gegen einzelne, welche ihm seine Wohlthaten mit Undank und Treulosigkeit vergalt. Ulrich Eyzinger, durch ihn groß gemacht und zu Ehrenstellen befördert, schmiedete wider ihn gefährliche Anschläge, und reizte die Stände, wie oben erzählt worden ist, zur Empörung. Man warnte den Monarchen vor diesem Ränkemacher, und wollte ihn bereben, ihn in Verhaft nehmen zu lassen, damit er während seiner Abwesenheit zu Rom nichts unternehmen könne, aber Friedrich versetzte: „Ich glaube nicht, daß Eyzinger „als geheimer Rath seinen Eid brechen wird, bevor „ichs erfahre.“ Also ließ er ihn unangefochten. Als Kaspar Schlick, sein Kanzler, verrathen wurde, daß er einen geheimen, dem Kaiser schädlichen Briefwechsel mit den Hungarn führe, auch wirklich einige Briefe desselben dem Monarchen in die Hände fielen, so rieth man ihm, die Briefe zu eröffnen, um sich von der Verrätherey seines Kanzlers augenscheinlich zu überzeugen, er aber weigerte sich mit der Aeußerung: „Ich halte den Kaspar für einen ehrlichen „Mann, der mich liebt. Wenn ich mich in ihm be-
„trüge,

„trüge; so will ich lieber; mein Verthüm werde durch die That, als durch meine Entdeckung offenbar.“ Dem Johannes Gers, gewesenen Proconotar des Kaiser Siegmunds gestattete er zu Wien den ungehörten Genuß seines großen Vermögens; obschon ihm bekannt war, daß dieser Mann ihn bei den Kurfürsten schändlich verläumdete habe, um seine Wahl zum römischen Könige dadurch zu hintertreiben; daß er auch an den Papst geschrieben hatte, ihn von der Kaiserkrönung abzuhalten. Friedrich war also über Undank, Treulosigkeit und Verläumdungen erhaben; er war es aber auch über Schimpf und Schmahworte, denn da ihm einst einige Höflinge hinterbrachten, daß gewisse Menschen mit ihm unzufrieden seyen; und öffentlich wider ihn Schmahworte ausgestoßen hätten, gab er ihnen nichts anders zur Antwort; als: „Wisset ihr nicht, daß Fürsten gleichsam die allgemeine Zielscheibe sind, auf welche jedermann seine Pfeile richtet? Der Blitz schlägt nur in hohe Thürme, niedrige Hütten berührt er nicht.“ Es steht noch gut mit uns, wenn wir nur mit Worten angegriffen werden.“

Auch größere Vergehen seiner eigenen Hausbedienten straffte er nur mit Gelindigkeit. Er lag einst an einem Morgen im Bette, und schien zu schlafen, als sein Kammerdiener, der ihn schon aufgestanden zu seyn wähnte, ins Zimmer trat. Indem er ihn aber noch schlafen sah, und zugleich auf dem Tische einen mit Dukaten gefüllten offenen Sack erblickte,

überwand ihn die Versuchung, er langte einige heraus, gieng fort, kam zweymal wieder, und wiederholte jedesmal seine Handgriffe. Als er das viertemal zurückkam, war der Kaiser bereits aufgestanden, und befand sich in einem Seitenzimmer; er befahl ihnen den Selsack zu bringen, und dann nahm er in des Diebes Gegenwart eine Handvoll heraus, sprechend: „Das geht hin,“ bei der zweyten Herausnahme: „dieß auch noch,“ endlich beim drittenmale: „dieß ist zu viel.“ Weiter verlor er kein Wort über den Vorfall. Der diebische Kammerdiener aber von seinem eigenen Gewissen geschreckt, entwich, sobald er konnte, heimlich vom Hofe, und kam nie wieder zu Vorschein. Friedrich ließ ihm auch niemals nachforschen, um ihn zur Strafe zu ziehen, welches er aber gewiß nicht würde unterlassen haben, wäre er ein solcher Geizhals gewesen, wie ihn die Geschichtschreiber seiner Feinde, Bonfin und Comines, beschreiben. Ein Geizhals läßt keinen Kreuzer, vielweniger Handvoll Dukaten so gutmüthig fahren, wie es Friedrich hier gethan hat.

Dieser Vorwurf des Geizes verschwindet gänzlich, wenn man auf Friedrichs Lage Rücksicht nimmt; denn diese nöthigte ihn, mit seinem Vermögen und seinen Einkünften sehr sparsam und haushälterisch umzugehen, wenn er mit seinen Unterthanen nicht dem Verderben zuweilen wollte. Seine Inländer ertrugen ihm kaum 14,000 Mark, Oesterreich kostete ihm mehr, als es eintrug; er mußte deswegen Kriegsvölker besolden, auch seines Bruders Kriegslente be-

zählen; damit sie nicht plünderten. Er hatte einen kaiserlichen Hofstaat und eine Reichskanzley zu unterhalten, Reisen zu machen, Gesandte zu schicken, manchmal Geschenke des Wohlstandes wegen zu geben; auch Verdienste um den Staat zu belohnen, woher hätte er das nöthige Geld nehmen sollen, wenn er mit seinen geringen Einkünften nicht sparsam genug umgegangen wäre? Es ist wahr, die Reichsstädte und Klöster beschenkten ihn zuweilen, enthoben ihn auf seinen Reisen durchs Reich der Zehrkosten; aber das war Pflicht und Willigkeit; er reiste ja wegen des Reichs Wohlfahrt, um überall Recht zu sprechen, er ertheilte den Städten vorzügliche Freyheiten; schützte ihr Eigenthum, ihre Unabhängigkeit; und dieses forberte Erkenntlichkeit von ihnen. Die Reichsbürger konnten von ihm nicht verlangen, daß er ihrentwegen sein und der Seinigen Vermögen aufopfern sollte. Friedrich erhielt für seine Mühe vom ganzen deutschen Reiche zusammen niemals so viel, als in unsern Tagen die einzige Stadt Frankfurt einem Friedrich Wilhelm Schutzgeld bezahlte, und doch hatte jener dem Reiche vier unmittelbare Reichsstädte erhalten, und es vor Karls des Kühnen Angriffen geschützt. Wenn Friedrich manchem seiner Zeitgenossen sitzig und farg schien, so könnte dieses nur von einer unrichtig angestellten Vergleichung herkommen; bei welcher sie entweder seine Vorfahren am Reiche, Albrecht den Zweyten und Siegmund, oder aber seinen Bruder, Albrecht den Sechsten, und seinen Vetter Siegmund den Ersten

zu Tyrol zum Maßstabe annahmen; allein jene waren nicht bloß Kaiser, sondern zugleich auch Könige von Hungarn und Böhmen, und Markgrafen von Mähren; sie hatten demnach weit mehrere Hülfquellen für sich; Albrecht der Sechste und Siegmund hingegen hatten keinen solchen Aufwand zu machen nöthig, wie Friedrich; sie befanden sich nie in solchen Verhältnissen, wie er; und wären sie mit ihrem Gelde nach kluger Art freigebig gewesen; hätten sie das Ihrige nicht durch eine verschwenderische Freigebigkeit und üppige Lebensart versplittert; so würden sie nicht die Verschwender geheißen, und die weise Sparsamkeit Friedrichs würde gewiß niemanden aufgefallen seyn, und ihnen den Vorwurf eines geizigen Fürsten zugezogen haben. Indessen kann ihn doch Niemand niedriger Kunstgriffe beschuldigen, die er, wie Geizige zu thun gewohnt sind, angewendet hätte, seine Börse mit fremden Schätzen zu füllen. Aeneas giebt ihm das schöne Lob, daß er das Seinige nicht verschwende, aber auch die Säcke anderer nicht plündere, daß er in Handlungen und Reden Maß halte.

Vielleicht trug auch eine kleine Geschichte, welche den Nürnberger Frauen mit ihm begegnete, etwas dazu bei, daß er für geizig gehalten wurde. Als er sich auf einige Zeit bei einem Reichstage zu Nürnberg verweilte, erzählte man ihm vieles von der starken Bevölkerung der Stadt. Um sich hievon selbst einigermaßen zu überzeugen, befahl er, man möchte an einem bestimmten Tage alle Knaben, welche noch

nicht zehn Jahre alt seyen, in den Birggraben versammeln, wo er sie zu sehen wünsche. Die ganze Stadt frolochte hierüber; die Mütter beschäftigten sich mit Puzen, Zieren und Schmücken ihrer Kinder, und ließen es an keiner Sorgfalt ermangeln, sie nach Möglichkeit hervorstechen zu machen. Jede hoffte ein herrliches Geschenk vom Kaiser für ihren Liebling. Die Kinder erschienen zur angeräumten Stunde; Friedrich besah sie eine kurze Zeit mit Vergnügen, ließ ihnen dann Backwerk und Lebkuchen austheilen, weil dieses Alter nach dergleichen Naschwerk lüstern ist; und schickte sie dann wieder nach Hause, nahm sich aber zu gleicher Zeit vor, jedem derselben bei einer künftigen Zusammenkunft eine silberne, mit seinem Siegel bezeichnete Münze, zu schenken, welche sie zum ewigen Andenken, wie einen Schatz, in ihren Familien verwahren sollten. Wahrscheinlich kam aber eine solche Denkmünze niemals zum Vorscheine, und die guten Mütter, in ihrer Erwartung getäuscht, konnten es ihm nicht verzeihen, daß er ihre Kinder so unbeschenkt entlassen hatte. Sie schrieben dieß vielleicht dem Geize zu, was doch nur anderer Umstände wegen unter blieb. Es waren der Knaben vier tausend,

Allein obgleich Friedrich ein guter Haushälter war, so hatte er das Geld doch nicht zu lieb, wenn es darauf ankam, einen kostbaren Edelstein, eine seltene Münze, ein künstlich gearbeitetes Gefäß, oder andere Kunstarbeiten anzukaufen; denn für dergleichen Dingen besaß er eine ganz besondere

Liebhabe-ey. Auch ermaangelte er nicht, prächtige Gebäude aufzuführen, und Gärten anzulegen, welche er selbst mit seltenen Bäumen, Blumen und Gesundheits-Kräutern bespante; er übertraf in der Kräuterfunde alle Aerzte seines Zeitalters. Besondere Verdienste und Künstlergeschicklichkeit wurden von ihm belohnt, und durch ausgezeichnete Ehre ermuntert. So ertheilte er den Buchdruckern, deren Kunst so eben erfunden worden, gleiche Freyheiten mit dem Adel und den Doktoren der hohen Schulen; erlaubte ihnen, Gold an ihren Kleidern zu tragen, und eigene Wappen zu führen. Dem Konrad Celtes, einem berühmten Dichter aus Franken, wand er mit eigener Hand vor allen Großen des Reichs den Lorbeerfranz um die Schläfe, um dadurch der ganzen Welt zu zeigen, daß Genie und besondere Talente vorzügliche Ehre verdienen.

Friedrich wandelte immer den geraden Pfad der Gerechtigkeit und Wahrheit, er hielt seine bloße Zusage weit gewissenhafter, als andere ihre mit Eidschwüren bekräftigten Versprechen. Er hatte in seinem Leben nur zweymal einen Eid abgelegt: einen bei der Krönung zu Aachen, und den andern zu Rom, und diese hielt er so genau, daß, da er versprochen hatte, von den Reichsgütern nichts veräußern zu wollen, und man von ihm bald dieses, bald jenes verlangte, er lieber durch Abschlagen der Litzten geizig, als durch ihre Gewährung meineidig scheinen wollte. Eben darum mollte er den Borso, Markgrafen zu Este, das Herzogthum Modena nicht

geben, bis man ihn überzeugt hatte, es sey dem Reiche zuträglicher, als gegen eine jährliche Abgabe zu veräußern, als nicht, besonders da weder Modena noch Reggio in seiner Gewalt stünden. Die Gottesfurcht hatte in seinem Herzen tiefe Wurzel geschlagen, und seine Frömmigkeit war nicht Heuchelei, sondern wahre Tugend. Er betete oft, und mit Ergießung seiner Seele zu Gott. Noch übriget uns ein von ihm selbst verfaßtes Gebet, das er zu beten pflegte, und in welchem die erhabensten Gebanken enthalten sind. Die Einsamkeit war seine Freundin, er entzog sich gerne dem Geräusche der Welt, um in sich selbst zurückgezogen himmlischen Betrachtungen obzuliegen. Er blieb zwar nicht frey vom Aberglauben, hielt viel auf Wahesageren aus dem Gestirne; aber dieser Irrthum war beinahe allen seiner Zeitgenossen gemein, weil es nur wenigen ausermählten Geistern gegeben ist, sich über die herrschenden Begriffe ihres Zeitalters hinauszuschwingen, und heller zu sehen, als jene, mit welchen sie leben. Die Frömmigkeit Friedrichs war der Grund, warum er die Geistlichkeit hauptsächlich begünstigte, neue Bisthümer stiftete, Kirchen erbaute, und dem Pabste jederzeit ergeben war, und sich ihm bei jeder Gelegenheit höchst gefällig bezeigte.

Von Jugend auf lebte Friedrich immer höchst nüchtern und mäßig, begnügte sich mit geringer Kost, trank nie Wein, ohne Wasser beizumischen, und verabscheute nichts so sehr, als Schwelgerey an der Tafel, und übermäßiges Gausen. Vonsin, der

Geschichtschreiber des Königs Matthias rechnet ihm die Tugend der Mäßigkeit als Fehler an, wahrscheinlich, weil Matthias sie nicht besaß. Das unsittliche Saufen und Schlemmen einigermaßen an seinen Hofleuten abzustellen, führte er einen eigenen Orden der Mäßigkeit unter ihnen ein. Wie höchst abgeneigt er dem Weintrinken überhaupt gewesen sey, kann man aus folgendem Zuge ermesſen. Die Aerzte hatten seiner Gemahlin gerathen, Wein zu trinken, sowohl um ihren Magen zu stärken, als auch, wie sie glaubten, die Fruchtbarkeit zu befördern. Sie meldete ihm dieses, er aber ließ ihr durch den Andreas Sylvius sagen: „Er wolle lieber eine nüchterne und unfruchtbare, als eine fruchtbare und betrugene Gattin haben.“ Seiner nüchternen Lebensart hatte er sein hohes Alter zu verdanken, wozu freylich auch schon die Unlage von der Natur vorhanden war, die ihm einen männlich starken Körper und ein ruhiges Temperament ohne heftige Leiden schenken verliehen hatte, kraft dessen er die schlimmsten Zufälle mit einer Art stoischer Gleichgültigkeit ertrug, und sich mit dem Spruche tröstete: „Das Menschen größte Glückseligkeit sey das Vermögen, unwiederbringlich verlorne Dinge vergessen zu können.“ Sein ganzes Leben hatte er sehr ordentlich eingerichtet, und er führte ein eigenes Handbuch, worinn er die vorzüglichsten Begebenheiten seines Lebens aufzeichnete. Dieses Handbuch hat Lambert zuerst kund gemacht, und man hat daraus ersehen, was Friedrich mit den fünf Selbstkautern A. E. I. O. U.

welche er in seinen Monogramen führte, und auf alle
seiner Gebäude und Gefäße setzen ließ, habe andeuten
wollen, denn er selbst erklärte sie so:

Austria Est Imperare Orbi Univerſo.

Alle Erde Ist Oesterreich Unterthan.
Dieses sein geliebtes Oesterreich emporzuheben, be-
stätigte er denselben alle Freiheiten und Vorrechte,
womit es schon von den vorhergehenden Kaisern
war versehen worden; erhob es zum Erberzogthum;
verlieh auch dem Herzoge Siegmund zu Tyrol,
so wie allen Nachkömmlingen seines Hauses, die er-
berzogliche Würde, und Oesterreichs Herrscher führ-
ten von dieser Zeit an ununterbrochen und aus-
schließend diesen Titel bis auf jetzige Zeiten fort.

Das, was bisher von Friedrich ist erzählt wor-
den, wäre hinreichend, seinen Charakter ganz ab-
nehmen zu können, aber folgende Züge und Anek-
dotten werden uns ihn noch kennbarer machen, und
seine Denkwürdigkeits- und Handlungsweise noch deutlicher
darstellen. Einst klagte bei ihm Kaspar Schick,
sein Kanzler, über die Menge von Gleisnern und
Heuchlern, welche sich an den Höfen der Könige und
Fürsten einfanden; er sagte unter andern, er wolle
sich bereuht vom Hofe entfernen, und an einen Win-
kel der Erde begeben, wo dergleichen pharisaisches
Muttergesuch nicht angetroffen werde. „Ganz
recht, mein lieber Kanzler,“ erwiderte ihm Frie-
drich, „da müßet ihr aber einen Ort auffuchen, wo
keine Engel und keine Menschen wohnen. Und
selbst da wird noch Heuchelei Statt finden, weil ihr

„als ein Mensch dort seyh, und es ganz gewiß kei-
 „nen Menschen giebt, der nicht zuweilen heuchelt,
 „anders spricht und handelt, als er denkt.“ Friedrich
 kannte diesen Gang zur Verstellung nur zu gut,
 darum sagte er auch einmal zu seinen Rätthen und
 Ministern, als er sie zu einer Rathssizung berief:
 „Ich wünsche, daß meine Rätthe vorzüglich zwey
 „Dinge im Vorhofs meines Pallastes ablegen möch-
 „ten, dann werden sie selbst nach Pflicht und Ge-
 „wissen mir rathen, und es mir leicht machen, ihre
 „Rathschläge zu beurtheilen.“ Auf ihre Frage,
 welche Dinge diese seyen, antwortete er: „Die Ver-
 „stellungskunst und Heuchelei.“ Er hatte gute
 Gründe, dieses zu sagen, weil er öfters erfahren
 hatte, daß ihm Viele Ergebenheit und Treue so lan-
 ge geheuchelt, sich als seine wärmsten Anhänger ge-
 zeigt, bis er sie befördert und ihre Absichten erfüllt
 hatte, worauf sie seiner Wohlthaten vergaßen, und
 ihn mit Undank lohten. Dadurch veranlaßt, sprach
 er bei einer Gelegenheit: „Aus denen, welche ich
 „emporgehoben habe, sind mir die wenigsten dankbar
 „gewesen; meine Wohlthaten haben die besondere
 „Wirkung gehabt, aus treuen Dienern meineidige
 „zu machen, daher wünsche ich nur solche Rätthe zu
 „haben, welche Gott mehr, als mich, fürchten.“ Er
 würde aber gewiß gefürchtet worden seyn, wenn er
 nicht so viel milde, sondern strenger gewesen wäre.
 In Rücksicht jener Fürsten, welche ihre Völker, wie
 skiatische Sultane beherrschen, hatte er manchmal
 gesagt, daß ihnen der Tod fürchterlich seyn
 müsse, weil sie nach ihrem Tode einen eben solchen

Richter erfahren würden, wie sie in ihrem Leben sich gegen ihre Unterthanen erwiesen hätten.

Alle getreue Beamte und Diener versorgte er mit wahrer Vatergüte bis ans Ende ihres Lebens. Meistentheils setzte er sie an solche Plätze hin, wo sie wenig Geschäfte, und doch ein gemächliches Einkommen hätten. So gab er einem betagten Beamten seines Vaters der Stadt Scheibircen zum Vogte. Viele junge Leute warben ebenfalls um diese Stelle, und stellten ihm vor, jener sey zu alt und unbehilflich; aber sie erhielten von ihm zur Antwort: „Ich habe der Stadt meines Vaters Freund, nicht aber diesen die Stadt empfohlen.“ Er that künftigen Geschäftsmännern gern etwas zu Gefallen, und mußten ihre Forderungen nicht zu oft wiederholt werden. Jakob von Sirk, Erzbischof von Triar, ein sehr geschickter Geschäftsmann, der in den ersten Regierungsjahren Friedrich das deutsche Reichskanzleramt versah, galt sehr vieles, und benützte die Gunst desselben zu seinem Vortheile. Er verlangte von Zeit zu Zeit einige Gnadenbezeugungen, die ihm auch Friedrich gern erwies. Nachdem er aber niemals zufrieden war, und stets wieder um neue Gefälligkeiten ansuchte, so sprach der Monarch zu ihm: „Hörst, wenn ihr nicht aufhören könnet, zu begehren, so werdet doch ich ein Ende finden, zu verwilligen.“ Uebrigens sah er nicht gerne, wenn Männer Heurter und Würben erlangten, wozu sie die erforderlichen Kenntnisse nicht besaßen. Friedrich, Graf von Schoenberg, den er über die Tausch

gehalten hatte, wurde zum Erzbischofe von Salzburg gewählt; allein er versagte ihm die Belehnung, indem er zu seinen Rätben sprach: „Dieser ist ein „Bischof, wie ein Briefträger, der nicht zu lesen „verstehet; er weiß weder Messe zu lesen, noch den „Donal der Schulknaben.“

Von seinem Scharffsinne und seiner richtigen Beurtheilungskraft mag folgende Geschichte zum Beweise dienen. Ein Bauer führte einstens Früchte zum Verkaufe in die Neustadt, wo Friedrich meistentheils sein Hofsager hielt. Nachdem er seine Früchte abgesetzt hatte, gieng er in ein Wirthshaus, ein Glas Wein zu trinken, und ließ seinen leeren Wagen auf der Strasse stehen. Als er wieder abfahren wollte, vermistete er ein Pferd, daß ihm vom Wagen war weggestohlen worden. Er kam mit seiner Klage selbst vor den Kaiser, der ihm befahl, den Dieb zu nennen; aber diesen wußte der Bauer nicht, und so wußten auch des Kaisers Rätbe ihm nicht zu helfen. Indessen sprach der Kaiser: „Es „wundert mich, daß er nicht beyde Pferde verloren „hat, da so viele Reiter in der Stadt sind.“ Der Bauer dieses hörend, antwortete ohne gefragt worden zu seyn: „Mein anderes Pferd ist eine Stutze, „welche im Kriege nichts taugt.“ „Gut“ sagte der Monarch, „wenns so ist, so setze dich auf die Stutze, reite alle Gassen durch; das gestohlene Pferd „wird irgendwo in einem Winkel verborgen seyn, „und wird, sobald es deine Stutze wahrnimmt, „wihern.“ Der Bauer gehorchte, entdeckte dadurch

wirklich sein Pferd, hielt es zurück, und der Dieb empfing seine Strafe.

Ob schon Friedrich mehr zum tiefen Ernste, als zur Munterkeit und zum Eherge aufgelegt war, so brachte er doch gelegentlich manchmal einen launigten Einfall vor. Er reiste einst von Schwäbisch-Halle ab, und man gab ihm an der Stiege vor der Stadt Ochsen zum Vorspann, worüber er lachend anrief: „Seht doch um Gottes willen, da fährt man das heilige römische Reich mit Ochsen umher.“ Ein anderes mal wollte er zu Reutlingen übernachten; der Stadtmagistrat dieses vernehmend, sandte ihm Abgeordnete entgegen, sich zu entschuldigen, daß ihn die Stadt nicht aufnehmen könne, weil sie zu seinem würdigen Empfange gar nichts vorbereitet hätte. Aber dessen ungeachtet ritt Friedrich in die Stadt ein; da aber die Pferde in den Straßen bis am Bänche in Noth waten mußten, sagte er zu seinen Begleitern: „Sehet, sind das nicht fromme und getreue Leute; sie wollten nicht, daß uns ein Uebel wiederfahren sollte, dann sie besorgten, wir dürften in ihren Gassen versinken.“

Friedrich in allen Dingen mäßig, war es auch im Genuße der Liebe. Er hatte schon das vollkommene Mannsalter, als er in den Ehestand trat, erlebte in diesem vergnügt durch fünfzehn Jahre; er zeugte drey Söhne und zwey Töchter, von welchen Maximilian und Kunigunde ihn überlebten, hingo-

gen Christoph, Johann und Helena, oder wie einige wollten, Barbara, als Kinder in der Wiege starben. Nach dem frühzeitigen Hintritte seiner Gemahlin aus dieser Welt blieb er Wittwer, und lebte in größter Einhaltsamkeit, als ein edles Beispiel für andere.

Sein Leben war größtentheils eine aneinandergekettete Reihe widriger Schicksale. Er liebte den Frieden, und wurde beständig bekriegt. Seine Untertanen belagerten ihn zu Wienerisch-Neustadt und in Wien; Wittowitz in Cilli; Batunkirchen und seine Verbündeten besahdeten ihn in der Steyermark; die Schweizer in den Vorlanden, Ludwig von Bayern und Ruprecht von der Pfalz, und Karl der Kühne im Reiche, Albrecht sein Bruder, Ladislaus und Matthias in Oesterreich. Er verlor dieses und seine Residenz; mußte einige Jahre im Reiche umher wandern; seinen Sohn Maximilian als römischen König in den Niederlanden gefangen, und mißhandelt; dessen zweyte Braut, Anna von Bretagne, von Karl dem Achten aus Frankreich ihm entrissen; und seine Enkelin Margaretha als Verlobte dieses Königs wieder zurückgesendet sehen. Seine einzige innig geliebte Tochter wurde ihm entführt, und wider seinen Willen mit seinem Feinde vermählt; seine Minister und Räte Cilli, Eyzinger, Schlick, wurden ihm untreu; für seine Wohlthaten wurde er verläumdert; und das Gute, so er stiftete, wurde von den Meisten verkauft. Er büßte drey seiner Kinder, seine Gemahlin, und endlich noch gar

seinen Fuß ein. Alle diese Widerwärtigkeiten zu ertragen, und dabei immer gleichmüthig und gelassen bleiben, wider die weisen Anordnungen der ewigen Vorsicht nicht murren, dazu gehörte nur ein Geist, wie ihn Friedrich hatte; sonst würde er ganz gewiß seinem ungünstigen Schicksale haben unterliegen müssen.

Da nun Friedrich so beschaffen war, so sind die Verfasser des Werkes, die Daten zu berichtigen, gegen ihn höchst ungerecht, und zeigen, daß sie entweder leidenschaftlich, oder aus Unwissenheit, über ihn urtheilten, da sie schrieben: „Er habe den Kaiserthron durch Indolenz, Geiz und Feigherzigkeit „entehret.“ Ganz anders schreibt von ihm Johann Sturm, da er sich also ausdrückt: „Die kurze Lebenszeit des Kaisers Albrecht des Zweenen hat Kaiser Friedrich der Fünfte, Herzog zu Oesterreich, „durch ein längeres Leben im Reiche ersetzt, welches „er drey und fünfzig Jahre beherrscht hat, und der „noch durch den Ruhm seiner Tugenden lebt. Von „ihm hat mir mein Vater Wilhelm, der beim Absterben derselben drey und zwanzig Jahre alt war, „sehr viele rühmliche Dinge erzählt.“ Diese Aussage eines Protestanten, und die aufgezählten Thatfachen müssen doch wohl mehr Gewicht haben, als die ungegründeten Diktators = Aussprüche neuerer Schriftsteller und der Franzosen.

August der Zweyte, König von Polen.

Friedrich August wurde am 12ten May im Jahre 1670. geboren. Er war der zweyte Prinz des Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg des Dritten, des tapferen Siegers der Türken bei Wieh. Seine Geburt schien ihn nicht zu einem regierenden Fürsten zu bestimmen; seine vortrefliche Bildung aber und ungewöhnliche Größe zeichnete ihn ganz besonders aus. Man fing bei wachsendem Alter an, etwas großes von ihm zu vermuthen.

Die ritterlichen Uebungen gewannen seine vorzügliche Neigung, und hierinnen übertraf er sehr zeitig alle Erwartung. Hier zeigte er nach und nach eine solche körperliche Stärke, die unglaublich war, und die sich immerfort so vermehrte, daß er in der Folge die Bewunderung von jedermann wurde. Die Stärke August des Zweyten wurde ein Sprüchwort. Er war dreyzehn Jahre alt, als sein Vater, der Kurfürst, die Truppen inskrierte, welche er gegen die
Türken

Türken, die eben Wien belagerten, führen wollte. Er sah dieser Musterung zu, und bat mit Hefigkeit, daß er mit der Armee nach Wien gehen dürfte, und nahm mit Thränen die abschlägige Antwort an.

Die ganze Welt weiß, welchen großen Antheil der Kurfürst von Sachsen an dem Siege hatte, den die christliche Armee über die Türken bei Wien erfochte. Der junge Prinz Friedrich August schien mit der größten Aufmerksamkeit die Erzählungen dieser Schlacht anzuhören, und die größten Hoffnungen für die kriegerische Laufbahn, zu welcher man ihn bestimmt hatte, zu geben. Diese Hoffnung wurde durch die Lust bestärkt, die er zu den ritterlichen Uebungen hatte. Er war nirgends lieber, als auf der Reitbahn oder dem Fechtboden. Die Bestimmung seines Lebens zu einem Feldherrn machte ihm das Reisen noch nützlicher, als es ohnedem gewesen seyn würde. Er unternahm diese Reise im Jahre 1687. und begab sich zuerst an den Hof Ludwigs des Vierzehnten. Damals war dieser Hof in seiner höchsten Pracht, welche Ludwig so sehr liebte, und hier gewann der sächsische Prinz zuerst die Neigung zu einer glänzenden Pracht, die er hernach so zeigte, daß er den französischen Hof nachahmte. Von Versailles begab er sich an die Höfe zu Madrid und Lissabon, besah die Merkwürdigkeiten beyder Länder Spaniens und Portugalls, und gieng hierauf wieder nach Frankreich zurück. Der Krieg, welcher zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche bevorstand,

nöthigte ihn, jenes Land, welches ihm so sehr gefiel, eilig zu verlassen. Er lief auf dem Wege nach Turin Gefahr, aufgehoben zu werden, und kam mit vielen Beschwerlichkeiten in Italien an. Indem er aber noch die vornehmsten Städte dieses merkwürdigen Landes besah, und den Weg nach Rom nehmen wollte, fand sein Vater es für nöthig, ihn zurückzurufen. Er erwarb sich auf seiner Rückreise bei seinem Aufenthalte zu Wien die Gunst des kaiserlichen Hofes, die ihm in der Folge sehr vortheilhaft war. Man hat umständliche Reise-Register dieses Prinzen; sie enthalten nur nichts, was der Würde der Geschichte gemäß genug ist, um ausgezeichnet zu werden. Prinz Friedrich erwarb sich Hochachtung und Liebe; er genoß das Vergnügen der Großen und den Geschmack der Welt. Er nahm viele von den Sitten des französischen Hofes an, und gewann die Ergötzlichkeiten lieb. Dieß ist alles, was uns würdig dünkt, in der Geschichte seines Lebens bemerkt zu werden.

Die ungewöhnliche, und im ganzen Jahrhunderte einzige, Stärke seines Körpers verdient gleichwohl eine Erwähnung. Er erwarb sich dadurch in allen ritterlichen Uebungen die unbeschreiblichste Bewunderung. In Spanien spaltete er mit einem Hiebe den Kopf eines Auerochsen; zu Nürnberg schoß er in dem sogenannten Herrenkeller, welcher von ungeheurer Weite und Länge ist, mit der Kugel aus einer Pistole nach dem Dacht eines brennenden Lichts, und traf die Flamme so genau, daß das Licht un-

versehrt stehen blieb, und die Flamme verlöschte. Zu einer andern Zeit, nachdem er von seiner Reise zurückgekommen war, ritt er mit seinem Bruder, dem Kurprinzen, um die Wette nach Leipzig, und legte den Weg von Würzen nach Leipzig, welcher drey starke deutsche Meilen beträgt, in fünf Viertelstunden zurück.

Bald nach seiner Rückkunft im May 1689. gieng er an den Ober-Rhein zu der Armee, welche gegen die Franzosen fochte. Sein Vater, der Kurfürst, und sein Bruder wohnten diesem Feldzuge bei, in welchem der Herzog von Lothringen das Oberkommando hatte. Das Reich und der Kaiser hatten den Franzosen den Krieg erklärt. Diese hatten sich im vorigen Jahre der Stadt Mainz bemächtigt, die sie hernach auf das stärkste besetzten, und mit zehn tausend Mann unter den Befehlen des Marquis d'Aluxelles besetzten. Die Reichsarmee belagerte diesen Ort, und Prinz Friedrich August zeigte sich bei dieser blutigen Belagerung, als einen tapferen Offizier. Er scheute keine Gefahr, und bewies seinen Muth bei verschiedenen Ausfällen der Belagerten, besonders als die Kaiserlichen bei einem nahe gelegenen Cartheuserkloster eine Batterie errichteten, und durch einen heftigen Ausfall angegriffen wurden. Er hatte hier den Zufall, daß ihm eine gegogene Büchse, eben als er sie gegen die Feinde losbrannte, in den Händen zersprang, und er an der linken Hand stark verwundet wurde. Nach geenbig-

tem Feldzuge, in welchem Mainz endlich erobert wurde, gieng der Prinz nach Dresden zurück. Er wohnte aber mit dem Kurprinzen dem Feldzug am Ober-Rheine im folgenden Jahre ebenfalls wieder bei. In dem Jahre 1691. hatte er das Glück im eigentlichen Sinne unter seinem Vater zu sechten, welcher das Oberkommando bei der Armee führte. In eben diesem Jahre aber starb der Kurfürst Johann Georg der Dritte im 45sten Jahre seines Alters. Er war über den Rhein gegangen, ohne die Franzosen zum Treffen bringen zu können, und zog sich mit der geschwächten Armee hierauf zurück, wo bei ihn der Tod zu Tübingen überreilte.

Prinz Friedrich August hielt sich nach dem Tode seines Vaters eine lange Zeit an dem Wienerischen Hofe auf, dessen Gunst er sich immer mehr erwarb, obgleich dieser Hof mit seinem Bruder, dem Kurfürsten zu Sachsen nicht in Freundschaft stand. Er errichtete zu Wien eine besondere Freundschaft mit dem Erzherzoge Joseph. Von Wien begab er sich an den Berlinischen Hof, und gegen Ende des Jahres 1692. gieng er nach Bayreuth, und vermählte sich im Jänner des folgenden Jahres mit der Prinzessin des Markgrafen von Bayreuth, Christina Eberhardina, einer weisen und frommen Prinzessin.

Diese unwichtigere Periode seines Lebens, welche doch nicht ganz übergangen werden kann, endigte sich im Jahre 1694. Sein Bruder, der Kurfürst zu Sachsen, starb im April dieses Jahres unvermuthet,

und er selbst gelangte nunmehr zu der Regierung der sächsischen Provinzen. Die Fruchtbarkeit dieser Länder, die feinen Sitten, und das milde Klima machen sie zu den schönsten Provinzen in Deutschland. Sie waren damals zugleich die reichsten. Die Bergwerke in dem sogenannten Erzgebirge, und die Schätze, welche die vorigen Kurfürsten gesammelt hatten, machten den neuen Kurfürsten Friedrich August zu einem der reichsten Prinzen in Europa. Sobald er zur Regierung gelangt war, nahm er das kaiserliche System an. Er schloß mit dem Hofe zu Wien eine neue Verbindung, hob die Zwistigkeiten, welche sich bei seinem verstorbenen Bruder ereignet hatten, auf. Er trat in das große Bündniß, welches England, Holland, der Kaiser und das Reich gegen Frankreich aufgerichtet hatten. Er versprach, 12000 Mann an den Rhein zu senden, welche er dem Kommando des Grafen von Reuß anvertraute, und widmete sich überhaupt ganz dem kaiserlichen Interesse. Diese Ergebenheit bewies er besonders im Jahre 1695. als die Türken den Krieg gegen Ungarn fortsetzten. Er gab auf kaiserliches Begehren 8000 Mann ausgesuchtes Volk zu diesem Kriege, und übernahm selbst das Oberkommando der ganzen kaiserlichen Armee gegen die Türken. Zu diesem Endzwecke reiste er vorher im Juni selbst nach Wien, wo er mit aller der spanischen steifen Höflichkeit empfangen wurde, welche damals am kaiserlichen Hofe herrschte. Er blieb über einen Monat zu Wien, begab sich nach einigen Berathschlagungen mit dem kaiserlichen Kriegsrathe zur Armee,

Da die Türken, unter Anführung des Grofsultans selbst, in Ungarn eingebrochen waren.

Der Feldzug war nicht glücklich. Der Kurfürst fand an dem kaiserlichen General Caprara, welchen man ihm zu seinem untergeordneten Gehilfen gegeben hatte, einen geheimen Reider. Die christliche Armee setzte sich bei Peterwardein in eine Verschanzung; hier erwartete sie den Angriff der Türken. Aber die Türken wollten nicht angreifen, sie zogen bei dem christlichen Lager vorbei, und giengen unter Anführung des Grofsultans Mustapha nach der Seite von Siebenbürgen. Sie hatten schon so einen großen Weg voraus, als der Kurfürst ihnen nachzog, daß er sie nicht erreichen konnte. Er suchte einen kürzern Weg, fand denselben aber so feucht, sumpfigt, daß die Armee darauf gar nicht fortkommen konnte, und sich genöthigt sah, nach einem viertägigen beschwerlichen Marsche, das vorige Lager wieder zu beziehen. Indessen waren die Türken vor die kleine Festung Lippa gegangen, und hatten sie mit stürmender Hand eingenommen. Die Besatzung wurde niedergehauen; der größte Verlust war das beträchtliche kaiserliche Magazin in Lippa. Der Kurfürst zog hierauf den Türken entgegen. Diese nahmen den Weg nach Temeswar und Eslavonien, wandten sich aber wieder um, und griffen den General Veterani an. Er stand mit 7000 Mann nicht weit von Lugos in dem sogenannten Szederthale, und hatte sich verschanzt. Er wurde von der ganzen türkischen Macht bald überwältigt, so tapfer er sich

auch vertheidigte, er selbst getödtet, und sein ganzes Heer vernichtet. Diese Schlacht machte dem übeln Feldzug ein betrübtes Ende. Die Türken giengen zurück. Ein besonderes Korps von ihnen, von 15000 Mann, eroberte noch die Stadt Titel, welche zwischen der Donau und der Theiß liegt, und sprengte die Festung. Man war es damals gewohnt, von den Türken geschlagen zu werden, man suchte sich, so gut man konnte, zu vertheidigen.

Der Kurfürst begab sich nun im Winter wieder nach Sachsen zurück. Er hatte zu Wien versprochen, den Feldzug des künftigen Jahres wieder zu übernehmen. Er reiste in dieser Absicht im Frühlinge (1696) dahin, und im May zur Armee ab, die sich in Ungarn versammelte, und noch stärker als im vorigen Jahre war; der Kurfürst hatte selbst noch 4000 Mann neue Truppen gegeben, und bemühte sich, etwas großes auszuführen. Die Absicht war, die Festung Temeswar zu erobern. Der Kurfürst umritt mit einigen Tausenden die Festung, um ihre Lage und Verfassung kennen zu lernen. Er schlug bei dieser Gelegenheit die Türken, welche verschiedene Ausfälle wagten, und hielt hernach in ihrem Angesichte, auf einem Hügel, offene Tafel, wobei man etliche eroberte türkische Fahnen wehen ließ. Man unternahm die Belagerung von Temeswar. Diese Festung ist mit lauter Moräften umgeben, und mit einem Wassergraben bei dem Schlosse. Die Belagerung kostete Zeit und Mühe, indessen kam die türkische Armee von hundert tausend Mann, an de-

ren Spitze der Großsultan war, den Ort zu entsetzen. Sie stellte sich in einem verschanzten Lager so vortheilhaft, daß ein Angriff Tollkühnheit gewesen seyn würde. Sie rückte näher, versfertigte binnen zwey Stunden neue Linien, und fieng an, die Kaiserlichen mit ihren Kanonen zu beschießen. Es sollte dieses das Vorpiel einer Schlacht seyn, die Christliche Armee vermied sie. Die Türken nahmen einen Umweg, und erschienen ganz nahe bei Temeswar; sie hatten hinter sich einen Sumpf, zur linken einen Morast, und vor sich drey Reihen Wagen, die mit eisernen Ketten an einander gebunden waren.

Man beschloß bei der Kaiserlichen Armee, den Feind anzugreifen, ehe er sich verschanzte. Der Angriff geschah von sechs Bataillon und zwey Regimentern Dragonern, gegen ein Gebüsch, welches die Flanke des Feindes deckte. Dieser umringte die Angreifenden, und man mußte ihnen Hilfe schicken, auf diese Weise hob sich eine Schlacht an, die bald sehr blutig wurde. Fünffmal griffen die Türken die Kaiserliche Armee mit der ihnen eignen Wuth an, sie wurden jedesmal zurückgetrieben. Das Gefecht dauerte fort, bis die Nacht dem Würgen ein Ende machte; der Kurfürst blieb mit seinem Heere auf dem Wahlplatze, er hatte die Gefahr in der Schlacht nicht gescheut; er scheute sich aber, die türkische Armee, welche sich in der Nacht aufs neue verschanzt hatte, anzugreifen. Der Mangel an Lebensmitteln nöthigte ihn, am andern Tage, den 18ten August, aufzubrechen. Beyde Theile schrieben sich den Sieg

der Schlacht zu; die Türken, weil sie die christliche Armee genöthigt hatten, sich am folgenden Tage zurückzuziehen; die Christen, weil sie den Wahlplatz behauptet hatten; die letztern hatten auf ihrem Rückzug dem Feinde 32 Kanonen lassen müssen. Unter den Todten auf der kaiserlichen Seite waren die Generale Heisler und Palland. Es waren überhaupt 8000 Türken und 6000 Christen geblieben.

Man legte die Schuld des schlechten Erfolges der Schlacht der Uneinigkeit bei, die zwischen dem Kurfürsten und dem kaiserlichen General Caprara herrschte. Beide beschwerten sich in der Folge bei dem Kaiser über einander. Indessen hatte das Treffen doch die Folge, daß in dem ganzen Feldzuge nichts weiter unternommen wurde. Der Kurfürst begab sich nach geendigtem Feldzuge an den kaiserlichen Hof, dessen Gunst er sich noch eigner machte. Hier wurde der erste Grund zu einem neuen Plane gelegt, welcher dem Kurfürsten eine Königskrone verschaffen sollte.

Am 16ten Juni des Jahres 1696. war der König von Polen, Johann Sobiesky, gestorben. Die Polen schienen bei der Wahl eines Königs ihre Aufmerksamkeit auf Ausländer zu richten. Frankreich suchte dabei sein Interesse, und warb durch den Cardinal Polignac Wahlstimmen für den Prinzen Conti. Polignac war glücklich, er fand vielen Anhang. Es meldeten sich eine Menge von Fürsten zu dem erledigten Throne; der Kurfürst von Bayern; der Her-

zog zu Neuburg, Karl Philipp; der Herzog von Lothringen, Leopold; der Markgraf Ludwig von Baden; der französische Prinz von Conti; ein italienischer Prinz, Don Lirio Odescalchi; die beyden Prinzen des verstorbenen Königs von Polen. Der Kurfürst von Sachsen trat erst späte auf den Schauplay.

Friedrich August war 27 Jahre alt, als er auf den Thron von Polen gerufen wurde. Der junge, der tapfere, der reiche, der freigebige Kurfürst suchte nun seinen Thron zu behaupten, auf welchem er den Namen August der Zweyte annahm. Man stritt sich in Polen über die Gültigkeit der beyderseitigen Wahlen. Die französische und sächsische Parthey sparten nichts, ihre Endzwecke zu erlangen. Allein die Gültigkeit der Wahlen kam nur auf die Waffen an. Die Gegner bemühten sich umsonst, einen Vergleich unter einander zu Stande zu bringen. Die französische Parthey hatte zwar die mehrsten Wahlstimmen, aber den geringsten Nachdruck. Das französische Geld kam nicht an, der Prinz Conti erschien nicht, der Adel zerstreute sich auf seine Güter. Die sächsische Parthey hatte die Unterstützung zweyer mächtigen und nahen Höfe, des zu Wien und Dresden, woher sehr bald Armeen ins Feld treten konnten. Der Primas versuchte das letzte Mittel, er schrieb an den Kurfürsten zu Sachsen, daß der Prinz von Conti fast einhellig zum Könige in Polen erwählt sey, und bat ihn, die von einer kleinen Anzahl auf ihn gefallene Wahl nicht anzunehmen, und nicht die Ruhe Polens zu stören. Solche Mittel

gelingen niemals, sie verrathen vielmehr die Furcht des Bittenden; der Kurfürst wollte nicht einmal die Zuschrift des Primas annehmen, weil er ihm nicht den Titel eines Königs gegeben hatte.

Der französische Hof wurde durch die Nachrichten von den Uneinigkeiten in Polen furchtsam gemacht, und erwartete immer eine Gesandtschaft an den Prinzen Conti von der Republik, welche ihn nach Polen einladen sollte, diese Gesandtschaft aber kam nicht an, und die Unthätigkeit der französischen Parthey, welche immer noch unterhandeln wollte, da an keine Unterhandlung mehr zu denken war, verdarb volkends alles. Geschäftiger war die sächsische Parthey. Der neue König August war selbst in Breslau, und begab sich auf die erhaltene Nachricht von seiner Wahl nach Lornowiz. Hier empfing er eine Gesandtschaft aus Polen, welche ihm die Krone des Reichs feyerlich antrug, er zeigte seine Pracht dabei er gieng von sächsischen Truppen begleitet, nach Polen, und eilte gegen Krakau. Die Neugierde zog eine unglaubliche Menge vom polnischen Adel zu ihm, und seine Gütlichkeit gewann ihre Neigungen. „Ihr habt mich zu eurem Könige gewählt,“ sagte er, „ihr habt mir eine Krone angetragen, und mich hieher gezogen. Ich bin gekommen, ich habe meine Staaten und mein Vaterland aus Liebe zu euch verlassen, nicht um euch beschwerlich zu fallen, sondern um den Ueberfluß meiner Reichthümer und meine Macht zu euch zu bringen, um die Ehre eurer Nation, so es möglich ist, zu vermeh-

ren, und um die Feinde des Reichs zu besiegen.“ Solche Erklärungen hatten bestomehr Nachdruck, je mehr die Wahrheit davon in der Pracht und dem Gefolge des neuen Königs in die Augen leuchtete. Er eilte nach Graßau, wo die Krönung vollzogen werden sollte. Der Kommandant des Schlosses weigerte sich, es zu eröffnen, weil sein Amt ihm auflege, das Schloß an keinen andern König, als den die ganze Nation erwählt hätte, zu übergeben. Man bat, und drohte vergeblich, aber fünf tausend Thaler baar Geld und ein Paar Armbänder an dessen Gemahlin machten, daß alle herzhafte Entschliessungen verschwanden. Der neue König sah ein, daß Geld der sicherste Sieg über die Polen seyn würde, und er gebrauchte nachher dieses Mittel beständig, und auf eine unermessliche Art.

August der Zweyte wurde als König in Polen am 5ten September 1697. zu Krakau gekrönt; sein glänzender Hofstaat, seine Pracht in allem, was ihn umgab, und seine Frengiebigkeit war außerordentlich. Man würde eine weitläufige Beschreibung davon entwerfen können, wenn solche Umstände der Würde der Geschichte angemessen wären. Der Primas des Reichs, Rabszowski, sträubte sich indessen noch immer, so gut er konnte. Er berief eine zweyte Versammlung des Adels, er ließ die Wahl des Prinzen Conti bestätigen. Er erwartete den Prinzen mit Ungeduld, aber dieser kam nicht, und so waren alle Bemühungen vergeblich, da August seine Macht der Schwachheit der französischen Parthey entgegen setzte.

Endlich erschien der Prinz Conti mit sechs Regimenten und einigen Truppen auf der Rheide vor Danzig. Er kam, um eine polnische Armee zu commandiren, und die Polen erwarteten, daß er eine mitbringen sollte. Er hatte eigentlich selbst keine besondere Lust zum polnischen Throne, sobald er die Unruhen gewahr wurde, welche seine Wahl erweckte. Der Ehrgeiz Ludwigs des Vierzehnten und dessen Interesse erforderten es aber, daß der Prinz das äußerste versuchte, um seine Wahl zu behaupten. Inzwischen sah er auch bald, daß alles vergeblich war, die versprochenen polnischen Truppen blieben aus. Der König August verstärkte seine Parthey täglich. Der Prinz Conti wagte es nicht einmal auf polnischem Boden zu schlafen, sondern gieng immer auf seine Schiffe zurück; er wollte bald wieder zurück nach Frankreich, und wurde nur durch die Bitten seiner Parthey noch zurückgehalten. Er schickte Circularschreiben in Polen herum, welche fruchtlos waren, und alle Bemühungen scheiterten. Endlich rückten sächsische Truppen unter den Befehlen des Generals Brand an. Es fehlte wenig, daß der Prinz Conti im Kloster Oliva nicht gefangen wurde, von seiner Begleitung geriethen vierzig Personen den Sachsen in die Hände, und auf zwey hundert polnische Herren von seiner Parthey. Das Schloß zu Marienburg, der einzige Ort seiner Sicherheit, war ebenfalls eingenommen worden, und er sah sich genöthigt, zurück nach Frankreich zu schiffen. Unter Wegs litt seine kleine Flotte einen großen Sturm, in welchen er selbst in Lebensgefahr kam. Er war

froh, als er in Frankreich wieder ankam, und hatte so wenig Lust zur polnischen Krone gehabt, als seine Gemahlin, welche demjenigen, der ihr die Nachricht von der Rückkunft ihres Gemahls brachte, mit einer Hand voll Louisdor beschenkte.

August, dessen Anhang in Polen immer größer wurde, verstärkte sein Ansehen bis zum fürchterlichen nach der Abreise seines Nebenbuhlers. Es traten immer mehrere zu seiner Parthey, nur der Primas des Reichs wollte den Schimpf nicht haben, sich seinem sächsischen Gegner unterwerfen zu müssen, und suchte sich durch eine Conföderation für den schon abgereissten Prinzen Conti, furchtbar zu machen. Allein es war ein vergebliches Unternehmen, welches die Ruhe nur verschob, und die Uneinigkeit in die Länge zog. Inzwischen beunruhigte es doch den König August, welcher alles anwendete, um allgemein für den Beherrscher von Polen erkannt zu werden. Die Conföderation, welche wider den König August war, hielt zwey Versammlungen hinter einander. Auf der ersten that sie Vorschläge, welche ungeheuer waren. In der zweyten, als sie ihre Schwäche nicht mehr verbergen konnte, gab sie nach, und der Primas erkannte mit ihr endlich den Kurfürsten von Sachsen für einen König von Polen. Diese endliche Beruhigung von Polen erfolgte im May des Jahres 1698.

August sieng nun an Ruhe zu schöpfen, er war von der Sorge befreyt, die ihm ein großer Neben-

huhler verursacht hatte, er sah den Primas und alle Großen von Polen sich unterwürfig gemacht, und die kleinen Reste der Unruhigen konnten als Rebellen betrachtet und verachtet werden. Am 22ten May geschah die feyerliche Huldigung des Königreichs, und August handelte als rechtmäßiger König. Seine vornehmste Sorge war die Wiederherstellung der Einigkeit unter verschiedenen großen Häusern in Polen, welche die streitige Königswahl wider einander aufgebracht hatte. Besonders hatte der Primas des Reichs einen unversöhnlichen Groll auf den Bischof von Eujobien geworfen, weil dieser die königliche Krönung verrichtet hatte. August ludete sie beyde zu einem Gastmale, bei welchen die beyden päpstlichen Nuntii und viele polnische Senatoren zugegen waren. Der Primas ließ sich bereit finden, alle persönliche Feindschaft fahren zu lassen, aber er verlangte, daß man es der Republik zur Entscheidung vorlegen sollte, ob ein Bischof von Eujobien das Recht habe, einen König zu ernennen und zu krönen. August lief bei diesem Vorschlage selbst mehr Gefahr, als der Bischof. Die Vereinigung der beyden Prälaten kam also nie zu Stande; indessen gieng das Gastmal fort, und man trank da auf polnisch, das heißt, das Mittagsmal dauerte tief in die Nacht.

Eine andere Streitigkeit hatte in Litthauen das Haus Sapieha, eine sehr mächtige Familie, mit dem Grafen Oginski. Die Streitigkeit artete in Blutvergießen und ordentliche Treffen aus. Der König that alles, um die Ruhe herzustellen, aber es schien,

als wenn es in Litthauen nicht möglich wäre. In dem der König zu Warschau beyde Partheyen mit einander zu vertragen suchte, griff der Prinz des Sapieha den Grafen Oginski in seinem Lager an, zerstreute sein Volk, und jagte ihn selbst nach Preussen. Das Haus Sapieha behielt eine innere Abneigung gegen den König, wie viele andere Große, die dem Prinzen Conti günstig gewesen waren. August hingegen suchte durch eine verschwenderische Pracht die Bewunderung, und durch Leutseligkeit und eine überschüttende Freygebigkeit die Neigung einer Nation, deren größter Theil ihm durch die Macht unterworfen war.

Die Sorge für Polen und der Aufwand daselbst verursachte, daß der König die Lehnsgerichtigkeit über die Abtey Quedlinburg und die Reichsvogtey der Grafschaft Hohenstein dem Kurfürsten von Brandenburg für dreymal hundert tausend Thaler verkaufte. Er hatte auch noch Ansprüche auf den Besitz des Herzogthums Lauenburg, welches von Braunschweig Lüneburg indessen besetzt worden war, nachdem der letzte Herzog von Sachsenlauenburg, Julius Franz, im Jahre 1689. ohne männliche Erben gestorben war. Es war eine alte Erbverbrüderung zwischen den Häusern Sachsen und Lauenburg. Sie war von den Kaisern Maximilian dem Ersten, und Leopold bestätigt. Allein die Streitigkeit zog sich in die Länge, und indessen hatte Braunschweig Lüneburg den Nutzen im Besitze des Landes. Der König von Po-

len

selb verkauft als zu seinem Vortheile seine Rechte auf das Herzogthum Sachsenlaueburg an Braunschweig Lüneburg für sechs Tonnen Goldes. Die sächsischen Fürsten der Ernestinischen Linie widersprachen; viele andere tadelten diese That. Allein man muß sich in die Umstände der Personen zu versetzen wissen, welche man beurtheilen will, und alsdann findet man gemeiniglich, daß die That nicht tadelhaft war, die man dafür hielt. Sobald sich August auf dem Throne von Polen besetzt hatte, trieb ihn seine Ehrbegierde zu großen Entwürfen, wozu die Umstände Gelegenheit gaben.

Der Czar von Rußland, Peter Alexiewitsch, welcher den Namen des Großen vor vielen andern, die ihn in der Geschichte erhalten haben, verdiente, welcher gewährt wurde, daß er und seine Nationen Barbaren wären, und daher eine Reise in die kultivirtesten Länder Europas that, um sich selbst zuerst zu bilden, und nachher seine Unterthanen; dieser große und weise Monarch bekam auf der Rückreise von Wien in sein Land die Neugierde, den neuen König von Polen persönlich kennen zu lernen, dessen Ruf so ausgebreitet war, und dessen Residenz in Sachsen ihm so wohl gefallen hatte. August stand eben damals im Lager bei Neusch-Lemberg, wo er mit einer starken Armee die Türken und Tartaren beobachtete, welche Polen beunruhigten, und sie zurücktreiben wollte. Die Truppen wurden vom Herzog zu Würtemberg commandirt. Die Zusammen-

kunft des russischen und polnischen Monarchen geschah zu Rama, welcher Ort acht Meilen von Neusch-Lemberg liegt. Der Czar gewann den König von Polen sehr bald lieb, und was zuerst eine Befriedigung der Neugierde sehn sollte, wurde zuletzt eine Freundschaft von der höchsten Wichtigkeit. August verband auch mit einem majestätischen Ansehen viel Unmuth, Artigkeit des Umgangs, und freyen Geschmack in allen Vergnügungen. Beyde Monarchen blieben drey Tage beisammen, und hier wurde jenes enge Bündniß der Freundschaft zwischen beyden Prinzen geschlossen, welches hernach so lange dauerte, und von so großen Folgen war. Hier wurde zugleich insgeheim der erste Plan zu einem Kriege gegen Schweden entworfen; welche Krone sich geweigert hatte, den Kurfürsten von Sachsen für einen König von Polen zu erkennen, und Ländern von Rußland und Polen genommen hatte, die wieder entrißen werden sollten.

Sobald der König wieder bei Neusch-Lemberg ins Lager gekommen war, hielt er einen Kriegsrath wegen der Unternehmungen gegen die Türken. Einige riethen zur Belagerung der wichtigen Festung Kaminiak, welche die Türken in Besiz hatten; sie dachten dabei aber mehr an die Ehre dieser Unternehmung als an die Schwierigkeiten. Die Festung war mit einer guten Besatzung versehen, und es kostete lange Zeit, viel Volk, und einen starken Kriegsvorrath, um sie zu erobern, welches damals alles der polnischen Armee fehlte; andere riethen, man sollte

in die Molbau einrücken, und dort die Winterquartiere suchen. Der Vorschlag war gefährlich, da man die Festung Kaminieck im Rücken lassen mußte, und sich der türkischen Macht entgegen stellte. Ein Theil rieth die Hoffnungen zum Frieden, welche die Türken dem kaiserlichen Hofe gegeben hatten, abzuwarten. Der König wollte sein Heer gleichwohl nicht in Unthätigkeit lassen, und ließ es gegen die Tatarn vorrücken, indem er mit den sächsischen Truppen stehen blieb. Die Tatarn fielen die Kronarmee an, und überwältigten sie, sie drangen durch alle drey Linien, und plünderten die Bagage, diese Plünderung errettete die polnische Armee, welche sich wieder sammelte, und die Tatarn, die mit dem Plündern beschäftigt waren, angriff. Die Polen wurden nach einem Gefechte von acht Stunden Sieger, sie waren ungefähr 8000 Mann stark, und hatten 900 verloren. Die Tatarn erlitten eine entsetzliche Niederlage, ob sie gleich bei ihrem ersten Angriffe verschiedene Gefangene gemacht hatten, und unter denselben vier Starosten. Sie zogen sich nach diesem Gefechte zurück, lagerten sich mit einem Korps Türken bei der Festung Kaminieck, so, daß dieselbe nicht angegriffen werden konnte. Dem ungeachtet würde der König in diesem Feldzuge noch etwas wichtiges unternommen haben, wenn ihm nicht ein sonderbarer Vorfall begegnet wäre. Diese Truppen wurden sehr bald auf die sächsischen eifersüchtig, und anstatt den Nutzen zu erwägen, den die Nation von diesen Hilfsvölkern habe, dachten sie bloß an die eingebil-

dete Gefahr, welche ihre Rechte bei der Gegenwart fremder Truppen litten, sie ließen ihren Verdruß darüber den Woywoden von Marienburg fühlen, welcher keinen andern Fehler hatte, als daß er von der königlichen Parthey besonders geschützt wurde. Ein Staroste, Kromoskowsky mit Namen, klagte ihn an, daß er von der polnischen Nation übel gesprochen, und den Rath gegeben hätte, deutsche Truppen in das Königreich zu führen. Die Beleidigung gieng so weit, daß der Staroste und einige Offiziers ohne die Würde eines Woywoden und das Ansehen eines Lieblings des Königs zu achten, die Säbel auf ihn zogen, und ihn so grimmig anfielen, daß er wäre in Stücken gehauen worden, wenn er nicht das Glück gehabt hätte, durch die Zelter zu entweichen. Der Aufruhr verstärkte sich, der König glaubte sich selbst nicht mehr im polnischen Lager sicher, und gieng in das sächsische, er ließ die Sachsen in Schlachtfornung stellen, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, wenn die Anführer der Kronarmee sich weigern sollten, die Häupter, des Tumults zu bestrafen; die Kronarmee kam dadurch in Erbitterung, und setzte sich in Vertheidigungsstand.

Beide Armeen blieben in Schlachtfornung von zwey Uhr Nachmittags bis in die Mitternacht. Während dieser Zeit waren häufige Unterhandlungen von beyden Seiten, endlich gaben die Generale der polnischen Armee dem Könige zu erkennen, daß dieselbe drohte, sich mit dem Adel zu consöderiren, welcher ohnehin schon gegen die fremden Truppen

sehr eingenommen wäre. August wurde gewahr, was er mit solchen Truppen, wie die polnischen waren, ausrichten könnte, und dachte an nichts weiter, als den Feldzug zu endigen, er verbarg seinen Unwillen, und gab Befehl, die Winterquartiere zu beziehen.

Die Polen vergaßen nicht das Betragen des Königs, der so schnell von ihnen zu seinen Truppen gegangen war, und diese in Schlachtordnung gestellt hatte, als wenn er einen Angrieff thun, und sich mit den Waffen hätte Gerechtigkeit verschaffen wollen. Der König vergaß nicht das ausführeische Betragen der polnischen Offiziere, und man begriff von beiden Seiten, wie wichtig es für die Polen sey, die Deutschen zu entfernen, und für den König, sie zur Sicherheit bei sich zu behalten. Es war sonderbar, daß die Polen die fremden Truppen nicht leiden wollten, und sich doch selbst nicht beschützen konnten. Die ganze polnische Armee hatte nicht mehr als fünfzig Feldstücke, die schwere Artillerie mangelte ihr gänzlich, und wurde erst aus Sachsen erwartet. August merkte täglich immer mehr, wie schwer die Krönungskrone von Polen sey. Der Ehrgeiz wurde durch glänzendes Mißvergnügen belohnt, und alle Leutseligkeit und alle Güte, die diesem Herrn so eigen war, konnte die Gemüther dennoch nicht bei einer Nation befriedigen, die auf ihre Freiheit bis zur Ausschweifung eifersüchtig, und oft gegen ihre wahre Vortheile gesinnt war. Auswärtige Unruhen kamen bald zu den innerlichen, und mach-

ten die Last noch schwerer. Indem der König die Unruhen in Litthauen, welche noch immerfort unter dem Adel herrschten, zu stillen suchte, und seinen Endzweck auch endlich erhielt, empfing er die Nachricht, daß der Kurfürst von Brandenburg die Stadt Elbingen weggenommen hatte. Eine Schuld, welche noch vom Könige Cosimir gemacht worden, und für welche die Stadt Elbingen zur Sicherheit gesetzt worden war, gab jetzt dem Kurfürsten von Brandenburg das Recht, die Stadt einzunehmen. Man schrieb die Einnahme von Elbingen einem geheimen Verständnisse zu, welches August mit dem Kurfürsten von Brandenburg haben sollte; man glaubte wenigstens, daß er dadurch einen Vorwand suchte, die sächsischen Truppen im Königreiche zu behalten. Die Hofparthey aber hatte den Primas selbst im Verdacht, und glaubte, er habe die Wegnahme von Elbingen verursacht, um dem Könige einen neuen Verdruss zu machen, denn da dieser versprochen hatte, die Schulden der Republik zu bezahlen, so würde er dadurch genöthigt seyn, auch die Schuld zu erstatten, wegen welcher die Stadt Elbingen vom Kurfürsten von Brandenburg in Besiz genommen war. August drang bei dem Kurfürsten vergeblich auf die Wiedergabe der Stadt, er drohte sich mächtig zu rächen, aber er ermunterte die Polen vergeblich, sich zu vereinigen. Man berathschlugte viel, man unternahm nichts. Das Mißtrauen erhielt die Trennung der Großen des Reichs, und das Ende von allem Berathschlagen war, daß man an die Städte Thorn und Danzig schrieb, sie möchten auf

ihrer Hut sehn, daß sie nicht auch eingenommen würden. Es wurden verschiedene Schriften zwischen dem Könige und dem Kurfürsten gewechselt, die alle ohne Wirkung waren; endlich erfolgte von polnischer Seite eine Art von Kriegserklärung. Es ist merkwürdig, daß in einigen von diesen Schriften der Kurfürst von Brandenburg sich einen König in Preußen genannt hatte. Die Streitigkeit über den Besitz von Elbingen verzog sich bis in den Winter des folgenden Jahres, da alsdann die Stadt von dem Kurfürsten an Polen wiedergegeben wurde, und die Republik Polen versprach 300,000 Thaler zur Bezahlung der Schuld zu geben, und zur Sicherheit verschiedene Edelsteine der Krone zu verpfänden.

Der Friede, welcher im Jahre 1699. zu Carlowitz mit den Türken geschlossen wurde, befreite den König von dem schweren Versprechen, welches er bei seiner Wahl geleistet hatte, die Festung Kaminiek den Türken wieder zu entreißen. Sie mußten, zufolge der Friedensartikel, diese Festung, die sie seit 1672. im Besitz gehabt hatten, nebst allem, was sie in Podolien und der Ukraine seit König Michaels Zeiten besaßen, der Republik Polen wieder geben, und es war also nicht nöthig, einen neuen gefährlichen Feldzug zu unternehmen.

Noch war das Mißvergnügen des Primas gegen den Bischof von Eujovien, welcher den König ernannt und gekrönt hatte, nicht gestillt, als es gleichwohl nöthig war, einen Reichstag zu halten, auf

demselben konnte der Primas die Krönung von einem Bischofe, der dazu nicht berechtigt war, der Republik zur Untersuchung vorlegen, und dieß konnte nun von unangenehmen Folgen für den König selbst seyn, er bemühte sich also von neuem, den Primas zu gewinnen, und er gewann ihn durch Geld und Geschenke.

Die ersten Tage des Jahres 1699. wurden mit glänzenden Feyerlichkeiten von dem Könige zu Warschau zugebracht. August liebte die Pracht, wie wir schon bemerkt haben, und ahmte darinn dem Könige von Frankreich nach, er verband mit den Vorzügen des Körpers ein munteres Temperament, ein zärtliches Herz, und eine Liebe zu vergnügen, die außerordentlich war. Auch in der Galanterie des Umgangs und der Ergöglichkeit that er es Ludwig dem Vierzehnten gleich. Feyerlichkeiten waren um so mehr seinem Geschmacke gemäß, da er bei denselben so sehr herborglänzte, und die Bewunderung von jedermann theils durch die Stärke seines Körpers, worinn er alle übertraf, theils durch eine besondere Anmuth, welche alle seine Handlungen begleitete, auf sich zog. Das schöne Geschlecht, welches an allen Feyerlichkeiten Antheil nahm, und welches der König für eine besondere Zierde des Hofes hielt, gewöhnte sich bald, alle Artigkeiten eines glänzenden und prachtreichen Hofes anzunehmen. Der König war in seinem neun und zwanzigsten Jahre, und sein Herz war bei den Gelegenheiten der Ergögenzen nicht mäßig. Das Carreval zu Warschau gab den

Polen Schauspiele, die sie in ihrem Vaterlande nie gesehen hatten; es wurde unter andern ein prachtvolles Ringelrennen mit vier Quadrillen gehalten, davon August selbst eine anführte, und auch den vornehmsten Gewinn erhielt. Auch dieß war eine Nachahmung Ludwigs des Vierzehnten.

Der erste Reichstag, welchen er in Polen hielt, war glücklich, die Schwierigkeiten wurden insgesamt gehoben, er machte sich durch seine Güte die Neigungen der versammelten Stände des Reichs eigen, und seine Mäßigung erwarb ihm Zutrauen. Er versprach einen Theil seiner sächsischen Truppen zurück zu senden, und machte sich durch die Ertheilung verschiedener erledigter Kronämter neue Freunde. Die Berathschlagungen wurden mit einem außerordentlichen Eifer fortgesetzt, er wohnte in den letzten sieben Tagen den Versammlungen beständig bei, und beschleunigte dadurch die Entschlüsse der Nation; in der letzten Sitzung blieb er zwanzig Stunden hinter einander auf seinem Throne. Man fertigte auf diesem Reichstage eine Acte für die Sicherheit und das Ansehen des Königs aus, und verdamnte darinnen diejenigen zu den härtesten Strafen, welche der Person des Königs die gebührende Achtung, und seinen Befehlen den schuldigen Gehorsam versagen würden. Es wurde festgesetzt, daß der König, außer seinen Hofbedienten, zwey fremde sächsische Minister bei sich haben, und von den Truppen zwey Regimenter Garde und zwölfhundert Trabanten in Polen lassen könnte, daß eine gleiche

Anzahl von sächsischen Truppen in Litthauen seyn, und alles auf Kosten der Republik unterhalten werden sollte.

Polen war nunmehr völlig beruhigt, und der König beschloß, auf einige Zeit nach Sachsen zu gehen, wo seine Gegenwart nöthig war. Er hatte nicht geglaubt, daß er diese Reise müßte auf dem Reichstage vortragen, er gab dem Senate zu Warschau davon Nachricht, dieser machte viel Schwierigkeiten, und berathschlagte sich vier Tage lang, vom 12ten bis 17ten August, ob der König verreisen könnte. Es wurden hierauf einige Punkte dem Könige vorgelegt, welche die Regierung in seiner Abwesenheit, die Verlegung der sächsischen Truppen, die noch in Polen standen, und die Vollziehung der Entschlüsse vom letzteren Reichstage betrafen. Nach deren Berichtigung begab sich der König zu Ende des Augusts nach Sachsen. Er zeigte zu Dresden, zu Eßling in Böhmen, wo er das Bad besuchte, und zu Leipzig, wo er in der Michaelismesse gegenwärtig war, allen denjenigen königlichen Glanz, in welchem er mit den größten Fürsten wetteiferte, und die meisten übertraf. Er hielt einen Landtag zu Dresden, auf welchem er von den Ständen eine Million Gulden Subsidien bewilligt bekam, und beschlossen wurde, daß seinem Verlangen gemäß die sächsischen Truppen in den Stand gesetzt werden sollten, auf den ersten Befehl ins Feld rücken zu können. Er sagte nicht den Gebrauch, den er von ihnen machen wollte, aber seine Entwürfe zu einem

wichtigen auswärtigen Kriege waren gemacht, und er war noch in Sachsen, als dieser Krieg seinen Ausbruch nahm; ein Krieg, der unter den schönsten Ausichten anfieng, sehr unglücklichen Fortgang hatte, und am Ende alles in den vorigen Zustand brachte. August hatte als König von Polen verschiedene Ursachen, sich in kriegerische Entwürfe einzulassen. Die Freundschaft des russischen Czars machte ihn mächtig, und die mit demselben verabredeten Plane eröffneten große Ausichten. Bei der Unterreung zu Rama war man eins geworden, mit vereinigten Kräften die Wiedereroberung derjenigen Länder zu suchen, welche die tapfern Könige in Schweden den Russen und Polen hinweggenommen hatten. Peter der Erste besaß Ehrgeiz, und dachte an Eroberungen; König August suchte den größten Ruhm seiner neuen Regierung darinn, daß er die Besitzungen des polnischen Königs vermehrte.

Ein neuer Grund für den König August zu kriegerischen Absichten war der Zustand seiner sächsischen Armee in Polen, er hatte sie in den dortigen Gegenden nöthig, und die Polen wollten sie nicht leiden, es wurden fast täglich einige Sachsen erschossen, und indem August in seinen Erbländern war, entstand eine allgemeine Erbietung in Polen gegen die deutschen Truppen, so, daß der Primas einen Aufstand befürchtete, und den König bat, sich, sobald es nur möglich, wieder nach Polen zu begeben. Bei einem Kriege mit den benachbarten Schweden standen die sächsischen Truppen in der

Nähe, und die polnischen hatten ebenfalls Beschäftigung. Der König von Schweden hatte, aus Interesse für Frankreich, August für keinen König von Polen erkennen wollen; ein neuer Grund zu einem persönlichen Haffe.

Die große Macht, welche Rußland ins Feld stellen konnte, und die Mittel des Krieges, die ebenfalls nicht fehlten, versprachen große Folgen. Um das Bündniß gegen Schweden noch fürchterlicher zu machen, bewog man den König von Dänemark, Friedrich den Vierten, daran Antheil zu nehmen. Dieser Monarch war der erste, welcher den Krieg öffentlich anfieng. Er hatte mit dem Herzoge von Holstein Gottorp Streitigkeiten bekommen, deren Erzählung aber nicht in das Leben des Königs August gehört. Der Herzog war ein Schwager und genau Verbündeter von dem Könige von Schweden. Dieser stand dem Herzoge gegen Dänemark bei, und zeigte sich auf einmal als den kühnsten Krieger, den je die Welt gehabt hat. Er war gegen Dänemark glücklich, und zwang dieses Reich zum Frieden. Indem dieses vorgieng, rückten die sächsischen Truppen in Liefland ein, im Februar des Jahres 1700 nahmen sie die sogenannte Cober-Schanze ein, und bereiteten sich, die Stadt und Festung Riga zu belagern. Es ist nöthig, einige Umstände bei diesem Kriege zu erklären, welche den König August selbst angehen, und in der Folge der Erzählung wichtig werden.

Liesland, eines der fruchtbarsten nordischen Län-
der, welches besonders einen Ueberfluß am Korne
hat, und der Krone Schweden seit dem olivischen
Frieden 1660. von Polen und Rußland ganz überge-
hen war, wurde von dem Könige in Schweden,
Karl dem Elften, mit einigen Abgaben belegt, wel-
che der Adel des Landes für übertriebene Beschwer-
den hielt. Einer von ihnen, Johann Reinhold von
Pattul, ein Kapitän, wagte es, nach Stockholm zu
gehen, und Vorstellungen zu thun. Pattul war ein
Mann von verwegenem Geiste, unternehmend, voll
Känke, und welcher zugleich eine gute Kenntniß sei-
nes Vaterlandes, und Anhang unter dem Adel des-
selben hatte. Dieser Mann kam nach Stockholm,
und brachte als Abgesandter des liesländischen Adels
seine Klagen wider die Beschwerden der Abgaben
an. Er sprach mit solcher Beredsamkeit, wie sie dem
Elenke eigen ist, wenn es zur äußersten Kühnheit
getrieben wird. Karl verstellte seinen Zorn über die
Verwegenheit des Menschen, klopfte ihn auf die
Schultern, und sagte: „Ihr habt brav ge-
sprochen, und für euer Vaterland;
„ich liebe das.“ Aber einige Tage darauf wur-
de Pattul wegen des Verbrechens der beleidigten
Majestät angeklagt, und verdammt: Ehre, Leben
und Güter zu verlieren. Er entfloh, und irrte eine
Zeit lang in Deutschland und der Schweiz herum,
kam aber bald in die Dienste des Königs August.
Dieser Monarch gebrauchte den Herrn von Pattul
zu seinen Unternehmungen in Liesland, Pattul versprach
sehr viel auszurichten, und den Adel in Liesland bei

Annäherung der sächsischen Armee größtentheils auf des Königs Seite zu bringen. Er wurde geheimer Kriegsrath, und bald darauf Generalmajor, und führte einen Theil der Völker an, welche im Jahre 1700. in Liefland einbrachen, und Riga einschlossen. Seine Versprechungen giengen nicht so sehr in Erfüllung, als man gehofft hatte, aber er leistete doch so viel, daß er sich die Gunst des Königs von Polen völlig zueignete.

August hatte das Oberkommando der Armee in Liefland dem Generale Flemming übergeben. Der Abel in diesem Lande wollte sich nicht, wie man hoffte, sogleich auf die Parthey des Königs von Polen schlagen, Flemming mochte versprechen, was er wollte, es kam niemand zu ihm, jermann blieb seiner Pflicht getreu. Der Fortgann der sächsischen Waffen war dadurch gehemmt. Die ganze Unternehmung auf Liefland hatte August schon vor seiner Abreise aus Polen dem Cardinal Radziowski und Primas des Reichs vertraut, dieser schlaue und feindselige Prälat hatte die Sache gebilligt, und als er zu desto besserer Treue eine Obligation vom Könige August auf 100,000 Thaler empfangen hatte, sich auch für die Betreibung des ganzen Planes sehr wirksam bewiesen. Er blieb seinem Könige auch so lange getreu, als er es aus Noth thun mußte.

Indem die Feindseligkeiten in Liefland gegen Schweden fortgesetzt wurden, kam August, um seinem Heere näher zu seyn, im März 1700. wieder zu

Warschau an, er hielt bald darauf viele Berathschla-
 gungen zur wirksamern Fortsetzung des Krieges; al-
 lein der tapfere Kommandant in Riga, der General
 Dahlberg, vertheidigte sich so herzhast, daß die säch-
 sische Armee nichts ausrichten konnte. Der König
 von Polen merkte nun, daß er es mit einem Feinde
 zu thun hatte, welcher völlig verkannt worden war.
 Kaum hatte sich Karl der Zwölfte in den Waffen
 gezeigt, als man in ihm den verwegensten Krieger
 sah, den je die Welt gehabt, seine Unachtsamkeit
 verwandelte sich in die strengste Thätigkeit, seine
 Liebe zum Vergnügen in den heftigsten Haß dage-
 gen; seine Tapferkeit stieg bis ins Unglaubliche, und
 das Glück begleitete alle seine Unternehmungen, er
 stellte einen nordischen Alexander vor, der Thronen
 umstürzen wollte, und für dem nichts unbezwinglich
 war. Flemming, welcher die sächsischen Truppen in
 Liefland unter seinen Befehlen hatte, war nicht
 glücklich, es fehlte ihm an dem groben Geschütze zur
 förmlichen Belagerung von Riga. Er glaubte, durch
 das Schrecken Meister von dem Plaze zu werden, er
 ließ Riga bombardiren, aber während dieses Un-
 griffs schickte der König Befehl, nicht sogleich das
 äußerste zu wagen, sondern vorher alle Mittel der
 Güte zu versuchen, diese waren bei einer Festung,
 die schon bombardirt worden, und von den Feinden
 nachher mit Gelindigkeit angefordert war, und die
 einen entschlossenen Kommandanten hatte, vergeb-
 lich. Flemming gieng vor die Dünamünder Schan-
 ze, einen beträchtlichen Posten zwey Meilen von
 Riga, und eroberte sie, er zog sich hierauf wieder

vor Riga, und schloß die Stadt enge ein, ohne sie förmlich zu belagern. Um sich Anhang zu verschaffen, wurden viele Manifeste und Aufforderungen in Liefland herum ausgebreitet, aber ohne Folgen.

Durch dergleichen öffentliche Schriften versuchte König August auch zugleich die Republik Polen zum Kriege gegen die Schweden zu bewegen. Bis jetzt führte er nur für sich Krieg. Er stellte den Polen vor, wie ruhmvoll es für sie seyn würde, wenn sie ihrem Könige gegen die Krone Schweden beistünden, und ihm behilflich wären, daß er Liefland eroberte, welches Land er nicht für sich, sondern für die Republik einnehmen wollte. Allein die geheimen Feinde des Königs, unter denen der Primas Rabszowski der vornehmste war, handelten in geheim dagegen. Man befürchtete, oder gab es wenigstens vor, daß der König die Eroberung von Liefland zu einem Mittel brauchen würde, seine Gewalt in Polen unumschränkt zu machen. Alle Vorstellungen waren fruchtlos, so scheinbar sie waren. Der größte Theil von den Ständen des Reichs wollte sich nicht erklären, und die Bemühung war fruchtlos.

August war selbst in Liefland gewesen, er hatte durch seine Gegenwart die Eroberung von Riga zu bewerkstelligen geglaubt, und die Stadt mehr als einmal auffordern lassen. Der Kommandant, Graf Dahlberg, antwortete aber: „daß es ihm zur Ehre gereiche, von einem großen Könige
„nige

„nige in Person angegriffen zu werden, und daß es ihm zu desto mehr Ehre ge-
 „reichen würde, sich gegen denselben bis
 „aufs äußerste zu vertheidigen.“ Nach
 einer solchen Erklärung war keine Uebergabe zu hof-
 fen, und eine förmliche Belagerung vermied August.
 Riga wurde also nicht eingenommen, und die Trup-
 pen zogen sich zurück, nachdem der König von Schwe-
 den von Dänemark den Frieden erzwungen, und
 mit seinem siegreichen Heere selbst nach Liefland eilte.

Die Ankunft dieses Helden in Liefland setzte den
 König August in die größte Verlegenheit, er war
 mit seinen sächsischen Truppen nicht im Stande,
 dem Feinde die Spitze zu bieten. Der Zustand von
 Polen kam immer mehr in Verwirrung. Die Lit-
 thauischen Streitigkeiten mit dem mächtigen Hause
 Capieha vermehrten sich, und erhielten einen bür-
 gerlichen Krieg. Nur das Bündniß mit dem Czar
 von Rußland gab die Hoffnung zum Glücke in dem
 Kriege mit Schweden. Einen großen Theil dieser
 Hoffnung störte die schreckliche Schlacht bei Narra,
 in welcher die russische Armee von 9000 Schweden,
 die der König selbst anführte, vernichtet wurde, der
 Muth des Czars aber, welcher durch die ersten miß-
 gelungenen Versuche nicht niedergeschlagen wurde,
 suchte neue Mittel zum Glück im Kriege, und er
 glaubte zu deren Erfindung eine Unternehmung mit
 dem Könige August nöthig zu haben.

Birser, eine kleine Stadt in Litthauen, an der furländischen Gränze, war der Ort der Zusammenkunft für beyde Monarchen. Sie blieben vierzehn Tage beisammen, mitten unter tausend Vergnügungen, für welche beyde viele Neigung hatten. Die Tage wurden den Ergößlichkeiten, und ein Theil der Nächte den kriegerischen Berathschlagungen gewidmet. Man wollte die Entwürfe geheim halten, aber Karl der Zwölfte hatte Mittel gefunden, durch einige Kundschafter, die einen polnischen Sekretär bestachen, das vornehmste von allem, was man beschlossen hatte, zu erfahren. Kein Plan konnte für Schweden verderblicher seyn, als derjenige war, welchen August entwarf. August wollte fünf und zwanzig tausend Mann deutsche Truppen, die von verschiedenen Prinzen sollen erkaufte werden, nach Rußland senden, um dort die genauere Kriegskunst den Russen zu lehren. Diese Nation war noch ganz unerfahren und wild, der größte Theil ihrer Truppen hatte sogar keine ordentliche Waffen, und bestand aus zusammengerafften, ganz ungeübten Leuten. Von diesen sollten fünfzig tausend nach Polen gesendet werden, um dort die Kriegskunst zu lernen. Acht und zwanzig tausend Mann Sachsen versprach August ins Feld zu stellen. Alle diese Truppen sollten in Liefand und Finnland gegen Schweden streiten.

Der russische Monarch war durch das erste Unglück seiner Waffen so wenig muthlos geworden, daß er sich sogar auf noch mehr widrige Vorfälle gefaßt hielt, und durch die weitere Zukunft erst

Sieger zu werden hoffte. Ich weiß wohl," sagte er, "daß die Schweden uns noch eine Zeit lang Schläge geben werden; endlich aber werden sie es uns doch lehren, wie wir sie überwinden sollen." Besondere Mühe gab er sich die Republik Polen zur Theilnehmung an dem Kriege mit Schweden zu bewegen. Er bat den polnischen Unterkanzler, welcher sich mit zu Birsen befand, "er möchte die schlafende Republik doch aus ihrer Schlafsucht zu reißen suchen." Er schickte eine Gesandtschaft an die Republik, und bot ihr verschiedene Vortheile an, wenn sie sich wider den König von Schweden erklären würde, allein die geheimen Feinde des Königs August verhinderten alle Wirkung. Schon damals ließen sich einige der Großen des Reichs, und besonders das Haus Sapieha, mit Karl dem Zwölften in eine geheime Verbindung ein.

Nachdem der König August mit dem Czar die sächsischen Linien bei der Duna, an dessen diesseitigem Ufer besaßen, und sein Bündniß auf das stärkste befestigt hatte, so gieng er von neuen großen Hoffnungen zu neuen und vielfachen Mißvergñügen in Polen. Mißtrauen und Untreue zerrütteten dieses Land, und der Geist der Zwietracht machte auch den allgemeinen Reichstag, welcher am Ende des May 1701. sich anfieng, fruchtlos. Indessen drang der König von Schweden mit seinem Heere in Lief-
lab vor. Die sächsische Armee stand an dem diessei-

tigen Ufer der Düna, nicht weit von Riga, und hatte eine kleine Anzahl von Russen und Polen bei sich. Karl stellte sich, als wenn er die Festung Kosdenhausen, welche die Sachsen besetzt hatten, angreifen wollte, kam aber schnell an dem jenseitigen Ufer der Düna mit fünf und zwanzigtausend Mann an. Er hatte Fahrzeuge von einer neuen Erfindung bauen lassen, welche dicke Brustwehren von Balken hatten, die geschwind wieder hinweggenommen werden konnten, in dieselben setzte er einen Theil seiner Truppen, in der Nacht zwischen den 3ten und 4ten Juli. Er gebrauchte hierbei noch einen andern Kunstgrif, da er bemerkte, daß der Wind aus Norden kam, und dem Feinde entgegen war, so ließ er eine Menge feuchtes Stroh anzünden, wodurch den Sachsen alle Aussicht genommen, und ein dicker Rauch entgegen gestellt wurde, unter diesem Rauche setzte er über den Fluß, ohne daß die Sachsen im geringsten seine Ankunft gewahr werden konnten. Sieben tausend Mann zu Fuß und sechs hundert zu Pferde waren schon auf dem sächsischen Ufer, ehe diese Truppen etwas davon wußten. Sie waren zerstreut, und sahen sich plötzlich von den Schweden aus ihren Kanonen und kleinem Gewehre angegriffen. Der König selbst war einer der ersten auf dem feindlichen Ufer, und besenerte den Muth seiner Soldaten, die sich immerfort aus den Fahrzeugen her vermehrten.

Der Feldmarschall von Steinau, welcher die Sachsen anführte, und sich eben unpaß befand, sagte sich

gleichwohl bei dieser Ueberraschung, und ließ die Schweden mit seiner Reuterey angreifen. Sie wurden in Unordnung gebracht, entflohen, und eilten zum Flusse zurück, der König sammelte sie mit so vieler Gelassenheit wieder, als wenn er eine Musterung gehalten hätte. Er ließ in gedrängteren Reihen von neuem die Sachsen angreifen, und diese wichen nunmehr, nachdem sie fünfmal sich von neuem gesetzt hatten. Der Feldmarschall von Steinau zog seine muthlosen Truppen auf einen trockenen Ort, wo er auf der einen Seite einen Morast, und auf der andern ein Gehölze hatte, welches er mit seinen Kanonen besetzen ließ. Das Gefecht erneuerte sich, es wurde hartnäckig und blutig, dem Könige von Schweden wurde sein Pferd unter dem Leibe todt geschossen, und viele Offiziere blieben an seiner Seite. Die überwiegende Macht der Feinde und der Mangel an genugsamen Kanonen nöthigte endlich die Sachsen zur Flucht. Die Schlacht hatte von fünf Uhr des Morgens bis um zehn Uhr gedauert. Von den Sachsen waren tausend Mann auf dem Platze geblieben, fünfzehn hundert verwundet, und über tausend gefangen worden. Die flüchtige Armee wurde mit Hitze verfolgt, und zerstreute sich; sie verließ bald darauf die sogenannte Koberschanze, und die liefländischen Gränzen.

Der König von Schweden nutzte diesen Sieg mit der ihm gewöhnlichen Schnelligkeit. Er eilte nach Mitau, der Hauptstadt in Kurland, und bemächtigte sich dieses Herzogthums, weil der Fürst dessel-

ben sich mit dem Könige August wider ihn verbündet hatte, und selbst in den Waffen erschienen war. August wurde durch diesen unglücklichen Streich äußerst bestürzt, und wünschte nunmehr eben so eifrig den Frieden, als er vorher den Krieg gewünscht hatte. Die Gesandten des Kaisers, des Königs von Dänemark und der Generalstaaten boten ihre Vermittlungen an. Der König von Schweden aber, kühn beim Glücke der Waffen, antwortete: „daß er erst am Ende des Feldzugs Un-
 „dienz geben könne.“ Er entwarf nun schon den Plan, den jedermann in die Reihe der unmöglichen Dinge schreiben mußte, bis er wirklich erfüllt war. Der gütige August verdiente dieses rauhe Schicksal nicht, am wenigsten verdiente er die geheime Freude, welche sich bei seinen Feinden in ganz Polen verbreitete. Er bedauerte seine Gnade gegen die undankbaren Polen, und daß er nicht selbst an der Spitze seiner Truppen gefochten hatte, ein unvernünfteter Zusatz hatte ihn daran gehindert. Er war auf der Rückkehr von einem Gastmale auf einem Lustschlosse, zwey Meilen von Warschau, vom Pferde gestürzt, und hatte sich den linken Arm verrenkt, dieses hinderte ihn, eher bei seinem Heere zu erscheinen, als es geschlagen war.

Augusts Feinde bezeugten über diese Unfälle die größte Freude. Inzwischen hat noch doch der Primas des Reichs und Cardinal Radziowski dem Könige von Schweden, ihr Land nicht mit seinen Truppen zu beunruhigen. Eine gleiche Bitte that der

Adel von Litthauen durch eine Gesandtschaft an den König in Schweden, aber es war zu spät, einen erzürnten Sieger, dessen Nachbegierde sich nicht so leicht stillen ließ, durch Bitten abzuhalten. Er antwortete dem Kardinal in schwankenden Ausdrücken, fügte aber in seinem Schreiben hinzu: „Ich kenne die Uebel, welche die Republik Polen drücken, ich weiß, daß die sächsischen Truppen ihr zur Last fallen, daß der König August eure Freyheit beleidigt. Ich bin bereit, Euch mit allen Kräften beizustehen, daß Ihr eure Gesetze und Freyheit erhaltet.“ Diese Ausdrücke waren Wonne für den feindseligen Kardinal.

Der gütige und mit Undank belohnte August ergriff die letzten Maßregeln, die er hatte zur Befriedigung der Polen. Er schickte seine sächsischen Truppen hinweg, über welche man sich immer beschwert hatte, und überlieferte seinen Thron und seine Person ganz allein der Beschützung der Polen. Die Nation wurde gerührt, der größte Theil des Adels versprach ihrem Könige mit ihrem Leben und Gütern beizustehen; der Kardinal selbst sah sich genöthigt, Schreiben umher zu senden, in welchen er die Polen zur Beschützung ihres Königs ermahnte. Die Woywodschaften von Krakau, Lublin und Sandomir versicherten den König durch eigene Abgesandte von ihrem Eifer für ihn. Die übrigen Woywodschaften von Polen erklärten diejenigen für Feinde des Vaterlandes, welche nicht alles anwenden würden, um

den Thron und die Person ihres Königs zu beschützen. Litthauen hingegen that nichts, weil es von lauter innerlichen Unruhen zerrüttet wurde.

Der Czar von Rußland schien den Plan, der zu Birsen war entworfen worden, vergessen zu haben, er begnügte sich, zwanzig tausend Mann nach Lief-land zu senden, welche mit den Schweden einige Gefechte hielten, und wieder in ihr Land zurück giengen. Die Unruhen in Litthauen gaben Karln dem Zwölften bequeme Gelegenheit, seine Truppen in die polnischen Gränzen rücken zu lassen. Er gab vor, daß das Haus Sapieha, welches schon so lange mit dem Oginskischen Krieg führte, ihn zu Hilfe gerufen habe, und dieses Vorgeben war richtig, es erschien anfänglich ein Korps von Schweden, welchem der König mit mehr Truppen bald nachfolgte. Hierdurch war der Schauplatz des Krieges auf einmal nach Polen verlegt. Der König August suchte die Hilfe seiner Unterthanen auf einem Reichstage. Ein Landbothe machte denselben durch seinen Widerspruch fruchtlos. August sahe, daß seine Unterthanen unbiegsamer waren, als es sein offener Feind seyn konnte. Er entschloß sich, den König von Schweden um Frieden zu bitten, und sandte einen Kammerherrn, den Grafen von Witzthum, an ihn; zum Unglück hatte man vergessen, für den Grafen einen Paß von den Schweden sich geben zu lassen. Der Graf von Witzthum wurde also ins Gefängniß gesetzt, anstatt Audienz zu erhalten, weil ihn der König von Schweden als einen Feind be-

frachtete. Es wurde hierauf eine Gesandtin an Karl den Zwölften geschickt. Ein sonderbarer König, wie Karl, verbiente auch eine sonderbare Gesandtschaft. Die Gräfin Königsmark, eine geborne Schwedin, die noch in den Ländern Karls des Zwölften Güter hatte, und vor dem an seinem Hofe gewesen war; eine Dame, die eben so berühmt durch ihre Schönheit als durch ihren Witz war, und welcher August damals seine ganze Neigung schenkte; diese schöne Gräfin begab sich in das Hauptquartier, und suchte Audienz. Der König wollte sie aber nicht sprechen, und ließ sich nicht im geringsten bewegen, sie nur zu sehen. Sie ergriff die Gelegenheit, dem Könige, als er ausgeritten war, unterwegs zu begegnen, und stieg, sobald sie den König gewahr wurde, aus ihrem Wagen, um ihm entgegen zu gehen, der König grüßte sie, sagte kein Wort, und drehte mit seinem Pferde schnell um, die Gräfin mußte also unverrichteter Sache zurück reisen, und es blieb ungewiß, ob der König von Schweden sie verachtet oder gefürchtet hatte.

Die Republik Polen schickte endlich selbst eine Gesandtschaft an den König Karl, um ihn von ihren Gränzen zu entfernen. Der König empfing sie in seinem Gezelte, und hörte ihren Vortrag an. Als sie aber Antwort begehrt, erklärte der König: „daß er zu Warschau Antwort geben wolle.“ Er eilte bald, dieses Versprechen zu erfüllen. Alles gerieth zu Warschau in die größte Unruhe, der Cardinal begab sich zuerst hinweg. Es

erschien ein Manifest vom schwedischen Könige bei seiner Annäherung, in welchem er nochmals unter harten Ausdrücken erklärte, daß er für sich und die Republik keine andere Sicherheit fände, als in der Entsetzung des Königs August. Dieser unglückliche Monarch sah sich genöthigt, Warschau zu verlassen gegen welche Stadt Karl an der Spitze von zehn tausend Mann anrückte, August begab sich nach Krakau, und Karl langte in Warschau am 5ten May 1702. an.

Noch war nicht alles für den König von Polen verloren, und wenn Karl Befehle geben wollte, so mußte er noch viele Schwierigkeiten zurücklegen. August ließ ein allgemeines Aufgebot des polnischen Adels bekannt machen, und es erschienen aus vielen Woywodschaften Truppen. Aus Sachsen ließ er zwantzig tausend Mann kommen, so unzufrieden auch die Polen darüber waren, welche ihren König nicht selbst beschützen konnten, und keine fremde Beschützung zulassen wollten. Unter dem Anrücken der sächsischen Armee und der Versammlung der polnischen, und den stärksten neuen Zurüstungen des Königs August wurde seine Thronentsetzung zu Warschau verabredet, aber dazu war noch eine Schlacht und ein Sieg nöthig. Der Kardinal Primas, dieser verstellte Feind Augusts, kam unermuthet in Krakau an, er gab vor, daß der König von Schweden zum Frieden geneigter sey, als es scheine, und daß, wenn August ihm Erlaubniß gäbe, mit Karl selbst zu unterhandeln, man vielleicht seinen Endzweck errei-

hen würde. August gab dem Kardinal zu, was er nicht verweigern konnte, nämlich die Freyheit, ihm zu schaden. Der Kardinal begab sich zum Könige in Schweden, und verabredete insgeheim mit demselben die Verfolgung Augusts. Für das Publikum wurde eine ceremonielle Audienz gehalten, in welcher nichts zu Stande gebracht wurde.

August suchte nunmehr seinem Schicksale durch die Waffen den Ausschlag zu geben. und bereitete sich zu einer Schlacht, die den Besitz seines Throns entscheiden mußte, er verstärkte sein Heer mit Sachsen und Polen, er zog einen Theil der Kronarmee an sich, und rückte seinem Feinde entgegen. Beyde Könige suchten und trafen einander am 19ten Juli 1702. in der Ebene bei Cliflow. Die sächsische und polnische Armee war gegen 25,000 Mann stark, die schwedische bestand aus 18,000 Mann. Der schwedische Monarch griff an, er rückte durch ein Gehölz, worinn die Bäume ziemlich breit standen, hart an das Lager des Königs August. Die sächsisch-polnische Armee rückte heraus, und stellte sich in Schlachtordnung. Der König von Schweden veränderte die seinige sogleich, und stellte seine Truppen in Form eines halben Zirkels: diese Aenderung machte bei den Sachsen eine Bestürzung, nichts destoweniger that der General Flemming mit zwey sächsischen Regimentern Reuterey den Angriff auf die Schweden, allein diese hielten den Angriff aus, und giengen auf die Polen los. Die Polen hielten nicht Stand, sondern ergriffen gleich beim ersten Angriffe die

Flucht, dadurch kam der rechte Flügel in Unordnung, und alle Bemühung des Feldmarschalls von Steinau, welcher diesen Flügel kommandirte, war vergeblich, die Truppen wieder zu sammeln. Der rechte Flügel der sächsischen Armee, welchen der König August selbst anführte, that das äußerste. Er kam in fünf Linien zum Treffen, und es mußte eine nach der andern besiegt werden, ehe er wich. Allein die Verwirrung, welche die Flucht der Polen verursacht hatte, gab dem Feinde sehr bald die Obergewalt, und brachte die ganze Armee in Unordnung, so, daß sie den Schweden Sieg und Schlachtfeld überlassen mußte. Die Zerstreuung der sächsischen Armee geschah mit der heftigsten Verwirrung. Der Verlust der Schlacht war den entfliehenden Polen zuzuschreiben. König August verlor außer dem Schlachtfelde 1500 Mann Gefangene und 4000 Todte, das ganze Lager, die ganze Kriegskasse, die ganze Bagage, unter welcher viel Silbergeschirr war. Er hatte sich in dieser Schlacht als einen Helden gezeigt, und seine Truppen fünfmal wieder gesammelt, da sie gewichen waren, aber er fochte nur mit den erschrocknen Sachsen, welche die Polen gleich im Anfange der Schlacht verlassen hatten. Und ob er gleich alles that, was man von einem Prinzen erwarten kann, der für die Erhaltung seiner Krone sicht, so war es doch unmöglich, zugleich über die Waffen der Feinde und über die Untreue seiner eigenen Soldaten, der Polen zu siegen. Er floh nach dieser schrecklichen Niederlage und so vielfachem Verluste von Völkern, Selb, Ehre und Kostbarkeiten aus den Schlachtfeldern bei

Elbow mit dem Reste seiner sächsischen Truppen nach Krakau. Auf ein Unglück folgt gemeiniglich ein zweytes, die Bürger von Krakau wollten ihrem Könige nicht einmal sechs tausend Thaler leihen, welche er nothwendig brauchte. Er eilte aus dieser Stadt hinweg, zu welcher der König von Schweden den Weg nahm. August zog sich wieder nach Warschau, blieb aber auch dort nicht lange, sondern wandte sich nach Preussen, wo er eine neue Verstärkung von 8000 Mann sächsische Truppen erwartete, und die Hilfe des russischen Czars.

Ein Zufall des Königs von Schweden schien das ganze Schauspiel zu ändern. Dieser kühne Krieger war bei einer Übung mit einer neu errichteten Schaar von Walachen vom Pferde gestürzt, und so gefährlich verwundet worden, daß er sechs Wochen das Bette hüten mußte. Man breitete allenthalben seinen Tod aus, August nützte diese Zwischenzeit, und hielt eine neue Versammlung des polnischen Adels, von dem ein großer Theil sich aufs neue für ihn erklärte, seine Absetzung als eine verabscheuungswürdige Sache betrachtete, und eine Conföderation gegen Schweden errichtete. Man erklärte den König Karl als einen Feind der Republik Polen, und August hatte auf einmal mehr Freunde, als er je gehofft hatte. Indessen herrschte immerfort die größte Verwirrung in Polen. Der König August hielt ein sogenanntes Senatus Consilium, oder Versammlung der Senatoren des Reichs, und nach diesem noch mehrere, ohne Wichtigkeit von Folgen. Es giengen

verschiedene Gesandten und Schreiben an den König von Schweden ab, aber dieser Sieger gab keinem friedlichen Vorschlage Gehör. Der Kaiser bot seine Vermittlung an, Karl verworf sie. Er wollte seine Rache in dem Ruine seines Feindes stillen, und um dieses auszuführen, zog er wieder nach Warschau. Seine Generale und getreuen Minister stellten ihm bei dem so verzögerten Aufenthalte in Polen vor, daß seine Gegenwart hier nicht so wichtig sey, als in andern Gegenden, da zumal der Czar in Liefland und Ingermannland ansehnlich furchtbar zu werden. Karl antwortete: „Ich gehe nicht aus Polen, und wenn ich fünfzig Jahre darin bleiben müßte, bis ich den König vom Throne habe.“ Nach dieser Erklärung war kein Friede möglich.

Der verstellende und arglistige Cardinal Primas Radziwsky gab durch seine Ränke dieser schwedischen Absicht sehr bald einen Erfolg. August bemerkte die Bosheit des Prälaten, und gegen Ende des Jahres 1702. als die Heere in den Winterquartieren lagen, nahm die beyderseitige Feindschaft eine Art von öffentlichen Ausbruch. Der Cardinal machte seinem Könige Vorwürfe, daß er die beyden französischen Gesandten in Polen, welche wider ihn Anschläge machten, hatte in Verhaft nehmen lassen. Er sagte, er könnte nicht gefällig genug seyn, dieses zu billigen. König August antwortete ihm: „Ich bitte Sie, weder gefällig noch verstellend zu seyn. Ich liebe keinen von

„diesen beyden Charaktern.“ Der Prälat fieng auch wirklich an, die Maske der Verstellung abzulegen, und hielt für sich eine Rathsversammlung des Reichs zu Warschau mit dem Anfang des Jahres 1703. Es erschienen zwar wenige Senatoren des Reichs, allein dieser Schritt des Kardinals selbst war wichtig. Es entstanden zwey Partheyen in der Republik Polen, die eine hielt es mit dem Kardinal, die andere mit dem Könige. Der König hielt selbst zu Marienburg in Preussen eine Rathsversammlung des Reichs, auf welcher sehr viele erschienen. Das Glück schien ihm von neuem günstig zu werden, die Polen beeiferten sich von neuem ihren Herrn beizustehen. Allein was konnte in einem Reiche Großes unternommen werden, welches sich selbst in Partheyen zertheilt hatte, wo lauter Zwietracht in Rathschlagungen, und lauter Verwirrung im Handeln war? Der Frühling des Jahres 1703. wurde von den streitenden Partheyen mit vielen Zurüstungen angefangen. August war mächtiger geworden, als er jemals gewesen war, die Kronarmee, und die Armee des Generals Oginski, welcher auf seiner Parthey war, bestand aus fünf und dreyßig tausend Mann, die sächsischen Truppen waren sechszehn tausend stark. Der Czar versprach mit einem Heere von hunderttausend Russen in Litthauen einzurücken.

Alle diese Anstalten machten den König von Schweden nicht wanken. Er wollte nichts vom Frieden hören. Der kaiserliche und holländische Abgesandte trugen ihre Vermittlung vergebens an, Karl

blieb dabei, den König von Polen vom Throne zu stoßen. Er suchte an der Spitze von fünf Regimentern Reuterey in Preussen einzubringen, der sächsische General von Steinau beobachtete den Feind, wurde aber von dem unwiderstehlichen schwedischen Sieger geschlagen. Die Schlacht war nicht entscheidend, obgleich die Sachsen gegen 2000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, und ihre Artillerie verloren. Der König von Schweden gieng hierauf vor die Stadt Thorn, in welcher eine sächsische Besatzung stand, und belagerte sie, nachdem er die dazu gehörige Artillerie erhielt. Thorn hielt einen Monat hindurch die Belagerung aus, und ergab sich. Alles gieng jetzt dem Könige von Schweden glücklich, alles ergab sich ihm, oder wurde besiegt. Unter solchen widrigen Zufällen sammelte August die Trümmern seiner Truppen, welche allenthalben geschlagen wurden, und bemühte sich, seine Unterthanen in Polen zur Treue und Vertheidigung zu bewegen. Er hielt einen allgemeinen Reichstag zu Lublin am 19ten Juni, auf welchem die Stände von Polen in ganz ungemeiner Anzahl erschienen, sehr wenige Wojwodschaften unterließen, ihre Abgeordnete auf diese Versammlung zu senden. Der König nahm wieder alle Gemüther für sich ein, seine Güte, seine Freygebigkeit, seine Versprechungen machten ihm die ganze Versammlung geneigt. Man versprach ihm aufs neue, und setzte dazu eine besondere Eidsformel auf, welche jedermann beschwor. Es wurde beschlossen, die Friedenshandlung mit dem Könige von

von Schweden fortzusehen, die Anhänger von Schweden für Verräther und Feinde des Vaterlandes zu erklären, und den Thron des Königs August bis aufs äußerste zu beschützen.

Es ereigneten sich auf diesem glücklichen Reichstage zwey Umstände, die widrige Folgen hatten. Die Abgeordneten von zwey Wojwodschasten, Posen und Kalisch, wurden von der Versammlung ausgeschlossen, weil sie keine zulängliche Vollmachten hatten. Sie errichteten hierauf eine besondere Conföderation, welche zwar für den König August war, aber gleichwohl verdächtige Punkte enthielt. Der zweyte Umstand, welcher zu Lublin unangenehm war, hatte wichtigere Folgen. Der Cardinal Primas Radziwelsky, der verstellte Feind des Königs August, welcher durch seine Rathsversammlung zu Warschau sich schon öffentlich der Ungnade des Königs würdig gemacht hatte, welcher für den vornehmsten Störer der öffentlichen Ruhe in Polen allgemein gehalten wurde, von dessen Intriguen zum Nachtheile des Königs August man die sichersten Beweise hatte, dieser Prälat wagte es, auf den Reichstag nach Lublin zu kommen, um seinem Monarchen Treue zu leisten. Er wurde aber sehr übel empfangen, man beschimpfte ihn öffentlich, man nannte ihn ins Angesicht einen Verräther, und auch einen Anhänger des Königs in Schweden, die Versammlung strömte so auf ihn, daß er wäre in Stücken gehauen worden, wenn nicht der

König selbst für ihn gebeten hätte. Sie legte dem Kardinal einen Eid vor, den er beschwören, und sich dadurch von den Beschuldigungen wider sich befreien sollte, daß er nicht die Schweden ins Reich gerufen, daß er sie nie unterstützt, daß er nichts wider seinen König unternommen hätte, und daß er nie etwas wider ihn unternehmen wolle. Der Kardinal war zu diesem Schwure, den kein anderer in seinem Falle beschwören konnte, geneigt, der gütige August aber wollte das Gewissen eines ersten in der Kirche nicht so weit verlegen lassen, und Erließ ihm den Eidschwur. Den Schwur der neuen Huldigung aber leistete der Kardinal ohne Bedenken. So glücklich die Aussichten für den König August auf dem Reichstage zu Lublin gewesen waren, so schnell veränderte sich alles. Der Adel von Großpolen trat in eine Conföderation zusammen, welche die Ruhe des Vaterlandes und den Frieden mit Schweden zur Absicht haben sollte, im Grunde aber wider den König August gerichtet war. Nachdem nun auch der König von Schweden erklärte, daß er diese Conföderation in seinen Schutz nähme, daß er mit dieser allein über den Frieden Rath pflegen wollte, und daß dieselbe der beste Theil der polnischen Republik sey. Er versicherte hierauf, daß er zum Frieden geneigt sey, und empfing die Gesandtschaft der großpolnischen Conföderation sehr gnädig. Er lobte ihrem Eifer für die Ruhe des Vaterlandes, und machte Hoffnung zu einer Verbindung zwischen sich und der Republik Polen. Aber die Thronentsetzung des Königs August war der Preis allein, für den

er den Frieden geben wollte. August erklärte die Conföderation für Rebellen, und drohte, dieß war alles, was er konnte. Indessen traten immer mehr Woywodschasten zur Conföderation. Alle Tage sah sich August immer von einigen verlassen, auf deren Treue er Rechnung gemacht hatte. Zum Ueberflusß des Mißvergnügens bezeugte selbst die Kronarmee keinen großen Eifer für seine Vortheile. Seine sächsischen Truppen fürchteten sich für einen Feind, der sie allenthalben schlug. Der Czar von Rußland führte in entfernten Ländern Krieg, und eroberte für sich. August suchte also einen Zufluchtsort in der Ferne von seinem ergriminten Feinde, und reiste in sein Kurfürstenthum Sachsen.

Seine Abwesenheit ermunterte die Lücke des Cardinals und die Rachsucht des Königs von Schweden, dieser wendete die Zeit des Winters zur Ausführung seines höchsten Endzwecks an, er zeigte sich zum Frieden bereit. Der Cardinal hielt unter diesem Vorwande eine Versammlung der Stände zu Warschau, zu welcher von dem König von Schweden Abgeordnete geschickt worden waren. Er trieb die Verstellung bis aufs höchste, er bezeugte einen großen Eifer für den König August, und versicherte, daß er keinen andern Endzweck bei dieser Versammlung habe, als seinem Vaterlande Frieden zu erwerben. Dieses versicherte er am zoten Jänner 1704. und vierzehn Tage darauf brachte er in eben dieser Versammlung den Schluß zu Stande: „Weil der

„König August der Zweyte den Gesezen zuwider
 „gehndelt habe, und die Polen, kraft der Vertrags-
 „artikel bei der Krönung, dadurch von ihrem Ge-
 „horsam befreyt worden, so erklärten sie ihn für ei-
 „nen Feind des Vaterlandes, und ersuchten den
 „Kardinal Primas, das Interregnum zu publiciren,
 „und eine neue Königswahl anzusehen.“ Dieser
 seltsame Schluß wurde durch einen förmlichen Eid
 beschworen, und der feindselige Kardinal sezt mit
 froher Nachsicht gegen einen König, der ihn mit
 Wohlthaten überhaupt hatte, den 20ten Juni zu
 einem allgemeinen Reichstag an, auf welchem man
 einen neuen König von Polen wählen wollte.

König August verlor bei diesen widrigen Vorfäl-
 len nicht den Muth. Er betrachtete die Consobera-
 tion zu Warschau als eine eidbrüchige Gesellschaft,
 deren Schlüsse nichtig wären. Die zwey Personen,
 auf welche die Königswahl fallen sollte, waren der
 Fürst Lubomirsky, und der Prinz Jakob Sobiesky,
 der älteste Sohn des verstorbenen Königs von Po-
 len. Er sah vorher, daß die Parthey des ersten zu
 schwach seyn würde, um eine förmliche Wahl zu
 Stande zu bringen, und in Absicht des zweyten er-
 griff er ein schnelles Mittel, allem Uebel zuvor zu
 kommen. Der Prinz Jakob Sobiesky befand sich
 mit seinem Bruder, dem Prinzen Konstantin, bei
 Breslau in Schlesien. Er ließ beyde Prinzen un-
 versehens durch dreyßig verkleidete sächsische Offiziers
 eine Viertelmeile von Breslau, aufheben, und auf
 die Pleißenburg zu Leipzig in Verwahrung bringen.

Man schrieb in Polen wider diese That, gleichwohl war sie das sicherste Mittel für den König August, die schnelle Wahl eines Gegen-Königs zu hindern. Im Monate Februar war August schon selbst wieder in Polen, er widerstand dem Schicksale, daß ihn bedrohte, mit einem Muth und mit einer Thätigkeit, die seinem Geiste die größte Ehre macht. Er hielt zu Krakau eine Rathsversammlung des Reichs, auf welcher eine große Menge Senatoren gegenwärtig waren, und die Warschauer Zusammenverschworenen für meineidige Rebellen erklärt wurden. Auf diese Versammlung folgte eine Generalconsöderation für den König August, welche der zu Warschau entgegen gesetzt war. Ein Theil der Kronarmee trat auf diese Parthey. Der Czar von Rußland erneuerte sein Bündniß, und drohte, alle diejenigen Polen als seine eigenen Feinde zu betrachten, und so zu bestrafen, welche ihrem rechtmässigen Könige August nicht treu bleiben würden. Diese Erklärung des russischen Monarchen machten großen Eindruck. Der Pabst selbst ließ die Republik Polen versichern, daß er diejenigen für Feinde der Kirche halten würde, welche sich wider den König August empörten.

Was die Warschanischen Consöderirten am meisten beunruhigte, war die Gefangenschaft des Prinzen Jakob Sobiesky. Man konnte über denjenigen, welchen man wählen wollte, nicht einig werden. Das Mißtrauen und die Zwietracht störte sehr zeitig alle reife Entschlüsse, und alle Anschläge wurden vergeblich gewesen seyn, wenn nicht der König von

Schweden das Werk durch die Gewalt der Waffen erzwungen hätte. Er ließ die größten Ausschweifungen in Polen von seinen Soldaten begehen, und trieb allenthalben große Summen ein; er ließ Polen die ganze Last seiner Macht fühlen, und erklärte am 14ten April unter diesen Bedrückungen: „wenn ein neuer König erwählt und gekrönt seyn würde, wolle er seine Truppen aus Polen führen, und der Republik 5000 Thaler leihen, um die Kronarmee zu besolden.“ Er versprach unter der Bedingung einer neuen Königswahl noch ansehnlichere Vortheile. Der Cardinal machte zwölf sehr vortheilhafte Punkte bekannt, welche der König von Schweden der Republik Polen zugestehen wollte, sobald sie einen neuen König haben würde, und bereitete alles zu einer Wahl auf den Monat Juni.

Indessen entgieng August einer zweyfachen Gefahr, einmal das Leben, und das zweytemal die Freyheit zu verlieren. Es kam in seinem Quartier, als er sich zu Pietrowin aufhielt, in der Nacht Feuer aus, und die Flamme griff so schnell um sich, ehe man es gewahr wurde, daß er selbst mit Mühe und Gefahr errettet wurde. Dreyzig Personen vom Hofe, worunter verschiedene Hohe waren, kamen in dem Feuer um, die ganze Geräthschaft des Königs gieng verloren. Bald darauf lief er Gefahr, von den Schweden gefangen zu werden. Er befand sich an einem drey Meilen von Krakau gelegenen Orte, und saß eben an der Tafel, als der schwedische General Reinschild die vordersten Wachen der sächsi-

schen Truppen in der Stille aufhob, und nahe an des Königs Quartier kam. Der König hatte kaum so viel Zeit, sich mit zehn Personen zu Pferde zu setzen, und zu entfliehen, der General Reinschild verfolgte ihn vier Tage hinter einander, und hatte ihn öfters beinahe erreicht. Endlich kam August zu Sandomir an, wo er durch die Treue der dasigen Gegend, und seine eigenen Truppen in Sicherheit war. Hier hielt er abermals eine Rathsversammlung mit seinen Getreuen, und seine Parthey, welche immer noch stark war, verbündete sich aufs neue für ihn, und versprach Leben und Vermögen für ihn aufzuopfern. Allein allen diesen Versprechungen setzte der König von Schweden mit einem mächtigen Heere weit wirksamere Mittel entgegen; er rückte mit dem Heere gegen Warschau, und zwang die Conföderation daselbst am 12ten Juli 1704. einen König zu wählen. Er that noch mehr, er zwang sie denjenigen zu wählen, welchen er dazu bestimmt hatte. Karl der Zwölfte wäre bei seiner Macht und der Furcht, die er allenthalben um sich her verbreitet hatte, fähig gewesen, selbst die Krone Polen sich aufzusetzen. Man erzählt, daß sein erster Minister, der Graf Piper ihm auch diesen Rath gegeben habe, allein Karl der Zwölfte wollte lieber Kronen weg-schenken, als sie gewinnen.

Unter den verschiedenen Abgeordneten, welche die Conföderirten in das Lager des Königs von Schweden schickten, war auch der Wojwode von Posen, Stanislaus Leszinski, gewesen, ein junger

Herr von 27 Jahren, von einem sanften und gefehrten Geiste, tugendhaft, mäßig, voll edler Gefinnungen. Als einen solchen lernte ihn der König von Schweden bald kennen, und bestimmte ihn zum Throne von Polen, er erklärte diesen Entschluß dem Kardinalen bei einer Unterredung über die Königswahl, und es war umsonst, Karl den Zwölften von seinen Entschlüssen zurück zu bringen. Dieser unbiegsame Sieger sandte hierauf den General Horn in die Versammlung der Wählenden zu Warschau, und ließ ihnen melden, daß sie am 12ten Juli einen König wählen mußten, und daß sie den Stanislaus Lesezinsky wählen mußten. Es war, als wenn er einem Regiment Befehl zum Aufbruche gäbe.

Dem Willen des schwedischen Siegers gemäß wurde Stanislaus Lesezinsky zum Könige von Polen gewählt, oder vielmehr ausgerufen, denn die ganze Handlung verdiente nicht den Namen einer Wahl. Indessen wurden alle diejenigen Ceremonien beobachtet, welche bei einer Wahl gewöhnlich sind, und weil der Kardinal nicht gegenwärtig war, sondern sich aus Politik nach Danzig begeben hatte, so verrichtete die Pflichten desselben der Bischof von Posen, ein so sonderbarer Mann in der Liebhaberey des Trinkens von früh Morgens an, daß der König von Schweden ihm an dem Wahltag mußte Wache geben, damit er nicht aus Trunkenheit Fehler in den Ceremonien begiege, welches er dennoch that, weil er mit dem schwedischen Gesandten anstatt des sonst gewöhnlichen Brandtweins ungarischen Wein

getrunken hatte. Diese Wahl war voller Fehler, und voller Verwirrung, so wie auch voller Widerspruch. Ein Edelmann, mit Namen Bronikowsky machte den Anfang mit der Ernennung des Stanislaus zum Könige. Es folgte ein ächtes Vivat nach, welches der König von Schweden, welcher verkleidet zugegen war, mit seinen Truppen verdoppelte. Verschiedene Woywoden widersprachen, ohne gehört zu werden. Der Marschall des Reichstages warf seinen Stab auf die Erde, und protestirte wider die Wahl. Man dachte an keine Beschwörung gewisser Wahlartifel. Indessen war nun ein neuer König in Polen da, ein Gegenkönig des Augusts, und Karl der Zwölfte hatte den hohen Endzweck seines Ehrgeizes erreicht. Die Nachricht von einer so schnellen Wahl setzte den König August in Erstaunen, er hatte vermuthet, daß die Uneinigkeith der Polen, und die Absichten des Fürsten Lubomirsky auf den Thron einen halbigen Erfolg hindern würden. Jetzt beschauerte er seine Mäßigung, welche er gegen die Polen gehabt hatte, da er weniger sächsische Truppen an sich gezogen hatte, als er wohl hätte thun können, blos um bei den Polen keine Vorwürfe wegen zu vieler fremden Truppen zu erregen, und da er aus eben diesem Grunde ein Hilfskorps des russischen Czars, welches ihm war angeboten worden, verbeten hatte.

Die Umstände der Zeit machten jetzt alles erlaubt. August strengte von neuem seine äußersten Kräfte an, um die Majestät seines Thrones zu behaupten.

Er bemächtigte sich der Stadt Lemberg, wo er eine gute Artillerie fand, sechszehn tausend Russen und 4000 Kosaken, und neue Truppen aus Sachsen kamen an, und die polnische Armee wurde täglich vermehrt, mit dieser Macht konnte er den König von Schweden in dem Laufe seiner Siege, die er täglich über einzelne Korps ersochte, aufhalten. Er hatte das Mißvergnügen, daß verschiedene unglückliche Gefechte mit verschiedenen Schaaren seiner theils sächsischen, theils polnischen Truppen gehalten wurden; immer siegten die Schweden. Ein Korps von zehn tausend Mann Sachsen und Litthauer wurde bei Selburg in Kurland geschlagen, und verlor zwey tausend Mann, acht und zwanzig Kanonen und die ganze Bagage. Ein anderes unglückliches Gefecht fiel bei Polangen, und ein drittes bei Posen vor, Die Truppen des Königs August wurden immer geschlagen. Es giebt gewisse Perioden, in welchen uns alles unglücklich geräth, was wir unternehmen, da wir in andern Perioden in allem wieder glücklich sind, August hatte jetzt eine solche unglückliche Periode, aber es war Ehre für seinen Geist, daß er nicht erlag.

Sein Muth bewaffnete ihn wider das Unglück, und er wagte den Feldzug gegen den König von Schweden mit desto mehr Eifer, je gefährlicher seine Umstände waren. Die Annäherung des Königs in Schweden gegen Lemberg, in welcher Gegend August mit seinen Truppen stand, gab dem letztern einen neuen Einfall, die Hauptstadt Warschau selbst

zu überraschen. Er zog sich nach Volschnien, um die Vereinigung mit einem Korps Russen zu erleichtern. Der König von Schweden hielt dieses für eine Flucht, und um nicht umsonst bei Lemberg gewesen zu seyn, belagerte er diese Stadt. August glaubte, daß diese Belagerung den Feind schon einige Zeit beschäftigen würde, und wandte sich nach Warschau, sein Marsch dahin war einer der schönsten, den je ein Generral in der Welt gemacht hat, und ein Meisterstück der Kriegeskunst, er legte unter Schwierigkeiten in eils Tagen mehr als 60 deutsche Meilen zurück.

Seine Ankunft in Warschau an der Spitze von fünf Regimentern Reuterey war so überraschend, daß er beinahe den Gegenkönig Stanislaus und den Kardinal gefangen bekommen hätte. Der schwedische General Horn, welcher mit 1500 Mann in der Stadt lag, flüchtete auf das Schloß, wo er sich so lange zu halten hoffte, bis Karl der Zwölfte zu Hilfe käme. Allein August ließ ihm keine Zeit, und nöthigte ihn, sich mit seinen 1500 Mann zu Kriegsgefangenen zu ergeben, August kam als ein erzürnter Sieger in die Stadt, welche dem Gegenkönige Stanislaus die Huldigung geleistet hatte, und sie mußte diese Huldigung mit 50,000 Thaler bezahlen. Der Pallast des Kardinals des Fürsten Lubomirsky, und die Güter aller derjenigen, welche zur Gegenconföderation gehörten, wurden geplündert. Der Triumph des Königs war kürzer, als er geglaubt hatte, der kühne Karl hatte Lemberg in zwey Tagen mit Sturm

erobert, und eilte schon wieder gegen Warschau. August verließ diese Stadt, da er nur Reuterey bei sich hatte, und zog sich in ein festes Lager bei Wisgrad, in welchem sich 15000 Mann Sachsen und Polen, und Russen und Kosaken versammelten. Seine Armee bestand aus 30,000 Mann, er war stärker, als der König von Schweden, gleichwohl vermied er eine Schlacht, und dieses war Klugheit. Er sah vorher, daß eine einzige Schlacht den Krieg entscheiden könnte, und daß er bei aller persönlichen Tapferkeit auf keinen Sieg sich Rechnung machen konnte.

Ein Heer bestand aus mancherley Völkern, und man weiß, wie schwer es ist, mit solchen zu siegen. Die Völker Augusts waren überdem nicht fähig, mit den Schweden in Wetteifer zu treten. Die Kosaken und Russen verstanden nicht die Kunst, sich in einer Schlacht in Ordnung zu erhalten, und konnten durch ihre Verwirrung ein Treffen allein schon unglücklich machen. Die Polen hatten schon in der Schlacht bei Clissow, und in mehreren Gefechten gezeigt, daß sie gewohnt wären, die Flucht beim ersten Angriffe des Feindes zu ergreifen. August kannte sie, und hatte zu viel Einsicht, sich auf sie zu verlassen. Die sächsischen Truppen waren größtentheils neue Rekruten, noch nicht geübt genug. Mit solchen Truppen, so stark sie auch waren, konnte sich ein weiser Feldherr in kein entscheidendes Treffen einlassen, er hatte es mit einem Feinde zu thun, dessen Reuterey für die beste in Europa gehalten wurde, und dessen Fußvolk von nichts andern wußte, als

den pünktlichsten Gehorsam zu leisten, und von einem hartnäckigen Könige angeführt, so wie er, unbezwingbar war. Die besten und erfahrensten Generale fochten an seiner Seite, und es fehlte an keinem von allen denen Mitteln, welche für Siege Bürgschaft leisten.

Bei solchen Umständen war der Weg der Kriegslust dem Könige August allein übrig. Er ließ Posen belagern, obgleich in der Folge die Belagerung wieder aufgehoben wurde. Eils tausend Mann mußten in dieser Gegend zur Bedeckung der Belagerung gehen, zwölf tausend Russen zogen nach Preussen. Der Graf von Schulenburg, einer der größten Generale seiner Zeit, kommandirte einen andern Theil von sächsischen Truppen. August selbst zog mit einem kleinen Heere von Reuterey und Fußvolk nach Krakau, er hoffte, daß ihm der König von Schweden nachziehen würde, indessen sollten seine einzelnen Heere die ebenfalls vertheilten Schweden angreifen, allein auch dieser Entwurf schlug fehl, Karl wandte sich gegen den General Schulenburg. Dieser tapfere General, welcher ungefähr 6000 Mann bei sich hatte, sahe sich auf seinem Marsche gegen Schlessien sehr bald von den Schweden verfolgt, es gieng kein Tag ohne kleine Gefechte vorbei, diese schwächten sein Heer, welches noch mehr durch die starken Märsche im Angesichte des Feindes ermattet wurde. Er war schon glücklich durch drey Woywodschaften, und eilte nach Schlessien, sein Heer war bis auf 4000 vermindert, und es mangelte seit drey

Tagen am Brode. Die wenige Reuterey, welche er bei sich hatte, schadete mehr als sie nützte, er war nahe bei Punig in der Woywodschaft von Posen, wo er einen Rasttag halten wollte, als beyde feindsliche Könige, Karl und Stanislaus, ihn angriffen. Der König von Schweden kommandirte den linken, und Stanislaus den rechten Flügel, beyde führten jetzt Völker an, die den Kern der schwedischen Truppen ausmachten, und deren bloßer Name in den Provinzen Schrecken verbreitete. Der Graf von Schulenburg war würdig gegen solche Feinde zu sechten, und zeigte seine Kriegeskunst gegen diese, er stellte seine Völker so, daß sie unbringlich waren. Die Schweden thaten fünf Angriffe, und wurden jedesmal zurückgeschlagen. Sie waren über 3000 Mann stark, und wurden von dem hitzigsten und erfahrensten Könige angeführt. Schulenburg behauptete mit seinem kleinen Heere das Feld drey Stunden hindurch bis die Nacht einbrach, er durfte es nicht wagen, mit seinen wenigen Truppen das Gefechte am folgenden Tage zu erneuern, und zog sich, durch Hilfe der Nacht, in guter Ordnung nach Güran, wo er in der Mitternacht angekommen war, er hatte in der Schlacht fünf Wunden bekommen, er wollte sein Heer ausruhen lassen, als er sich aufs neue von den Schweden verfolgt erblickte, er zog sich in ein Gehölze auf der einen Seite bei Güran, und von da gegen die Ober, die beyden feindlichen Könige lagerten sich vor ihm gegen Abend. Man beschloß ihn am folgenden Tage früh anzugreifen, allein der weiße General entwichte

ihnen, obgleich mit vieler Gefahr des Nachts. Solche Soldaten sind lebende Züge von dem Charakter großer Männer in der Welt. Der Graf von Schulenburg machte sich in der Folge noch berühmter, und ersochte noch zuletzt gegen die Türken Vorbeeren. Die Schlacht bei Punig war am 9ten November 1704. vorgefallen, und die Sachsen hatten sogar Zeichen des Sieges, einige Pauken und Fahnen erbeutet, und über hundert Schweden gefangen bekommen.

Noch hatte August nicht alle Hoffnung verloren, so unglücklich auch sein Geschick in Polen war, er konnte sich mit dem Erfolge der Unterhandlungen schmeicheln, welche viele Höfe für ihn bei dem Könige von Schweden immer fortsetzten. Er rechnete auf die Hilfe des russischen Monarchen, welcher Narva erobert hatte, und als Sieger von Liefland ihm mit einem starken Heere zu Hilfe zu kommen versprach. Auch sein Kurfürstenthum Sachsen hatte noch Kräfte zu neuen Kriegsmitteln. Um diese an besten zu bewerkstelligen, begab er sich selbst nach Dresden, wo er am 3ten Dezember 1704. ankam. Er hatte die Truppen in Polen in die Winterquartiere verlegt, und seine Kanzley und Minister ließ er zu Wiekniß, einem festen Schloße, jenseits Krakau, welches dem Fürsten Lubomirsky gehörte, der über die Wahl des Stanislaus mißvergnügt, zu seinem Könige zurückgekehrt war, und Verzeihung erhalten hatte. König August sahe in Sachsen das folgende Jahr 1705. den blutigen Austritten in Polen

zu, und bereitete neue Kriegsmittel, deren Anschaffung ihn eben so lange in Sachsen aufhielt, seine Parthey in Polen hielt Berathschlagungen ohne Folgen, und fochte ohne Glück. Noch immer siegte Karl der Zwölfte allenthalben, wo er hinkam, und jetzt war es leicht zu siegen, da er eine geübte zahlreiche Armee gegen einzelne ungeübte Schaaren hatte. Indessen eroberte der russische Czar immerfort. Karl vergaß alles, was er verlor, bei der Freude, der Schöpfer und Erhalter eines Königs zu seyn, er züchtigte eine fremde hiflose Nation, indem ihm ganze Länder genommen wurden, und nöthigte alle Polen, bei der Strafe des Feuers und des Schwertes, den König Stanislaus für ihren König zu erkennen, und ruhte nicht eher, bis Stanislaus Leszinskiy am 4ten Oktober 1704. zu Warschau mit allen Feyerlichkeiten als König von Polen gekrönt war.

Der Kardinal, und Primas des Königreichs Radziwiesky, dieser geheime Urheber der Unruhen, wider den König August, wagte es doch nicht, die Krönung zu verrichten, denn der Pabst selbst hatte sich Augusts angenommen, und die Wahl des Stanislaus verabscheut, und den Gehorsam gegen ihn, so gut er konnte, verboten. Der Kardinal sahe der Krönungszeremonie in Danzig zu, überlebte sie aber nicht lange, und starb am 13ten Oktober. Kurz vor seinem Tode schrieb er an den König August, und bat ihn wegen seiner Vergehungen um Verzeihung, er war ein verstellter hämischer Charakter, stolz,

Stolz, geizig, dem Partheygeiste ergeben, und dabei unentschlossen, in den Worten ein Heiliger, und in den Thaten ein Lasterhafter, rachsüchtig, feig, zurückhaltend, und dabei berebt; dem Könige August vom Anfange abgeneigt, nachher durch Geschenke gewonnen, und endlich aus Stolz feindselig. Sein Tod zog ihn aus der Verwirrung, in welche ihn seine Verstellung, so wie sein Partheygeist, gebracht hatten.

Der Bundesgenosse des Königs August, der russische Monarch, war aus Liefland in Kurland eingerückt, und hatte sich dieses ganzen Landes bemächtigt, er drang hierauf in Litthauen ein, und suchte nun den König von Schweden selbst auf, der ihn bisher ganz vergessen zu haben schien. Er lagerte sich bei Grodno, und lud den König August durch einen Gesandten ein, sich selbst dahin zu begeben. August folgte der Einladung, und begab sich nach Grodno. Die allenthalben ausgebreiteten Feinde nöthigten ihn einen Umweg dahin durch Böhmen und Mähren zu nehmen. Er nahm nur drei Personen zur Begleitung mit. Indessen war in Sachsen eine neue Armee aufgerichtet, welche ebenfalls nach Polen den Weg nehmen sollte. Zu Grodno stiftete König August den weissen polnischen Adlersorden, vermuthlich, um noch ein Mittel mehr zum Eifer im Dienst bei den Großen zu haben. Er hatte hier das Vergnügen den russischen Monarchen in eben denjenigen Gesinnungen der zärtlichsten Freund-

schaft zu finden, in welchen er ihn vor vier Jahren zu Birsen verlassen hatte. Beide Monarchen bestätigten hier die genaueste Freundschaft, und dieses Wort hatte in Absicht ihrer alle diejenige Stärke, welche es sonst unter Fürsten nicht zu haben pflegt. Der Czar ließ die Beute von Fahnen und Standarten, welche er den Schweden abgenommen hatte, den König August zu Füßen legen. Trauriges Vergnügen! Siegeszeichen in fremden Händen von demjenigen zu sehen, der für uns unbefiegbar ist. Nachdem sich der Czar mit dem König über die Maßregeln zur Fortsetzung des Krieges unterredet hatte, eilte er von Grodno weg, um einen Aufruhr durch seine Gegenwart zu stillen, welche im Königreiche Astracan entstanden war, er ließ sein ganzes Heer unter den Befehlen des Königs August, der General Menzikow war der Befehlshaber der russischen Truppen unter ihm. Dieß ist eben dieser berühmte Minister und Feldherr, dessen Erhöhung und Fall Europa in gleiche Verwunderung setzte, und der der Liebling Peters des Großen war. August war Herr über vierzig tausend Mann, ohne die sächsische Armee zu rechnen, welche mit starken Schritten herbei eilte, aber weil die späte Jahreszeit des Monats November keine große Unternehmung mehr vergönnte, so wurden die Truppen in die Winterquartiere zerlegt. August hielt zu Grodno am Ende des Novembers eine Rathsversammlung des Reichs. Sie bestand aus zwey Bischöfen, zwey Woywozen, vier Castellanen, dem Großkanzler von Litthauen,

dem Kron - Vicekanzler , dem Großschatzmeister , zwey Generalen der Kronarmee, und einigen andern Großen des Staats, welche der Parthey Augusts getreu geblieben waren. Das Vornehmste dieser Versammlung war das Bündniß, welches mit dem russischen Czar errichtet wurde, in welchem derselbe versprach, an Polen die Ukraine wieder zu geben, und diesem Reiche mit aller Macht wider den König von Schweden und allen Feinden beizustehen. Zu gleicher Zeit wurde von der Gegenparthey zu Warschau eine große Rathsversammlung gehalten. Auf derselben wurde ein Bündniß zwischen dem Könige von Schweden und der Republik Polen aufgerichtet, in welchem Karl versprach, diesem Reiche mit aller Macht wider den Czar und allen Feinden beizustehen. Die gegenseitigen Schlüsse der Versammlungen zu Grodno und Warschau waren eben so viele Beweise von dem äußersten Unglücke der Republik Polen. Dieses Land hatte eben so viel Feinde, als Soldaten in demselben standen. Jede Parthey plünderte und verheerte aus Freundschaft für sich die Besigungen der andern, und diese rächte sich an jener auf gleiche Art. Diese Verwüstungen giengen während den Winterquartieren unter fortbauernben kleinen Gefechten immer fort.

Bald nach der Abreise des Czars ließ der König August den General und Gesandten des Czars, Patkul, zu Dresden in Verhaft nehmen. Man wird sich dieses liefländischen Ritters von der Beschreibung

her erinnern, welche wir oben von ihm entwarfen, er war jetzt in russischen Diensten, und von dem Czar, welcher ihm seine besondere Gunst schenkte, als Gesandter an den sächsischen Hof geschickt worden. Es war etwas ganz neues, den Gesandten eines Fürsten in Verhaft zu nehmen. Allein Patkul wurde beschuldigt, ein Mißverständniß zwischen dem Czar und dem Könige August entworfen zu haben, und als ein Verräther betrachtet. Er wurde auf die Festung Königsstein gesetzt. Er hatte seinen Herrn, dem Czar, die Nachricht geschrieben, daß August an einem Frieden mit dem Könige in Schweden arbeite, und ihn zu erhalten suche, es koste auch, was es wolle; er hatte dem Czar gerathen, seine Maßregeln darnach zu nehmen, dieß war sein Verbrechen. Ein größeres für ihn war es, daß er mit dem Generale Flemming zu Dresden in beständigem Mißverständniß lebte, und Flemming war es, welcher seinen Verhaft bewerkstelligte. Patkul war ein durchdringender Kopf, und hatte unstreitig die Neigung zu einem besonderen Frieden bei dem Könige August und dem Generale Flemming entdeckt, aber er war auch zugleich ein unglücklicher Mensch, der zum Opfer des Mißgeschicks bestimmt zu seyn schien.

Die Verstärkungen der Truppen des Königs August in Polen setzten Karl den Zwölften in Unruhe. Sein thätiger Geist suchte allen Unternehmungen zuvorzukommen. Er brach mitten im Winter am 8ten Jänner 1706. auf, um seine Feinde zu besiegen, ehe sie an den Feldzug dachten, er marschirte nach Grodno,

wo König August mit einem beträchtlichen Heere Russen stand, er fand aber seinen Gegner nicht dort, sondern dieser war mit einem großen Theile meistens sächsischen Truppen gegen Warschau gerückt, um sich dieser Residenz zu bemächtigen, indem der Feind in Litthauen wäre. Der Endzweck wurde erreicht, August machte sich Meister von Warschau, hier erwartete er ein starkes Korps neuer sächsischer Truppen, welche im Winter angeworben, und bei denen sechs tausend Mann Russen waren.

Dieses Heer, welches in allem aus zwanzig tausend Mann bestand, hatte sich bei der Stadt Guben in der Niederlausitz versammelt, und eilte seinem Könige zu Hilfe. Der Graf Schulenburg führte es an, eben der, welcher gegen den König von Schweden im vorigen Feldzuge so tapfer gefochten, und gesiegt hatte. Jetzt war er nicht so glücklich, er wurde bei Frauenstadt angegriffen, seine Truppen waren aus Sachsen, Russen, Franzosen, Schweizern und Bayern, die bei Höchstädt entflohen waren, zusammengesetzt, sie waren durch einen beschwerlichen Marsch bei einer heftigen Kälte abgemattet. Die Kriegszucht und Ordnung im Gefechte war ihnen unbekannt, das Schrecken, welches allenthalben für den sieghaften Schweden hergieng, benahm den noch übrigen Muth. Mit einem solchen Heere sah sich Schulenburg am 13ten Februar dem schwedischen Feldmarschall Reinschild entgegengesetzt, welcher ihn bei Frauenstadt angriff. Die Schweden waren gegen 13,000 Mann stark, aber geübt zu siegen, und

der Schlachten gewohnt. Der Graf von Schulenburg konnte die Schlacht nicht vermeiden, und machte bei seinen Truppen die vortrefflichen Anstalten. Er wurde angegriffen, er selbst that Wunder der Tapferkeit, aber was kann ein großer General ohne gute Truppen ausrichten? Der General Reinshild griff den rechten sächsischen Flügel ohne Erfolg an, auf dem linken standen die Russen, diese feuerten zwar einmal, aber viel zu frühzeitig, da die Schweden entfernt waren, bei Annäherung derselben ergriffen sie sogleich die Flucht, dieses machte eine Defnung, in welche die schwedische Reuterey einbrang, alles gerieth in Unordnung, man warf das Gewehr weg, und ergab sich, oder entfloh. Die Schweden richteten bei dieser Verwirrung eine entseßliche Niederlage an. Ein französisches Dragonerregiment ergab sich, so bald es sah, daß sein Oberster getödtet war. Der rechte Flügel fochte noch eine Zeit lang tapfer, aber da ihn auf einmal die Reuterey verließ, und die schwedische Reuterey, die die beste in Europa war, auf allen Seiten einbrang, so that er, was schon die meisten gethan hatten, und ergriff in Verwirrung die Flucht. Die Schweden tödteten eine große Menge. So kam das Hilfsvolk des Königs August um, und die Reste suchten sich in der Niederlausiz zusammen.

Diese Niederlage entriß dem unglücklichen Könige alle noch übrige Hoffnung, er sah sich unvermögend, seinen großen Sieger die Spitze zu bieten. So bald die Nachricht von dem Treffen bei Frauenstadt in

Warschau ankam, verließ er diese Stadt, und eilte nach Krakau, er zog zwey tausend Polen und einige deutsche Truppen an sich, aber er war immer noch zu schwach, etwas zu unternehmen, sein Verhängniß trieb ihn von einem Orte zu dem andern, zwar von vielen Großen in Polen und Generalen begleitet, aber immer in Furcht, immer in Unglück, und in Erwartung von noch härteren Schicksalen, als die ihn schon betroffen hatten. Sein Schicksal wurde durch verschiedene Umstände verbittert. Von vielen Orten kamen Klagen bei ihm an über die Ausschweifungen und Verwüstungen, welche die Kosaken und andere russische Truppen in Polen ausübten. Er vergab einige erledigte Kronstellen, und machte durch Ertheilung jeder Stelle immer einen Undankbaren und eine Menge zu Feinden, zu schwach um fürchterlich zu seyn, zu eingeschränkt um alle diejenigen zu befriedigen, die aus Eigennuz ihm beistanden, sah er sich zugleich von Freunden und Feinden beunruhigt. Der russische Monarch erschien nicht in Polen, so sehr man es vermuthete, es schien, als wenn er dieses Land gar nicht wieder betreten wollte; die Kronarmee, welche noch bei Augusten war, gerieth in den Verdacht der Untreue, und August mußte sich fürchten, von ihr gefangen, und dem Könige von Schweden übergeben zu werden. Die übrigen Truppen, welche er noch hatte, waren weder zahlreich noch geschickt genug, mit den Schweden zu fechten. Indem August in Litthauen und Polen herumzog, gieng Karl mit Stanislaus nach Balthynien und in andere Gegenden, ganz damit beschäf-

tigt, seinem neugesetzten Könige alles in Polen zu unterwerfen, mit der Ausführung dieser seiner Lieblingsidee brachte er den größten Theil des Sommers zu, ohne fast an seine Feinde zu denken, endlich nahm er sich vor, den König August in seinen Erblanden selbst anzugreifen, und zog gegen das Kurfürstenthum Sachsen. Er gieng aus Polen durch Schlessien, ohne nur einmal bei dem Kaiser zu Wien anzufragen, ob der Durchzug vergönnt sey, er glaubte, daß die Welt von ihm Geseze annehmen müsse, und er nach den Gesezen der Welt sich nicht richten dürfe. Mit dem Anfange des Septembers 1706. trat er in Sachsen ein, er besetzte einen großen Theil des Landes, die Stadt Leipzig, und nahm sein Hauptquartier zu Alttranstädt, einem Flecken eine Meile von Leipzig. Man mußte ihm die Einkünfte aus den sächsischen Provinzen angeben, man mußte ihm monatlich über sechsmal hundert tausend Thaler geben, man mußte seine Truppen mit Lebensmitteln versorgen. Die Regierung zu Dresden befahl dem Reste derjenigen Truppen, welche wider ihn gekochten hatten, das Land zu verlassen. Die Russen wurden gleichsam ins Elend geschickt, und mußten bis an den Rheinstrom fliehen. Karl der Zwölfte war ohne Schwerdttkreich Herr von dem ganzen Kurfürstenthume Sachsen, und versorgte, vermehrte und bekleidete seine Armee aus diesem Staate.

Ein so äußerstes Schicksal bewog nunmehr den König August einen schnellen Frieden zu suchen, denn er war nun ganz außer Stande, sich zu ver-

theidigen, er schickte daher zwey Abgesandte an den König von Schweden, den geheimen Rath Imhof, und geheimen Referendar Pfingsten. „Geh“ sagte er, „schafft mir einen Frieden um billige Bedingungen. Beyde Gesandten erhielten ungemessene Vollmacht. Es mußte ein Friede geschlossen werden, so hoch auch der Preis seyn möchte.

Die Gesandten fanden den König von Schweden zu Ultranstätt so unbiegsam, wie sein ganzes außerliches war, sein Minister der Graf Piper that harte Vorschläge, und wich in keinem Punkte. „Es ist der Wille meines Herrn,“ antwortete er auf alle Vorstellungen, „er ändert seine Entschlüsse niemals.“ Die Gesandten eilten zur Schließung des Friedens, und da man ihnen in nichts nachgab, da alles Bemühen fruchtlos war, unterzeichneten sie einen Frieden, dessen vornehmsten Punkte diese waren:

„Es soll ein beständiger Friede und Vergessenheit alles Geschehenen zwischen den Königen, Karl dem Zwölften, August dem Zweyten, und Stanislaus seyn.“

„Der König August begiebt sich des Königreichs Polen und aller dazu gehörigen Landschaften, und erkennt Stanislaus für einen rechtmäßigen König von Polen. Doch soll er sich des Namens und der Ehre eines Königs, aber ohne Benennung des Königreichs Polen, auf die Zeit seines Lebens bedienen.“

„Er verspricht diesen Entschluß und Aufgebung der polnischen Krone der Republik Polen bekannt zu machen, und die gesammten Stände ihres Eides und ihrer Pflichten zu entlassen.“

„Alle gegenseitige Bündnisse, so mit dem Czar von Moskau geschlossen worden, sollen aufgehoben werden, und König August dem Czar keine Hilfe leisten, auch die in dessen Diensten noch stehenden Sachsen zurückberufen.“

„Die polnische Krone und andere Reichsinsignien, welche noch August in Verwahrung hatte, sollen insgesammt wieder ausgeliefert werden.“

„Die beyden polnischen Prinzen, Jakob und Konstantin, sollen in Freyheit gesetzt werden.“

„Ingleichen alle schwedische Kriegsgefangene, und dafür so viele sächsische erlassen werden.“

„Dem Könige in Schweden sollen alle Flüchtige und Verräther, und namentlich Johann Reinhold Patkul, ausgeliefert werden.“

„Alle Russen, so viel deren noch in Sachsen, sollen an den König von Schweden übergeben werden.“

„Alle Kriegszeichen, Fahnen, Pauken und Stütze, so den Schweden abgenommen, sollen ihnen wieder gegeben werden.“

„Dem Könige in Schweden soll frey stehen, seine Kriegsvölker in dem ganzen Kurfürstenthume Sachsen in die Winterquartiere zu verlegen, und daselbst sowohl ihren Unterhalt als Sold zu erheben.“

„Die Besatzung aus Leipzig und Wittenberg sollen, sobald die Punkte dieses Friedens erfüllt sind, abgeführt werden, und die schwedische Armee auf einen gewissen und bestimmten Tag Sachsen verlassen.“

„Der König von Schweden übernimmt die Beschützung der evangelischen Religion in dem Kurfürstenthume Sachsen.“

„Er verspricht dem Könige August beizustehen wenn derselbe wegen dieses Friedens von dem Czar oder irgend Jemanden angegriffen werden sollte.“

Es war ein unglaublicher Friede, und als sich das Gerücht davon ausbreitete, so hielt man es anfänglich für eine Fabel, gleichwohl milderte König Karl nicht den geringsten Punkt, nur sein Staatsminister, der Graf Piper, machte Hoffnung, daß vielleicht bei einer persönlichen Zusammenkunft der beiden Könige sein Herr zur Großmuth würde bewogen werden. Die Bestätigung dieses ungeheuren Friedens vom Könige August fehlte noch, Püngsten übernahm diesen traurigen Auftrag, und suchte seinem Monarchen anfänglich auf die Streiche gesakt zu machen, die er ihm anzukündigen hatte. Er redete mit ihm von dem Traktate als von Bedingungen, wel-

che bis jetzt die Schweden vorgeschlagen hätten, und als er dabei die Verwandlung bemerkte, welche der Schmerz und der Zorn auf dem Gesichte des Königs machte, so wagte er es nicht, weiter fortzufahren, und zu sagen, daß der Friede schon unterzeichnet wäre; dieß war es indessen schon seit dem 14ten September. Pfingsten versicherte dennoch den König August, als er eben von Petrikau, wo sich der Monarch aufhielt, abreisen wollte, daß der Friede noch nicht geschlossen, sondern nur die sogenannten Präliminärartikel vorgetragen wären. Er hoffte, daß die Gegenwart Augusts in Sachsen die harten Bedingungen mildern würde.

Eben dieser Pfingsten hatte einen Brief vom Könige in Schweden an seinen General Mordefeld bekommen, in welchem wegen des geschlossenen Friedens mit Sachsen neue Verhaltungsbefehle standen. Mordefeld stand mit ungefähr 16,000 Mann bei Kaslich, Pfingsten wagte es nicht, in das schwedische Lager sich zu begeben, und dadurch den Verdacht eines Verständnisses zu erregen, er gab diesen Brief an den General Mordefeld einem andern, welcher ihn nicht überbrachte. Der General Mordefeld wußte also von dem geschlossenen Frieden nichts. Der russische General Menzikow führte eben dem Könige August 30,000 Mann zu Hilfe, und entschloß sich, die Schweden anzugreifen. August ließ den schwedischen General warnen, und ihm rathen, sich zurückzuziehen, aber dieser hielt alles für Kriegslist, und glaubte auch nichts von dem, was ihm in Ab-

sicht des Friedens mit Sachsen gesagt wurde, Menzikow griff das schwedische Heer bei Kalisch an, August, welcher auch sogar die Unterhandlung eines Friedens für den Russen verborgen halten mußte, da sie seine Bundesgenossen waren, willigte ungerath in das Treffen, als es aber anging, so entflammte ihn der Zorn gegen die Schweden, alles Unglück, welches sie ihm zugefügt, stellte sich in der Hitze des Streites seinem Geiste auf einmal dar, er ergriff den Degen, führte einen Theil des Heeres selbst an, und fochte den Degen in der Hand, und den ganzen rechten Arm entblößt, mit einer unaussprechlichen Tapferkeit. Die Schweden wurden geschlagen, und erlitten eine völlige Niederlage, vier tausend wurden gefangen oder getödtet, und unter dem ersten befand sich der General Mordefeld selbst. Diese Schlacht erfolgte am 29ten Oktober 1706.

Der König August wußte entweder wirklich nicht, daß schon der Friede zu Altranstädt geschlossen wäre, oder er stellte sich wenigstens so; diese Verstellung war wegen der Russen, mit denen er gegen Schweden in Bündniß stand, und in deren Händen er damals war, nothwendig. Es ist wahrscheinlich, daß die völlige Schließung des Altranstädter Friedens vor ihm geheim gehalten wurde, es wurde auch wirklich in Sachsen nur ein Waffenstillstand bekannt gemacht, und die Ankunft des Königs August erwartet. Dieser begab sich nach Warschau, und ließ daselbst wegen des Sieges bei Kalisch Freudenbezeugungen anstellen, er ließ zugleich neue Manifeste

in Polen von dem Könige in Polen verbreiten, durch welche alle Polen von dem Könige in Schweden und dem Gegenkönige Stanislaus zu seiner Parthey und zum Gehorsam gegen ihn angewiesen wurden. Diese Manifeste waren noch nicht an den Oertern ihrer Bestimmung angekommen, als er selbst nach Sachsen eilte, um mit seinem harten Sieger Friede zu schließen. Eine Nothwendigkeit, alle Bedingungen des Ultranstädter Friedens einzugehen!

Kaum war er in Sachsen angekommen, als er das traurige Mittel ergriff, auf welches er noch einige Hoffnung setzte, mit Karl dem Zwölften selbst zu sprechen. Auch dieses schlug fehl, das gefällige, artige, und mit Majestät verbundene Wesen, welches dem König August so eigen war, wirkte auf die Störrigkeit des Königs in Schweden nichts. Er hatte keine Empfindungen der Sanftmuth und des Mitleids, denn er war selbst noch nie unglücklich gewesen. Die erste Unterredung beyder Monarchen geschah zu Günthersdorf, in dem Quartiere des Grafen Pipers. Karl der Zwölfte erschien in groben Stiefeln, und anstatt der Krause hatte er einen schwarzen Flor um den Hals, seine Kleidung war wie gewöhnlich von groben blauem Tuche mit vergoldeten Kupfernen Knöpfen, an der Seite trug er einen langen Degen, den er schon in der Schlacht bei Norba gebraucht hatte, auf dessen Knopf er sich öfters mit den Armen legte. Die Unterredung fiel sogleich auf die groben Stiefeln, Karl erzählte dem Könige August, daß er seit sechs Jahren sie nicht von den Bei-

nen gebracht habe, außer, wenn er schlafen wollen, und alsdenn auch nicht, wenn er wegen des Feindes in Gefahr gewesen sey. Dieses, und einige gleiche Dinge, waren das Gespräch zweyer Könige, die länger als sechs Jahre mit einander Krieg geführt hatten, und jetzt einen Frieden mit einander unterhandeln wollten. Die Schuld war nicht Augusts. Beyde Monarchen erschienen hernach einigemal öffentlich beisammen, Karl gab dem Könige August immer die rechte Hand, um ihm gleichsam empfinden zu lassen, daß er mehr Herr von Sachsen sey, als August, und diesen gleichsam als seinen Gast betrachtete. So oft August verlangte oder durch seine Minister verlangen ließ, in den Friedenspunkten billiger zu seyn, that König Karl nur desto härtere Forderungen. Was sollte August thun? Ohne Hoffnung, ohne Hilfsmittel sah er seine Person und seine Unterthanen dem Willen eines unerbittlichen Siegers unterworfen. Der Friede von Altranstädt wurde also nach allen seinen Punkten vom Könige August bestätigt, und in dem ganzen Kurfürstenthume Sachsen mit dem Anfange des Jahres 1707. bekannt gemacht.

Dies waren die Tage der Traurigkeit, an welchen beinahe August neue unangenehme Empfindungen erfahren mußte. Er mußte den General Patkul, den russischen General an seinem Hofe dem schwedischen König ausliefern, so sehr es wider das Völkerrecht war, so viele Vorstellungen er dagegen that. Der König von Schweden opferte den Gene-

ral und Minister Patkul seiner Nachsicht auf, und ließ ihn hinrichten.

Der Reichstag, welcher im Jahr 1726. gehalten wurde, bekam einen wichtigeren Gegenstand in Kurland. Dieses alte Herzogthum, welches ehemals einen Theil von Liefland ausmachte, und dem deutschen Orden gehörte, wo seit 1561, als Gotthardt Kettler, Großmeister des Ordens, demselben entsagte, und zu einem Herzoge von Kurland und Semgallien erklärt wurde, von der Krone Polen abhängig. Da der Herzog Ferdinand, der letzte aus dem Kettlerischen Geschlechte, ohne Erben war, so machten schon im voraus verschiedene sich Hoffnungen, dieses Herzogthum zu erlangen. Der König von Preußen suchte schon seit 1719. dieses Land für den Markgrafen von Brandenburg Schwedt zu erhalten, und er hatte den russischen Monarchen dazu genommen, allein der heftige Widerspruch der polnischen Nation hatte den Entwurf dazu gehemmt, und man sprach von einer Wahl eines Herzogs in Kurland nicht weiter, bis im Jahre 1726. Um diese Zeit wagte es die Regierung von Kurland im Namen des Herzogs Ferdinand, welcher noch lebte, und nichts davon wissen wollte, eine Wahl auf den künftigen Todesfall des Herzogs Ferdinand im voraus zu unternehmen. Der Herzog, welcher sich zu Danzig aufhielt, widersprach dem ganzen Unternehmen, und verbot es. Nichts destoweniger wählte man einen künftigen Herzog. Es wurden drey Kandidaten

didaten vorgeschlagen, der Prinz Menzikow, der Herzog von Holstein Gottorp, und der Graf Moriz von Sachsen, der letztere, ein natürlicher Sohn des Königs August und der Gräfin von Königsmark, wurde einmüthig erwählt, nach dem Tode des Herzogs Ferdinand demselben in der Regierung von Kurland zu folgen.

Dieser Vorfall erregte in ganz Polen großes Geräusch, man glaubte, daß es eine Intrigue des Königs August selbst sey, und daß dadurch das Interesse von Polen litte. So wahrscheinlich das erste ist, so unwahrscheinlich war das letztere. Kann man es einem Vater übel nehmen, wenn er für die Vortheile seines Sohnes sorgt? Die vortrefflichen Eigenschaften des Grafens von Sachsen verdienten auf wenigste ein Herzogthum. Die Feldzüge von dem Jahre 1741. an, zeigten in der Folge, wie würdig er gewesen wäre, über ein Land zu herrschen, da er Städte und Länder erobern konnte. Allein bei den Polen kam es nicht darauf an, daß ein würdiger Herzog von Kurland gewählt würde, es sollte gar keiner gewählt werden. Das Geschrey der Polen wurde so groß, daß August sich genöthigt sahe, die Vortheile seines Sohnes dem Eigensinne seiner Unterthanen aufzuopfern. Es wurde dem Grafen von Sachsen der Befehl zugeschickt, daß Diplom seiner Wahl der Krone und der Republik Polen anzuliefern. Es versteht sich, daß er der Krone und der Republik Polen ungehorsam war. Aber die Stände

dieses Reichs bezeugten überhaupt in dieser Periode ungemeinen Stolz, sie wollten keinen Minister des Königs von England annehmen, welcher wegen des Vorfalls zu Thorn an sie abgesandt war, dem Gesandten des Königs von Preussen in eben dieser Sache begegneten sie mit Hochmuth, und den Gesandten der Stände von Kurland wegen der Wahl nahmen sie sogar in Verhaft. Das bisherige Glück in ihren Anmassungen hatte sie kühn gemacht. Der Graf von Sachsen wandte sich mit einem Schreiben an seinen Vater, den König August, er erklärte, daß er durch eine unwidertreibliche Nothwendigkeit gezwungen würde, den Befehlen des Königs ungehorsam zu seyn, daß die Empfindungen der Ehre ihm die Pflicht auflegten, nichts zu thun, was seiner Geburt unwürdig wäre, daß er sein Wort, welches er den Ständen von Kurland gegeben hätte, nicht brechen könne. „Wenn ich einmal die Grundsätze der Ehre verlege,“ setzte er hinzu, „so bin ich ihrer Güte nicht mehr würdig, es ist weder Eigensinn, noch Leichtsin, daß ich die Wahl der Stände von Kurland zu behaupten suche. Ich bin von der Nation ganz einmüthig, von einer Nation erwählt worden, welche seit Jahrhunderten ihre Ergebenheit gegen Polen bewiesen hat, welche zu dieser Krone Ehre und Vortheile so viel beigetragen hat, welche nichts sucht, nichts wünscht, als in der Treue ihrer Vorfahren zu verharren, und diese nie verlassen wird, wenn man sie nicht dazu nöthigt.“ Dergleichen Schriften sind gemeiniglich eben so nöthig, als unnütz. Die Politik erfordert sie

des Wohlstandes wegen, und gleichwohl richteten sie immer nichts aus. Die Polen sandten eine Kommission nach Kurland, an deren Spitze der Bischof von Erweland war, und einige Truppen begleiteten diese Gesandtschaft, welche in Kurland alles in Ordnung bringen, und die geschehene Wahl vernichten sollte. Gegen diesen Unfall hätte sich der Graf von Sachsen vertheidigen können, und er schien dazu bereit, allein eine größere Macht kürzte auf einmal alle seine Entwürfe um. Der Fürst von Menzikow, eifersüchtig auf die Wahl des Grafen von Sachsen, und bis dahin noch ein Liebling seines Herrn, des jungen russischen Kaisers, Peters des Zweyten, dieser hatte seinen Herrn bewogen, die Kurländer mit Gewalt zur Vernichtung ihrer Wahl zu zwingen, die Russen boten den Ständen von Kurland den Schutz des Kaisers an, wenn sie den Grafen von Sachsen verlassen wollten, und versprachen, den Grafen zu nöthigen, daß er aus Kurland ginge. Auf diese Vorstellung trugen einige Abgeordnete den Grafen den Zustand der Sachen vor, er sah leicht, daß er sich gegen die russischen Truppen, welche schon in Kurland eingerückt waren, und auf ihn zu marschirten, nicht vertheidigen konnte, er that, was die Klugheit ihm eingab, er erklärte sich, Kurland ganz zu verlassen, und hat nur um zehn Tage zur Bereitschaft zur Abreise.

Die russische Generalität verstattete dem Grafen nur zwey Tage, um sich aus der Provinz zu entfernen. Sie griffen ihn sogar mit seiner Begleitung

an, daß er die Flucht schnell ergreifen mußte. Er begab sich nach Memel, und darauf nach Frankreich, in dessen Diensten er sich über den Verlust eines Landes tröstete, über welches er einmüthig zum Beherrscher erwählt worden war, und welches ihm die Eifersucht geraubt hatte.

August hatte das Mißvergnügen, die Vertreibung seines Sohnes von der rechtmässigen Herrschaft eines wichtigen Landes öffentlich billigen zu müssen, und unter seinem Namen alles in dieser Sache vernichtet zu sehen. Die eifersüchtigen Polen waren kaum dadurch befriedigt, als sie neuen Verdacht von ihrem Könige schöpften. Er hatte in dem Jahre 1728. die vorige Freundschaft mit dem Könige von Preussen erneuert, und beyde Monarchen hatten verschiedene Unterredungen gehalten, und einander wechselweise besucht. In Polen glaubte man, daß diese neue Verbindung mit Preussen und das Bündniß mit dem Kaiser zu Wien nichts geringers zur Absicht habe, als die Freyheit der Polen zu vernichten. Ein weites Gerücht verbreitete, daß August die Krone niederlegen, und dabei die Nachfolge seines Kurprinzen auf dem polnischen Throne mit Hilfe der verbundenen Mächte suchen würde. Er hatte nöthig, in einem besonderen Schreiben an den Priemas von Polen dieses falsche Gerücht zu widerlegen, und Polen dadurch zu beruhigen, wo schon verschiedene einzelne Conspirationen entstanden waren, welche größere Folgen haben konnten. Seine Gegenwart in Polen verhindert zwar einen allgemei-

nen Ausbruch der Unruhe, allein die Zwistigkeiten in allem, was vorgenommen wurde, dauerten so sehr fort, daß weder die Landtage, noch ein Reichstag etwas ausrichten konnte, die Nation blieb wider ihr eigenes Interesse gestimmt.

August brach unvermuthet nach Sachsen auf. Hier hielt er im Frühlinge des Jahres 1730. jenes große und herrliche Feldlager, dessen Pracht alles überstieg, was man jemals in dieser Art glänzendes gesehen hatte. Die Zubereitungen kosteten große ungeheure Summen, der König selbst aber nahm aus Neigung so viel Antheil daran, daß die besten und schönsten Erfindungen sein eigen Werk waren. Er selbst wollte alles einrichten, er ordnete alles bis auf die geringsten Umstände an. Die Schönheit der sächsischen Truppen, und die an allen Orten verschwendete Pracht gab das reizendste Schauspiel. Das Feldlager wurde in der Ebene bei Mühlberg gehalten, eben auf dem Plage, wo der Kurfürst Johann Friedrich von dem Kaiser Karl dem Fünften geschlagen und gefangen worden war. Der König von Preussen war bei diesem Schauspiele mit dem Kronprinzen, dem nachmaligen Könige von Preussen, gegenwärtig. Es wohnten neun Herzoge, sechzehn Prinzen, und fünfzehn Fürsten dieser Feyerlichkeit bei. Die sächsische Armee bestand aus dreißigtausend Mann, und das Feldlager dauerte mit immer neuen Uebungen und Abwechslungen der Lustbarkeiten den ganzen Monat Juni hindurch. Im folgenden Jahre wiederholte August diese Ergöglich-

feiten in Polen, in einem Feldlager bei Warschau, wo er beinahe eben so viel Glanz und Pracht, als in Sachsen, zeigte. Er hoffte, den Polen dadurch ein Vergnügen zu machen, und ihre Dankbarkeit zu verdienen. Er erwarb sich neue Vorwürfe und Unruhe, man argwöhnte, daß er bei der Zusammenziehung der Truppen schädliche Absichten hätte, man breitete aus, daß er die Wahl eines Nachfolgers auf dem Throne zum Besten des Kurprinzen suche, er konnte diesen Argwohn zwar nicht widerlegen, aber er konnte nicht die uneinigen Gemüther zur Eintracht bewegen, seine Bemühungen waren fruchtlos, die Reichstage zerschlugen sich, und alles, was er zum Besten der Nation und zur Beförderung der Ordnung unternehmen wollte, kam nicht zu Stande. Unter der eifrigsten Sorgfalt, einen Reichstag zu Stande zu bringen, und unter den Hoffnungen, diesen Endzweck endlich zu erreichen, wurde August krank, ein alter Schaden am Fuße brach wieder auf, und zog ihm ein Wundstieber zu. Er merkte sehr bald, daß er nun auch am Ziele seiner sterblichen Tage wäre, von diesem Gedanken erfüllt wendete er einen noch übrigen Theil seiner Zeit auf verschiedene Anordnungen in seinen Erbländern, und gab seinem Leibpagen, mit Namen Marschall, verschiedene Befehle an den Kurprinzen, welcher zu Dresden war. Er starb mit Gelassenheit und Standhaftigkeit am 1ten Februar 1733.

Es ist nicht nöthig, den Karakter eines Fürsten weitläufig zu schildern, dessen Leben so thätig war.

man hat die Eigenschaften seines Geistes und seines Herzens in Handlungen ausgedrückt gesehen, welchen beyde Ehre machen. August hatte wahre Güte des Herzens, und überhäufte die um ihn waren mit Wohlthaten. Gegen seine Diener war er liebreich, gegen seine Unterthanen gnädig, er wurde oft mit Undank belohnt, und strafte mit Gelindigkeit; er fand ein Vergnügen in der Verzeihung, und machte sich gern durch Freygebigkeit die Herzen seiner Unterthanen ergeben. Er verband in sich alle diejenigen Eigenschaften, welche ihrem Besitzer den Namen eines guten Königs erwerben.

Die Ehre rief ihn auf den Thron. Welcher Fürst wird für eine Krone nicht empfindlich seyn? Er siegte über seine Nebenbuhler, er überstieg alle Hindernisse, so groß und mannigfaltig sie waren. Aber für welchen Preis? Der Thron kostete ihm seine Schätze und seine Ruh, aber er wurde ein Schauplatz, auf welchem August seine Klugheit und seine Regierungskunst zeigte. Man kann nicht sagen, daß andere für ihn regierten, er war in der Wahl seiner Lieblinge vorsichtig, und der Graf Flemming allein bewies schon zur Genüge, daß August glücklich die Minister zu wählen verstand. Unter solchen Umständen und zu solchen Zeitpunkten, als er lebte, über die Potem zu herrschen, dazu wurden die feinsten Kunstgriffe der Staatskunst erfordert. August hatte Neigung zum Kriege, und war ein Held, er suchte mit persönlicher Tapferkeit, aber sein Schicksal war ihm in der kriegerischen Laufbahn nicht gün-

sig, und schien an seinem Beispiele zeigen zu wol-
 len, wie mächtig es über den Held und alle Tapfer-
 keit sey. Das Glück bewies gegen diesen vortreffli-
 chen Prinzen seinen Eigensinn im höchsten Grade.
 Es raubte ihm durch unüberwindliche Streiche alles,
 und gab ihm bald darauf alles wieder, den Verlust
 seiner Schlachten erregten immer solche Umstände,
 über welche ein Held nicht Herr ist, aber sein gefe-
 ter Geist wurde unter den Streichen des Unglücks
 nicht muthlos. August that das seinige, und er-
 warb sich Bewunderung, aber das Glück that nicht
 das seinige, gleichwohl erhielt sich August, bis die
 günstigere Folge der Zeit ihm neues Glück gab. Der
 Mensch war in ihm eben so lebenswürdig als der
 König. Zärtlich, seinen Pflichten getreu, mitleidig
 gegen jede Unglückliche erwarb er sich allgemeine Lie-
 be, er liebte die Ergötzlichkeiten, wie man in seinem
 Leben gesehen hat, nicht aus Eitelkeit, sondern aus
 Geschmac. Sein Hof war, nach dem französischen,
 der prächtigste in Europa, und gegen das Ende sei-
 nes Lebens war er es allein ohne Miteifer. August
 liebte auch die Liebe, und man mußte dabei seine
 Wahl, und seinen Glanz bewundern. Unter den
 vielen sächsischen Fürsten, welche sich den Ruhm und
 die Verehrung der Nachwelt erworben haben, war
 August derjenige, welcher die Hoheit seines Hauses
 auf den höchsten Gipfel brachte. Er erhielt den Zu-
 namen des Großen, und wenn erhabene Eigen-
 schaften diesen Namen verdienen, so verdient ihn
 gewiß August der Zweyte.

Kaiser Ferdinand der Dritte.

Ferdinand sah zuerst das Licht der Welt zu Grätz in der Steyermark den 9ten Heymonat 1578. Sein durchlauchtigster Vater war Karl der Zweyte, der Jüngste der Prinzen Ferdinands des Ersten. Seine Mutter Maria, eine bayrische Prinzessin, Tochter des Herzogs Albrecht des Fünften. Am Hofe seines Vaters bekam er die erste Bildung seines Geistes und Herzens, groß war dabei der Einfluß seiner eifrig katholischen Mutter, noch größer aber seiner Lehrer der Jesuiten. Wie fest und unerschütterlich Maria, seine Mutter, an ihren Glauben hieng, und somit durch ihre eigene Lehren und ihr Beispiel auf den jungen Prinzen wirken mußte, zeigte sie bei der Gelegenheit, als der Erzherzog Karl sich geneigt herankieß, den protestantischen Ständen in der Steyermark die Religionsbuldung zu gönnen. Kaum hatte sie dieses vernommen, so befahl sie heimlich, als es zu einer Reise zu veranstalten, indessen konnte doch dieses ihrem durchlauchtigsten Gemahle nicht verborgen bleiben, er eilte zu ihr, sie um die Ursa-

Gen dieser Anstalten zu befragen, worauf sie ant-
 wortete: „Ich höre, es sey darauf abgesehen, die
 „Regerey, welche sich bisher durch ihre Kräfte und
 „Kunstgriffe erhalten hat, auch durch ein öffentli-
 „ches Diplom in diesen Provinzen festzusetzen. Wenn
 „es so ist, so sage ich offen heraus, daß ich an ei-
 „nem Orte nicht leben kann, noch will, wo ich mit
 „meinen Kindern nicht ruhig katholisch leben kann.
 „Ich bin entschlossen, wenn mir alles zur Reise
 „mangeln soll, meine kleinen Kinder in einem Kor-
 „be auf meine Schultern zu nehmen, und nur mit
 „einem Stöcke in der Hand mich von Hause zu
 „Hause bis in das katholische Bayern durchzubet-
 „teln. Ich hoffe, mein Bruder Wilhelm wird mir,
 „wenn in seinem Pallaste kein Platz ist, doch einen
 „Winkel für mich und meine Kinder in einem Epis-
 „tale anweisen, denen ich, wenn ich nichts anders
 „kann, den besten Theil der Erbschaft, den achten
 „Glauben, hinterlassen werde. Ihre Rede hatte für
 „diesmal die Folge, daß Karl mit der Duldungsurs-
 „kunde noch einige Zeit zurückhielt.

Im zwölften Jahre seines Alters wurde Ferdi-
 nand seines vortrefflichen Vaters durch den Tod be-
 raubt, und kam dadurch unter die Vormundschaft
 des Kaisers Rudolph des Zweyten, und seines müt-
 terlichen Oheims des Herzogs Wilhelm aus Bayern.
 Jener bekümmerte sich wenig um seinen Mündel,
 desto mehr aber dieser; er wurde, seine Studien zu
 machen, nach Ingolstadt zu seiner Mutter gesandt,
 und der Sorgfalt ihres Bruders empfohlen. Fünf

Jahre lang verweilte er hier, immer von allen Seiten mit Jesuiten umgeben, welche mit größtem Fleiße über ihn wachten, damit sein weiches Herz nicht verführt, und kein Hauch eines Regers seine reine und unschuldige Seele befecken möchte. Hier lernte er die Dichtkunst, Redekunst, die Philosophie und die Rechte, zugleich aber auch die Grundsätze seines Glaubens und seiner Religion: sie wurzelten bei ihm fest, und wurden Maximen all seiner künftigen Handlungen. Hier knüpfte er das Band der Freundschaft mit den jungen Herzogen aus Bayern, besonders mit dem Herzoge Maximilian. Wilhelm, sein Oheim, gab ihm sowohl mündliche als schriftliche Lehren, und prägte ihn tief den Grundsatz ein: daß das Heil und der Segen seiner künftigen Regierung nur von der Aufrechthaltung der katholischen Religion abhängen; daß ihn hingegen alles Unglück treffen werde, wenn er jene nicht standhaft behaupte. Die Erfahrung habe dieses bereits bestätigt, da seit der Duldung, die Maximilian der Zweyte den Protestanten ertheilet habe, nichts als Unruhen und Unheil in den österreichischen Staaten entstanden seyen. Da dieser Beweis aus der Erfahrung hergenommen war, und die Geschichte Maximilians des Zweyten und Rudolphs des Zweyten ihn bestätigt hatte, so mußte er nothwendig auf den unbefangenen jüngsten Fürsten wirken, und ihn anspornen, das Gegentheil bei seiner Regierung zu thun.

So gebildet und gleichsam ausgerüstet mit dem Schilde des katholischen Glaubens, besetzt vom hei-

ligen Eifer für diesen zu streiten, zu siegen oder zu sterben, ermuntert durch die hoffnungsvolle Aussicht mittelst der Ausrottung der Irlehren, das Glück seiner Länder und Bürger zu gründen, und die Küße des himmlischen Segens auf sich und sein Haus vom Himmel herabträufeln zu sehen, verließ er am Ende seines siebenzehnten Jahres Ingolstadt, und ergriff muthig und entschlossen das Steuerruder seiner Länder. Gleich bei der Aufnahme der Huldigung bewies er, daß er weder durch Drohungen noch Bitten etwas zum Nachtheile der Religion seiner Väter zugeben wolle, denn da die protestantischen Stände seiner Erbländer, vor Ablegung des Huldigungszeides, die Bestätigung ihrer Religionsfreyheit verlangten, so schlug er ihr Ansuchen mit dem Bedenten ab, daß die Huldigung mit der Religionsfreyheit in keiner Verbindung stehe, und forderte sie unbedingt. Sie huldigten, wie ers begehrte, allein nicht sogleich begann er das große Werk der Reformation, er reiste zuerst nach Prag zum Kaiser, ihm für die geführte Obervormundschaft zu danken, und sich seiner Gunst zu empfehlen. Nach seiner Wiederkunft beschäftigte er sich ein ganzes Jahr lang bloß mit politischen Einrichtungen, unternahm dann eine Reise nach Italien, wo er zu Loretto ein Gelübde that, die katholische Religion in seinen Ländern herzustellen. Hierauf besuchte er auch den Pabst Clemens den Achten, und bat ihn um seinen Segen, der ihm sehr gerne ertheilt wurde, worauf er seine Rückreise mit größter Herzenswonne antrat, indem er sich schon im voraus über den glücklichen Erfolg seines Vorhabens

erfreute. Nachdem er also zu Hause angelangt war, legte er die Axt an den Baum, jedoch nicht ohne große Behutsamkeit. Er hatte vorher alle mögliche Schwierigkeiten und Hindernisse, welche ihm in der Ausführung seines Vorhabens in Weg gelegt werden konnten, wohl überlegt, sich hierüber mit dem Kaiser Rudolph und dem Könige von Spanien berathen, die Meinungen seiner eigenen Räthe und Minister vernommen, alle Gründe wohl erwogen, welche für und wider seinen Plan streiten möchten. Die Gründe, welche ihn abhalten konnten, waren die Wuth des Volkes, welches schon größtentheils der neuen Lehre zugethan war, die Macht der Stände und ihre äußeren Verbindungen, der er allein nicht würde gewachsen seyn, die Furcht vor den Türken, wider welche er keinen Beistand von den Ständen würde erlangen können, wenn er ihnen die Religionsbuldung versagte, und sie zur katholischen Lehre umstimmen wollte, der Rath seiner eigenen Minister und Räthe, derer einige glaubten, es sey nicht an der Zeit, das Reformationswesen zu unternehmen, andere aber für den gelinden Weg freundschaftlicher Religionsunterredungen stimmten. Andererseits trieben ihn zur schleunigen Reformation an, sein eigener Eifer und seine Ueberzeugung, daß außer dem Schooße der katholischen Kirche niemand selig werden könne, er wünschte demnach brünstig, die irregeführten Seelen von der Verdammniß zu retten, die augenscheinliche Gefahr, daß, wenn er dieses Geschäft länger anstehen lassen würde, vielleicht nach und nach alle seine Unterthanen zu der

protestantischen Kirche übertreten, und es ihm von Zeit zu Zeit unmöglicher werden möchte, die neue Lehre auszurotten, der Mißbrauch, welchen die protestantischen Stände von der erteilten Duldungsakte seines Vaters machten, indem sie aller Orten, und manchmal sogar mit Gewalt ihre Religion einführen wollten, die vom Landesfürsten zu verleihenden Pfarren mit ihren Predigern besetzten, überall ohne seine Erlaubniß Schulen und Kirchen anlegten, verboten, daß kein Katholik weder als Bauer noch Bürger aufgenommen, und auch keiner einen ständischen Dienst erlangen sollte. Das unvernünftige Betragen vieler der protestantischen Prediger, die unter dem Deckmantel der Gewissensfreiheit, daß man Gott mehr als den Menschen gehorchen müsse, Ungehorsam und Aufruhr predigten, und dadurch die Sicherheit der Obrigkeiten zu untergraben, und die alte Staatsverfassung umzustürzen strebten. Zudem sah er auch, daß die Reichsfürsten in Deutschland das nämliche thaten, und in ihren Ländern vermög ihrer landesherrlichen Gewalt reformirten, so reformirte Bayern die lutherischen und kalvinischen, Kurpfalz die Katholiken und augsburgischen Confessionsverwandten, Kurbrandenburg die Katholiken und Calviner, sogar die Reichsstädte machten sich des Reformationsrechtes an, und trieben ihre Gegner aus der Stadt und ihrem Gebiete. Er folgerte hieraus ganz richtig, was diesen erlaubt sey, dazu müsse er auch Zug und Macht haben, und zwar um so viel mehr, da er nicht gesonnen sey, seinen Unterthanen irgend sonst eine Freyheit oder ein Recht zu entziehen.

hen, auch keine Gewalt anzuwenden, sondern alles mit Glimpfe durchzusetzen, und nur im Widersehungsfalle Ernst zu gebrauchen. Durch alle diese Gründe bewogen, fieng er das Reformationsgeschäft in seinen Landen an, und betrieb es mit einem so glücklichen Erfolge, daß in einem Zeitraume von 3 Jahren alle protestantischen Prediger ausgeschafft waren, und mit ihnen auch der Protestantismus beinahe gänzlich verschwand. Die katholische Religion, die bisher in der Unterdrückung schmachtete, hob wieder ihr Haupt empor, und mit Verwunderung sahen sich die Steyermärker, Kärnthner und Krainer wieder zu Katholiken umgeschaffen, ohne daß bei der ganzen Reformation auch nur ein einziger das Leben verloren hätte. Mit Freudenthränen im Auge dankte jetzt Ferdinand der Gottheit für den Beistand, welchen sie ihn bei diesem mühsamen Werke verliehen zu haben schien. Als er dann nun so nach seinem Herzenswunsche hierinn glücklich gewesen war, so schritt er jetzt zur Einrichtung der inneren und äußeren Landesicherheit, ordnete dabei alles so gut an, daß selbst die wegen seiner Reformation höchst mißvergnügten Stände mit ihm sich aussöhnten, und sich weder mit den österreichischen Protestanten, noch auch mit Botschkat, von Siebenbürgen verbündeten wollten, und öffentlich von ihm rühmten, daß sie keinen besseren und liebenswürdigeren Landesfürsten verlangten, noch begehrten, wenn er nur nicht in der katholischen Religion so eifrig wäre.

Indem Ferdinand in allem, was er vornahm, vom Glücke begünstigt schien, so wollte er auch einen Feldzug wagen, und den Türken Kanischa entreißen, weil sie von da aus beständige Einfälle in seine Länder machten, und seine Unterthanen beunruhigten. Diefemnach gab er Befehl, ein zahlreiches Kriegsheer zu sammeln, und warb auch um Beistand bei einigen italienischen Fürsten, die ihn diesen auch gewährten. Nachdem alles hinlänglich zubereitet war, was er zu seinem Endzweck nothwendig zu seyn erachtete, gieng er mit der Armee vor Kanischa, und fieng die Belagerung dieser Festung mit der größten Lebhaftigkeit an; aber, woran weder er noch seine Feldherren gedacht haben mögen, es war schon ziemlich spät in der Jahreszeit, da sie ihre Unternehmungen anfiengen. Die Türken wehrten sich männlich, die Belagerung wurde langwierig, Regen, Stürme, Schneeestöber und Frost tritten gar bald wider ihn, dazu kam noch die Uneinigkeit in der Armee, denn die Italiäner wollten alles allein thun, immer den Vorzug behaupten, und so mißlang alles. Er wurde gezwungen, mit großem Verluste und Schaden abzuziehen, und nach Hause zu kehren. Wahrscheinlich war dieser sehlgeschlagene erste Versuch die Ursache, warum er nie wieder in eigener Person zu Felde zog.

Der Kaiser Rudolph hatte im Jahre 1608. wegen verschiedener politischer Verhältnisse einen Reichstag nach Regensburg angesagt, und unsern Erzherzog mit

mit Beiseitesetzung seiner eigenen Herren Brüder, der Erzherzoge Maximilian und Matthias, zu seinem Stellvertreter ernannt, und ihn mit allen nöthigen Vollmachten versehen dahin gesandt. Ferdinand kam, und trug die kaiserl. Berathschlagungspunkte vor, sie betrafen die Türkenhilfe, Verbesserung der deutschen Gerichtsstellen, und des zerrütteten Münzwesens, die genauere Bestimmung der Reichsmatrikel, und den Frieden zwischen Spanien und den vereinigten Provinzen von Holland. Ferdinand benahm sich bei diesem, gewiß sehr schwierigen Geschäfte, mit ungemainer Bescheidenheit, aber er konnte doch nichts bewirken, was dem Kaiser und Reiche nützlich seyn möchte. Die Stände kamen nicht einmal darinn überein, nach welcher Ordnung man über die vorgebrachten Gegenstände die Berathschlagungen vornehmen wolle, daher verschlug sich der Reichstag. Die protestantischen Fürsten verließen ihn zuerst, also mußten ihnen die Katholiken folgen. Der Erzherzog gieng demnach gleichfalls von Regensburg höchst unzufrieden hinweg, nahm seinen Weg nach Passau, seinen Bruder den Erzherzog und Bischof Leopold dort zu besuchen. Hier kam ihm bald die traurige Botenschaft von dem Hinscheiden seiner Mutter, weswegen er unverzüglich nach Gräg eilte, ihr Leichenbegängniß zu besorgen. Diese fromme Fürstin hatte ihn noch in ihrem Testamente um Gottes willen gebeten, seine Unterthanen zu bekehren, wenn er anders ihres mütterlichen Segens theilhaftig werden wollte. Er fühlte ihren Verlust tief in seine

Seele, denn er liebte sie aus vollem Herzen. Seine Traurigkeit aber verminderte bald die Geburt des Prinzen Erzherzogs Ferdinand.

In dem Zwiste des Kaisers Rudolph mit Matthias wurde er nach Prag berufen, um die schöne Rolle des Mittlers zwischen beiden getrennten Brüdern zu übernehmen. So ungern er auch seine Länder verließ, so gieng er dennoch dahin ab, weil es darauf ankam, etwas Gutes zu stiften. Ein Ausöhnungsvergleich kam wirklich zu Stande, mittelst dessen bestimmt wurde, daß Matthias dem Kaiser eine Abbitte thun soll; in seinem Namen that es der Erzherzog Maximilian, und mit ihm auch Ferdinand, Rudolph empfing beyde mit großem Ernste, ohne alle Höflichkeitsbezeugung, bis sie sich vor ihm auf die Knie niederlassen wollten, welches er aber nicht zugab, sondern sie mit einer Hutrückung bewillkommnete, und auf das freundschaftlichste behandelte. Diese Reise nach Prag war unserm Erzherzoge sehr nützlich, weil er sich sowohl die persönliche Gewogenheit des Kurfürsten von Sachsen, als auch anderer Reichsfürsten, die gegenwärtig waren, erwarb, als auch die Böhmen zu Freunden machte. Die aus seinen Inländern vertriebenen protestantischen Prediger, und andere der Religion wegen Ausgewanderte, hatten ihn aller Orten als einen von Pfaffen beherrschten, unchristlichen und tyrannischen Fürsten verrufen, und eben dadurch die nachtheiligsten Begriffe von ihm nicht nur in Böhmen und den damit vereinigten Ländern, sondern auch in Deutschland

erregt, jetzt aber, da ihn die Böhmen und deutschen Fürsten selbst sahen, sein edles, offenes und aufrichtiges Betragen gegen Jedermann, ohne Unterschied der Religion, bemerkten, und ihn bei seinen öffentlichen Verhandlungen, wie im Privatumgange, ohne allen Rückhalt vorzugehen beobachteten; so verschwand alles Vorurtheil wider ihn, und jedermann erkannte, daß man sich an ihm geirrt habe.

Indem Rudolph kinderlos war, so hatten der spanische Hof und der Erzherzog Maximilian, des Kaisers Bruder, schon frühzeitig die Absicht gehabt, unserm Erzherzoge bereinst die Nachfolge in dem böhmisch-hungarischen Reichen, und wo möglich auch den deutschen Kaiserthron zu verschaffen. Allein Rudolph war hiezu nie geneigt, und Matthias wollte sein Recht nicht aufopfern, um seinen Vetter vor sich auf den Thronen seines Vaters erhöht zu sehen. Er kam ihm demnach zuvor, und handelte mit Rudolph durch Waffengewalt um Oesterreich, Böhmen und Ungarn; erhielt sie, und empfing auch die Kaiserkrone. Allein kaum hatte Matthias seine Zwecke erreicht, so warf er seine Augen auf Ferdinand, lud ihn ein nach Wien zu kommen, übergab ihm die Statthalterstelle von Oesterreich, während er selbst nach Regensburg zum Reichstage gieng. Als er wieder zurück gekommen war, behielt er ihn doch bei sich, und zog ihn zu Rathe bei seinen wichtigsten Geschäften. Endlich, da Matthias sah, daß er selbst keine Erben mehr zu hoffen habe, entschloß er sich,

Ferdinanden an Kindesstatt anzunehmen, ließ ihn zum König von Böhmen krönen, nur mit der einzigen Bedingung, daß er sich während seinen Lebzeiten nicht in die Regierung mengen, und beim wirklichen Regierungsantritte den Böhmen alle ihre Freiheiten und Rechte bestätigen wolle. Ferdinand versprach dieses, und wurde als böhmischer König allgemein erkannt und ausgerufen. Nachdem dieses Geschäft vorüber war, besuchte Matthias mit Ferdinanden den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen zu Dresden, um sich mit ihm wegen der künftigen Wahl eines römischen Königs zu unterreden. Am Hofe des Kurfürsten erblickte Ferdinand die verwitwete Kurfürstin zu Sachsen, und fand Wohlbehagen an ihr; er schien Lust zu einer ehelichen Verbindung mit ihr zu haben, weil seine Gemahlin Maria von Bayern vor einiger Zeit gestorben war; allein der Unterschied ihrer beyderseitigen Religionsmeinungen gestattete dieses Ehebündniß nicht. Indessen kehrte er doch sehr vergnügt von derselben nach Böhmen zurück, und die Böhmen, Lausitzer, Schlesier und Mährer verehrten in ihm schon jetzt ihren künftigen Beherrscher. Ein Jahr später wurde Ferdinand auch die hungarische Krone aufgesetzt, und also war er unstreitig zum Nachfolger seines Vatters Matthias in Böhmen, Ungarn und Oesterreich bestimmt.

Er entfernte sich jetzt nicht mehr von der Seite des Kaisers, seines Wohlthäters, und gieng ihm in allen Regierungsgeschäften an die Hand. Als demnach die böhmischen Mißvergnügten die königlichen

Minister mißhandelt hatten, und einen Aufstand zu bewirken sich bemühten, übertrug ihm Matthias das böhmische Direktorium. Allein der mächtige Staatsminister Elesel wollte dieß hindern, weswegen ihn Ferdinand mit Beistand des Erzherzogs Maximilian, des Kaisers Bruder, vom Hofe entfernte, und nach Tyrol abführen ließ. Elesel hatte für gelinde Maßregeln gegen die Böhmen gestimmt, allein Ferdinand war einer andern Meinung, und glaubte, gewaltsame und strenge Mittel würden bessere Wirkung hervorbringen, er gab hierüber die trüffigsten Gründe an, welche Rheyenhüller alle weitläufig anführt. Der Hauptgrund aber, wegen welchen er zum Ernste rieht, war, weil die Unterlassung der Bewaffnung ein öffentliches Bekenntniß von der Schwäche des Hofes und der Regierung seyn würde. Rudolph und Matthias hatten ohnehin durch ihre zu große Nachgiebigkeit und Nachsicht gegen die protestantischen Stände, und aus Liebe zur Ruhe, den Muth dieser hergestellt erhöht, daß sie eine Forderung nach der andern machten, und wenn sie ihnen nicht bewilligt werden wollte, mit Gewalt drohten. Eben dadurch kamen beyde Monarchen in ein religiöses politisches Labyrinth, aus welchem herauszukommen sie nicht vermochten, und somit auch ihren Nachfolger hineinzo- gen. Noch bevor Matthias starb, war schon alles in Böhmen vorbereitet, was die protestantischen Stände unter der Anleitung des Matthäus von Thurn vornehmen wollten. Wenn also auch ein anderer, als er, den Thron des böhmischen Reichs bestiegen hätte, so würde doch die angelegte Revolu-

tion erfolgt seyn. Ferdinand war nach Recht und Gesetz allein Erbe aller österreichischen Länder geworden, denn Albrecht der Siebente, der einzige Prinz Maximilians des Zweyten, der noch am Leben war, und den die Reihe der Nachfolge traf, hatte allen seinen Rechten und Ansprüchen zu Gunsten unsers Erzherzogs entsagt; der spanische Hof that ein gleiches; also übrigte niemand, der dagegen etwas einwenden konnte. Er war der Älteste des Hauses, war auch von Matthias an Kindesstatt angenommen, von den Böhmen und Hungarn bereits zum Könige gekrönt und ausgerufen worden, es stand demnach nichts im Wege, warum er nicht die Thronen seines Großvaters, Ferdinand des Ersten, ohne weiters bestiegen sollte, sobald Matthias das Zeitliche verlassen hatte. Allein es scheint, das allmächtige Wesen haben habe beschlossen, ihn erst zu prüfen, ob er wohl auch der Krone, die er tragen sollte, würdig sey.

Die protestantischen Böhmen, ohne von ihm beleidigt worden zu seyn, aber angespornt durch fanatische Prediger, aufgewiegelt durch herrschsüchtige Große, erbittert gemacht durch Rache schnauzende Protestanten, die sich aus der Steyermark nach Böhmen geflüchtet hatten, wollten ihn nun nicht zu ihrem Könige, sie pochten auf ihre Waffengewalt, auf den Beistand mächtiger Fürsten im Auslande, und die Bündnisse mit ihren Brüdern in Oesterreich und andern Ländern. Ferdinand sah, daß ihm keine andere Wahl übrig gelassen wurde, als entweder zaghaft ihnen alles zuzugestehen, was sie verlangten,

oder aber das Schwerdt zu ergreifen, und der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Das erste wollte er nicht, denn es würde Schwäche und Feigheit seines Charakters und seiner Regierung verrathen haben, zudem betraf die Sache die Religion, für die er alles zu wagen fest entschlossen war, und wie er sich selbst ausdrückte: daß er lieber von Hause zu Hause mit dem Bettelstab in der Hand sammt seiner Familie das Almosen heischen, ins Elend wandern, mit Brod und Wasser allein sich begnügen, ja sein Leben selbst dahin geben, als einen schimpflichen Vergleich eingehen, seinem Gewissen durch Aufopferungen zum Vortheile der protestantischen, und zum Schaden der katholischen Religion zu nahe treten wollte. Also mußte er das Zweyte, nämlich das Schwerdt, wählen. Allein, wie konnte er hoffen, im öffentlichen Kriege zu bestehen, da ihm alle Hilfsquellen mangelten? Wo er sich hin wandte, sah er die Fahne des Aufruhrs wehen, die Gemüther erbittert, die Leidenschaften aufgereizt, und den mächtigsten Theil seiner Unterthanen wider sich verschworen. Gerüstet zum Kampfe stand der Böhme, an seiner Seite stand der Schlesier zu gleicher Absicht bereit; zwischen Pflicht und Untreue schwankte der Mährer; sehnsuchtsvoll sah der österreichische Protestant der Gelegenheit entgegen, sich der Fesseln des bürgerlichen Gehorsams zu ent edigen; ein ähnliches wünschten die noch Uebrigen Innerösterreichs. Die Ruhe Hungarns hing nur von einem einzigen Manne, dem Palatin ab, der zu unmächtig war, dem von Siebenbürgen her drohenden Feinde, Gabriel Bethlen,

allein zu widerstehen. Mit großer Heeresmacht rüstete sich die ottomannische Pforte, und erfüllte die östlichen Länder mit Schrecken, weil es noch ungewiß war, wem ihre Zurüstung gelten sollte. Der Haß und allgemeines Mißtrauen aller Protestanten im Auslande ruhten auf ihn, und die deutschen correspondirten Fürsten und Stände hatten bereits seinen Untergang beschlossen. Frankreich schien räthselhaft; Spanien nicht thätig genug; und selbst der Pabst sah ruhig vom Kapital dem über Ferdinands Haupte schwebenden Ungewitter zu. Allein, am Rande des Abgrundes, in den er hineinstürzen sollte, ergriff er mit kühner Hand das Steuerruder des Staates, hoffte mit fester Zuversicht auf die Hilfe des Allmächtigen, verließ sich auf die Gerechtigkeit seiner Sache, die Unschuld seines Herzens, und die Reinigkeit seiner Zwecke.

Er versuchte zuerst den Weg der Gelindigkeit bei den Rebellen, obschon er bei Lebzeiten des Kaisers Matthias auf Gewalt gestimmt hatte, denn die Umstände hatten sich sehr verändert, seine Lage sich verschlimmert, also mußte er auch seine Gesinnungen ändern. Er schrieb an den böhmischen Statthalter, erbot sich zur Bestätigung aller Vorrechte und Freiheiten des Königreichs, trug auf einen Waffenstillstand an, und versprach allen Schuldigen Verzeihung. Er ließ es nicht bloß bei Worten bewenden sondern er sandte zwei Urkunden nach Böhmen worinn er dem Reiche seine Rechte, Statuten, Majestätsbriefe und Privilegien sowohl im Geistlichen

als Bürgerlichen; die zwischen den utraquistischen Ständen, den Fürsten und Ständen Schlesiens im Jahre 1609 errichteten Bündnisse, ohne allen Widerspruch bestätigte, nur sollen diese nach den billigen und alten Gewohnheiten eingerichtet seyn, und nicht auf den Umsturz der katholischen Religion abzielen. Er versprach ihnen nebstbei, nur Böhmen zu Staatsämtern zu befördern, die böhmische Münze nicht zu vermindern, und alles dieses auf das genaueste zu halten. Er ersuchte die Stände, sie möchten einige aus ihrem Mittel nach Wien schicken, um sich mit ihm gemeinschaftlich zu berathschlagen, wie alles in Güte beigelegt werden möchte. Allein alles dieses war umsonst; er sprach zu tauben Ohren, und niemand wollte von einem Vergleiche etwas hören. Die Häupter der Aufrührer glaubten, bereits zu weit gegangen zu seyn, als daß ihnen der beleidigte Fürst verzeihen, und sie ohne eigener Gefahr ihrer Köpfe zurückgehen könnten, deswegen verharrten sie bei ihrem Starrsinne; stärkten das arme, verblendete Volk in seiner Widersetzlichkeit, und Thurn rückte über die böhmische Gränze nach Mähren, eroberte Brünn, und zwang die Mährer, seine Parthey zu nehmen. Religion und Regierungsform wurden im Markgrathume, wie in Böhmen und Schlesien geändert, und er führte den rebellischen Haufen nach Oesterreich, wo seiner die Protestanten wie eines Erlösers harrten, und ihn als solchen empfingen. Sie hatten sich schon vorher geweigert, zu huldigen, unter dem wichtigen Vorwande: daß Albrecht ihr eigentlicher Landesfürst, nicht aber Ferdinand sey, denn

die Entfagung und Verzicht auf Oesterreich durch Albrecht sey niemals feyerlich geschehen. Sie hatten auch, nach dem Beispiele der Böhmen, die Kamergüter an sich gezogen, sich bewaffnet, und alle Pässe und Straßen mit Volk besetzt, damit keiner der Fürsten, Ferdinand, oder sein Bruder Leopold, entweichen möchte. Mit frohem Jubel stießen sie nun zu den rebellischen Schaaren, welche nach Wien zogen, ihren Landesfürsten und Herrn in seiner Residenz zu belagern.

Der von allen Seiten gebrängte Fürst flüchtete jetzt seine Kinder von Grätz nach Tyrol, und beschloß, des Rathes seiner Getreuen ungeachtet, in Wien zu verbleiben, und mit aller Gelassenheit den Ausgang seines Verhängnisses zu erwarten. Immer näher rückte das Heer der Rebellen; umzingelt wurde die Stadt, und ihr so nahe gelagert, daß die Burg ganz leicht beschossen werden konnte, und auch wurde. Es fielen bald einige Kanonenkugeln in die Vorzimmer des Fürsten, und trieben ihn aus seinen Zimmern. Laut jubelten seine öffentlichen Feinde in der Stadt, mit hämischer Schadenfreude schielten die heimlichen nach ihm, und rings umher lauerten feindselige Beobachter auf ihn. Da stand er jetzt, verlassen von jedermann, nur nicht von sich selbst, ohne alle Verteidigungsmittel; aber er stand wie ein Fels im tobenden Meere, unerschütterlich fest, und sah mit heiterem Blicke der heranwälzenden Fluth des tobenden Sturmes entgegen. Sicherer hielten sich nicht seine Feinde, wie er seiner Sache,

abgleich der protestantische Pöbel schon von seiner Einkerkierung in ein Kloster sprach, und von nichts andern träumte, als wie jetzt die Regierungsform anzuordnen, Oesterreichs Staaten zu vertheilen; die protestantische Religion im Triumphe, und selbst die jungen Erzherzoge in dieser zu erziehen seyen. Allein alles dieses erschreckte den erhabenen Fürsten nicht. Er war zwar auf keine Belagerung gefaßt, hatte kaum eine Handvoll Soldaten zu seinem Dienste, die aber weder Muth noch Willen hatten, für ihn und gute Sache zu streiten, denn Brod und Geld mangelte ihnen, dessen ungeachtet gab er die Hoffnung nicht auf, sich zu erhalten. Er machte die bestmöglichen Vertheidigungsanstalten, suchte durch seine eigene Standhaftigkeit den Muth seiner wenigen Getreuen zu beleben, hielt selbst die Munde, und beobachtete in eigener Person die Arbeiten und Belagerungswerke seiner Feinde. Da er sich bei dieser Gelegenheit mit seinem Artilleriehauptmann auf einer Warte der Burg befand, so entdeckte dieser die feindlichen Heersführer ziemlich nahe an den Mauern der Stadt; er wandte sich um, und sprach zu dem Fürsten: wenn er Befehle, wolle er jetzt seine Feinde mit einem Kanonenschusse zerschmettern. Ferdinand stand hierüber ein Weilchen nachdenkend, als aber der Hauptmann sein Vorhaben ins Werk setzen wollte, so hielt er ihn mit den Worten zurück: „Sie mögen leben, und Gottes Strafgericht vorbehalten werden!“ Indem die Anführer sahen, daß nirgends her eine Hilfe für ihren Fürsten erschiene, wurden sie unverschämt dreist, und sechzehn

ihrer ständischen Mitglieder begaben sich unter der
 Anführung eines gewissen Thomas Thonrädcl, Herrn
 von Ebergassing nach der Burg, traten tollkühn vor
 denselben, machten ihm die bittersten Vorwürfe we-
 gen der Ausschweifungen seiner Soldaten, legten
 ihm eine sogenannte Bittschrift vor, in welcher sie
 eine Einwilligung zu ihrem Bündnisse mit den Böh-
 men, und zu ihrer eigenmächtigen Bewaffnung ver-
 langten, und mit frechem Ungestümme in ihn dran-
 gen; ja Thonrädcl trieb seine Vermessenheit so weit,
 daß er ihn bei den Knöpfen seines Wamses ergriff,
 und mit stolzem Troze fragte: „Nun, Ferdinand,
 willst du noch nicht unterschreiben?“ Aber Ferdi-
 nand nie größer als in diesem Augenblicke seiner
 Noth, unterschrieb nicht, zog sich in sein Cabinet
 zurück, nahm seine Zuflucht zum Gebete, und suchte
 Rettung bei Gott. Er war noch im Gebete begrif-
 fen, als sein Beichtvater kam, ihn zu besuchen. Er
 mußte warten, bis er seine Andacht vollendet hatte,
 und nun kam ihm der Fürst mit heiterer Miene ent-
 gegen, sprechend: „Lieber Vater! Ich habe so eben
 „die Gefahren überdacht, welche mir von außen und
 „innen drohen; ich überlegte das Bestreben meiner
 „Feinde in den Vorstädten; die Bewegungen und
 „Fallstricke derselben in der Stadt selbst; ich kenne
 „alle gar wohl. Da ich nun keine menschliche Hilfe
 „sah, so wandte ich mich zu Gott, warf mich auf
 „meine Knie, und betete, daß sein Wille geschehe,
 „wie es zu seiner Ehre gereichen möge, ich sey zu
 „allem bereit. Kaum hatte ich angebetet, so fühlte
 „ich mich aufgeheitert und beruhigt, und ich hoffe,

„Gott wird die Anschläge meiner Feinde vernichten.“ Er hoffte nicht vergeblich, denn, wie vom Himmel gesandt, erschien zur rechten Zeit der Oberste Saint Hilaire (vom Volke Cantelier genannt) mit fünfhundert Kürassiers des Dampier'schen Regiments, welche der General Bouquoi von Krems aus, die Donau herabgeschickt hatte. Diese kamen unvermerkt durch das Fischerthor in die Stadt, und marschirten unter Trompetenschall auf dem Burgplatze auf, Ferdinands Befehle zu erwarten. Wie ein plötzlicher Donnerschlag betäubte der Trompetenschall die freche Rote der Deputirten, sie verschwand schnell aus der Burg.

Viele vom Adel und der Bürgerschaft trieb ihr böses Gewissen in das Lager des Grafen von Thurn, um bei ihm Sicherheit zu suchen. Die ganze Scene veränderte sich in einem Augenblicke, die studirende Jugend, ein Theil der redlich gesinnten Bürger bewaffneten sich zum Schutze ihres Fürsten; auch kam bald einiges Fußvolk zu seiner Rettung herbei. Zugleich traf die Nachricht ein: Bouquoi habe den feindlichen General Mansfeld bei Budweis auf das Haupt geschlagen, und sey im Anzuge nach Prag. Schnell brach Thurn sein Lager ab, und führte sein Volk nach Böhmen zurück, um dort die bedrohte Hauptstadt zu retten. Also wurde Ferdinand gleichsam wie durch ein Wunderwerk von seinen Feinden befreit, und gar bald verbreitete sich auch die allgemeine Sage: ein Crucifix habe mit demselben geredet, und ausdrücklich die Worte vernehmen lassen: „Ferdinand, ich

„werde dich nicht verlassen?“ Während dieses zu Wien vorgieng, hatten sich die Kurfürsten versammelt, um sich mit der Kaiserwahl zu berathschlagen. Sie hatten auch dem Erzherzog als König und Kurfürsten von Böhmen hiezu eingeladen, allein bis jetzt konnte er nicht erscheinen, denn ringsum von seinen Feinden umzingelt, wollte er sich der Gefahr, gefangen zu werden, nicht aussetzen; auch schien es ihm nicht rathsam, Wien in dieser Zeit zu verlassen, weil es seinen Feinden dann ein leichtes seyn möchte, die Stadt durch Verrath wegzubekommen: ihr Verlust könnte den von ganz Oesterreich zur Folge haben. Ohnedieß waren ihm auch von den Rebellen alle Pässe verlegt, die erst jetzt wieder eröffnet wurden. Mit einem kleinen, aber treuen Gefolge, machte er sich jetzt nach Frankfurt auf, traf auch, ungeachtet der Gefahren, die ihn drohten, indem seine Feinde ihn auf der Reise aufheben wollten, glücklich dort ein. Aber selbst hier war es nicht sicher, denn eine heimliche Kabale wußte den Frankfurter Pöbel wider ihn aufzuwiegeln, und er mußte sich auf einige Zeit aus der Stadt entfernen, um sich der Pöbelmuth zu entziehen. Da einige Kurfürsten zu verstehen gaben, daß sie geneigt seyn, ihm Deutschlands Krone aufzusetzen, so arbeitete die protestantische Union in Deutschland mit äußerster Anstrengung daran, dieses zu hintertreiben; man machte ihm das Stimmrecht als Kurfürst streitig, und unterließ weder List noch Versprechungen, diesen Endzweck zu erreichen. Einige der unirten Stände hatten einen solchen Haß auf ihn geworfen, daß

sie sich vernehmen ließen: lieber den Türken, ja sogar den Teufel zum Kaiser zu machen, als ihn." Aber vergebens war ihr Streben; wo Gott will, vermag menschliche Kraft nichts. Ferdinand wurde durch die entschiedenste Stimmenmehrheit zum Kaiser ernannt und auch gekrönt.

Er hatte jetzt die Erfüllung seines höchsten Wunsches erreicht; denn an Tag gegeben wurde durch diese Wahl das unverdächtigste Zeugniß von der Würdigkeit seiner Person, und der Gerechtigkeit seiner Sache. Allein, dieses konnte auf die durch Leidenschaften erhitzten, und durch böshafte Kunstgriffe irregeführten Gemüther der Böhmen keinen Eindruck machen, sie eilten vielmehr das Maas ihrer Ungerechtigkeiten gegen ihn zu füllen, und erklärten ihn auf einer Reichstagsversammlung, als einen Feind der böhmischen Religion und Freyheiten, ihrer Krone verlustig. Sie schritten ohne weiters zu einer neuen Wahl, in welcher nach einigen Zänkereyen zwischen den Evangelischen und Kalbinern, diese als die schlauern, den Sieg davon trugen, und somit einen Fürsten ihrer Religion, den Kurfürsten Friedrich den Fünften von der Pfalz, der es schon vorher darauf angelegt hatte, zum König von Böhmen erwählten. Zu gleicher Zeit erklärten sie auch alle diejenigen, welche sich gegen diese Wahl setzen, oder widerwärtig bezeigen, hievon übel sprechen, oder aber andere mit Worten oder That abwendig machen, oder sich mit dem Kaiser in irgend eine Verbindung einlassen würden, als Feinde des Landes

und Friedensförder, welche Hals und Gut verwirrt haben sollen. Friedrich erschien, wurde mit beispiellosem Pomp zu Prag gekrönt; Böhmen, Schlesien, Mähren und Lausitz huldigten ihm, und Dänemark, Schweden, Holland, Venedig, nebst einigen deutschen Fürsten erkannten ihn als König. Er selbst schickte sich an, seinen Raub zu behaupten, durch Bündnisse sich zu stärken, und den Kampf mit Ferdinand zu beginnen.

Schon vorher hatten alle Protestanten der deutschen Erbländer sich in eine allgemeine Conföderation mit den Böhmen eingelassen; jetzt trat diesem Bunde zu Gunsten Friedrichs auch Gabriel Bethlen bei, ein verschmitzter ehrstüchtiger Mann, ein abgesagter Feind der Katholiken, ein getreuer Freund der hohen Pforte, durch deren Hilfe er seinen rechtmäßigen Herrn, dem Gabriel Bathori, das Fürstenthum Siebenbürgen entriffen hatte, und also Usurpator, wie Friedrich, war. Ein allgemeiner Ungrief auf Oesterreich und Hungarn wurde verabrebet; Bethlen und die Böhmen sollten ihre Heere vereinigen, und sich vor Wien die Hände bieten. Bethlen brach schnell mit einer fürchterlichen Macht in Oberungarn ein, alles unterwarf sich ihm, weil man zu keinem Widerstande gefaßt war, und er empfing die Krone Hungarns zu Preßburg. Ferdinand erhielt noch zeitlich genug Nachricht von dem Anzuge der Feinde, er eilte nach Wien, war aber kaum dort angelangt, als schon die Feinde aller Orten anrückten.

anrückten. Wien zitterte, Bouquoi eilte aus Böhmen zum Beistande herbei, ihm folgten die Böhmen auf dem Fuße nach, und mit ihnen vereinigten sich zwölftausend Siebenbürger, die Hauptstadt wurde eingeschlossen, denn Bouquoi konnte es nicht hindern, weil er war geschlagen worden, und nur auf seine Erhaltung denken mußte. Ferdinand besand sich also jetzt das zweytemal am Rande des Verderbens, und es schien, als habe er nur die Kaiserkrone empfangen, um die böhmische und hungarische zu verlieren, allein auch aus dieser Gefahr rettete ihn die Vorsicht des Ewigen. Die belagernde Armee fieng an durch Mangel an Lebensmitteln und rauhe Witterung sehr große Noth zu leiden, und somit kehrten die Böhmen nach Hause; Bethlen erlitt eine große Niederlage in Hungarn, die ihn gleichfalls zwang, seine Truppen zurückzurufen, und so wurde Ferdinand wieder frey.

Sar bald änderte sich jetzt alles zu seinem Vortheile, er arbeitete vor andern daran, sich in Oesterreich sicher zu stellen, weßwegen er den niederösterreichischen Ständen ihre Privilegien bestätigte, worauf sie ihn huldigten; wer es nicht that, wurde als Hochverrätther angesehen, und da dieses Lasters beinahe keiner schuldig seyn wollte, so unterwarfen sich fast alle ohne Unterschied der Religion. Da aber Friedrich von der Pfalz eigentlich der Hauptfeind war, so suchte sich Ferdinand jetzt vorzüglich wider ihn zu rüsten. Er hatte den Erzherzog Maximilian

von Bayern, und alle Fürsten der katholischen Ligue für sich genommen, besonders da er jenem in einem besonderen Vertrage den Ersaz aller Kriegskosten versprochen, und ihm zum einstweiligen Unterpfande seines Versprechens das Land ob der Ens überließ, diesen aber auf das nachdrücklichste vorstellte, welcher Gefahr nicht nur die katholische Religion, sondern ihre eigene Existenz ausgesetzt sey, wenn sie noch länger den Fortschritten der protestantischen Union, deren Haupt Friedrich war, gleichgültig zusehen würden. Spanien stimmte der kaiserliche Gesandte, Graf Rhebenhüller zur Theilnahme an der Fehde, daß es Geld gab, und von den Niederlanden aus die Rheinpfalz anzugreifen beschloß. Kursachsen und Hessendarmstadt ergriffen gleichfalls Ferdinands Parthey, und mit Bethlen wurde ein Waffenstillstand geschlossen. Die Ligue trat demnach unter ihrem Haupte, dem Herzoge Maximilian von Bayern, für Ferdinand; die Union für Friedrich zum Kampfe auf. Allein Frankreich legte sich ins Mittel, und bewirkte zwischen der Ligue und Union einen Frieden, worinn ausdrücklich bedungen wurde, daß die Union dem Kurfürsten Friedrich in Böhmen nicht beistehen, und ihre Hilfe nicht über die Pfalz erstrecken soll. Also gieng die Union zurück, und Maximilian von Bayern fiel mit seiner Armee wie ein Blitz rasch und schnell über das aufrührerische Land ob der Ens her, und zwang es zum Gehorsame Ferdinands. Hierauf rückte er in Verbindung mit dem österreichischen Heerführer Bouquoy nach Böhmen, und unterwarf sich alles bis vor die Thore von Prag.

Von der Oberpfalz kam nun auch mit spanischen Völkern Spinola, alle vereinigten sich, und lieferten dem Kurfürsten Friedrich ein blutiges Treffen am weissen Berge, siegten, und Friedrichs und Böhmens Schicksal war entschieden, Friedrich entfloß, mit ihm der größte Theil der ansehnlichsten böhmischen Nobellen, Prag ergab sich seinem rechtmässigen Herrn, der Hauptstadt folgten die übrigen Städte. Die Stände huldigten ihrem Monarchen ohne alle Bedingungen, und nach ihrem Beispiele bequemen sich auch die von Mähren, und späterhin die Schlesier zur Unterwürfigkeit. Diese hatte der Kurfürst von Sachsen bezwungen, und gehindert, daß sie dem Kurfürsten Friedrich nicht beispringen konnten. Der Markgraf Johann Georg von Brandenburg, Herzog zu Jägerndorf, das Haupt der schlesischen Aufrührer, mußte gleichfalls flüchtig gehen, und der Kurfürst zu Sachsen erhielt die Lausitz als Pfand seiner bei diesem Feldzuge ausgelegten Kosten.

Ferdinand war endlich wieder Herr all dieser Länder, und zwar mit größerer Gewalt, als seine Vorfahren, denn er hatte sie erobert, und ohne Bedingung jetzt die Huldigung erhalten. Er hielt jetzt einen Kurfürstentag, auf welchem Friedrich der Fünfte, der Markgraf Johann Georg von Brandenburg, Herzog von Jägerndorf, Christian Fürst von Anhalt, und Friedrich, Graf von Hohenlohe, als Feldherrn und Helfer Friedrich des Fünften in die Reichsacht erklärt wurden, weil sie sowohl den Religions- als

Landfrieden gebrochen, und somit schon durch diese That selbst vermög der Reichskonstitution in den Reichsbann gefallen waren, weil sie ferner dem Kaiser nicht nur als König von Böhmen, sondern auch als Kurfürsten und deutschen Reichsmitstände seine Länder entrißen, die rebellischen Unterthanen des Erzherzogs zu Oesterreich unterstützt, und seine Länder verwüstet hatten. Die Vollstreckung der Reichsacht wurde dem Herzoge von Bayern und dem Könige von Spanien, als Besitzer des burgundischen Kreises, aufgetragen. Zwar hatten Kursachsen und Brandenburg gemeint, daß Friedrich der Fünfte vorgeladen, und wider ihn ein förmlicher Prozeß eingeleitet werden soll, allein dieser Meinung waren die geistlichen Kurfürsten nicht, und Ferdinand glaubte mit ihnen, daß es keiner solchen Formalität bedürfe, weil des Kurfürsten von der Pfalz gewaltthätiges Unternehmen, so wie seiner Helfer, ohnedieß jedermannlich vor Augen liege, durch sie der Landfrieden so wie der Religionsfrieden gestöhret worden sey, und sie eben deswegen mit der That von Recht in des Kaisers und des heiligen Reichs Acht gefallen seyen. Es schien nun wieder alles ruhig zu werden, die unierten Reichsstände näherten sich wieder ihrem Oberhaupte, man fieng sogar für Friedrichs Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser an, wozu dieser sehr bereit war, allein ein Glückritter, wie ihn Schiller nennt, Ernst Graf von Mansfeld, nährte die Klamme des Krieges so lange, bis ganz Europa lichterloh brannte.

Ein von den Rebellen mißhandelter Fürst, wenn er Sieger wird, hat das Recht die Besiegten so zu demüthigen, daß die Wohlfart des Staats von ihnen nichts mehr zu befürchten hat. Man kann ihm hiebei keine Gesetze vorschreiben, auch nicht sagen, wie weit er gehen dürfe. Allein Ferdinand schrieb sich bei seinem Siege selbst die Gränzlinie vor; er wollte durch die Strafe weniger viele von gleichem Verbrechen abschrecken, und die übrigen schonen. Er wollte gerecht, nicht aber nach aller Strenge verfahren. Nach einigen Monaten erst setzte er eine Kommission aus Böhmen und Deutschen zusammen, die unter dem Vorſiße des Fürsten von Lichtenstein die Haupt-Räbelsführer und strafbarsten Rebellen vorladen, und zur Verantwortung ziehen mußte. Wer auf die Vorladung nicht erschien, wurde der verletzten Majestät und des Hochverrathes schuldig erklärt, sein Vermögen eingezogen, und sein Namen an den Galgen geschlagen. Von denen, die man in Verhaft brachte, und einer besondern Theilnahme an dem Aufstande überführen konnte, wurden einige wenige auf ewig, andere aber auf bestimmte Zeit ins Gefängniß gelegt; nur die Direktoren, weil sie eigentlich den Aufruhr angefangen, geleitet, und das ganze Reich und die damit vereinigten Provinzen ins Unglück gestürzt hatten, wurden zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Sie starben fast alle ohne Reue über ihr Verbrechen zu bezeugen. Verschieden fiel das Urtheil der Welt über diese Hinrichtung aus, je nachdem jemand zu einer Parthey gehörte. Einige sahen in den Hinge-

richteten nur die Strafe für gerecht; andere setzten sie in die Zahl der Martyrer für Vaterlandsfreiheit und Religion; und wieder einige hielten sie für bloße Fanatiker, denen die Köpfe schwindelten, die von Vourtheilen, Leidenschaften und allerhand Hirn-
gespinnsten verblendet und hingerichtet das Opfer ihres eigenen Unsinnnes geworden seyen. Noch andere gab es, welche der Meinung waren, daß diese Bestrafung der Schuldigen zur Unzeit vorgenommen worden sey, weil deswegen ganz leicht sowohl Böhmen als Deutschland neuerdings in Bewegung gesetzt, die Freunde des Kaisers ihm abgeneigt, die noch nicht Besänftigten mehr erbittert, und dem Kaiser noch mehrere Feinde auf den Hals geladen werden möchten.

Ferdinand hatte, während die Strafe an den Schuldigen zu Prag vollzogen wurde, eine Wallfahrt nach Maria Zell in die Steyermark verrichtet, daselbst sehr kostbare Geschenke geopfert, und abermals sein Gelübde, die katholische Religion in seinen deutschen Erbländern, in Böhmen und Hungarn herzustellen, erneuert, und nachdem er von dort wieder zurückgekommen, die Häupter der Rebellion bestraft waren, und sich dadurch allgemeiner Schrecken verbreitet hatte, befohlen, mit der gerichtlichen Untersuchung einzuhalten, und allen seine Gnade und Verzeihung anzubieten, die sich dieser würdig machen, und nicht hartnäckig in ihrem Ungehorsame verharren würden. Nur diejenigen, welche entweder Hofdienste oder andere Aemter bei Friedrich be-

kleidet, zum Kriege besonders beigetragen, oder sonst sich strafbarer als andere gemacht hatten, wurden nach Maßgabe ihres Verbrechens einigermaßen an ihrem Vermögen gestraft, ihnen ihr Unrecht verwiesen, und gedrohet, daß rechtlich wider sie werde verfahren werden, wenn sie sich in Güte nicht fügen würden. Zugleich wurden alle kalvinische Prediger, Lehrer, Schulmeister und sogenannte Pikarden des Landes verwiesen, ihnen die schärfsten Strafen angedrohet, wenn sie in einer bestimmten Zeit das Land nicht würden geräumt haben, und dieses geschah nicht wegen der Religion, wie die Feinde des Kaisers vorgaben, sondern, weil sie des Hochverrathes sich schuldig gemacht hatten. Aus den eingezogenen Gütern der Hingerichteten, Gefangensitzenden oder Flüchtigen wurde beiläufig eine Summe von drey Millionen Gulden erlöset; dieses Geld wurde theils zur Bezahlung der Truppen, theils zum Vortheile der Wittwen und Waisen, und endlich auch zur Abzahlung der auf den Gütern haftenden Schulden verordnet. Auch in Schlessien und Mähren wurden die Güter der Hauptschuldigen eingezogen, aber niemand mit dem Tode bestraft.

Indem eigentlich die Majestätsbriefe der Vorwand zum Aufstande seyn mußten, und vorzüglich die Prediger und Schullehrer das gemeine Volk aufgewiegelt hatten, unter dem Deckmantel der bedrückten Religion, so zerschnitt Ferdinand jene erzwungene Duldungsbriefe, hob die Religionsfreyheit auf, ließ aber dem Reiche seine politischen Vorrechte und Frey-

heiten unangefochten, und die Regierungsform ungekränkt. Uebrigens zielten alle neue Einrichtungen und Verordnungen dahin ab, die katholische Religion wieder einzuführen, den durch die Calviner zerstörten Gottesdienst derselben neuerdings emporzuheben, den vertriebenen Ordensleuten, und besonders den Jesuiten das Ihrige wieder einzuräumen, Einigkeit in den Glaubenslehren zu bewirken, und eben darum alle Stände zur katholischen Lehre zu verpflichten. Welche Verhaltungsregeln er bei diesem Reformatiöngeschäfte vorgeschrieben, und wie er alles dabei geleitet haben wollte, läßt sich aus seinen eigenen hierüber erlassenen Verordnungen am deutlichsten ersehen. Uebrigens ist es ausgemacht, daß er unerschütterlich fest auf seinen Zweck arbeitete, und sein Bemühen auch mit ganz gutem Erfolge gekrönt sah, ob es gleich einer Seits politisch genommen nicht vortheilhaft für die Landeskultur schien, indem sehr viele Landleute und Bürger mit ihren Familien auswanderten, und ihre Häuser, Höfe und Güter zurücließen.

Indem der Kurfürst von Sachsen ein Freund des Kaisers war, und durch seinen Beistand im böhmischen Kriege sich um denselben verdient gemacht hatte, so kam jetzt Ferdinand bei seinem Reformatiönswesen in Böhmen in einige Verlegenheit. Er wünschte nicht nur die reformirten Prediger, und die anderer Religionspartheyen, sondern auch die Lehrer der augsbургischen Confession aus seinem Reiche verbannt zu sehen, allein in Rücksicht dieser

leßtern sah er noch einige Zeit lang zu, erließ aber
 endlich doch einen Verbannungsbefehl wider sie. Der
 Kurfürst machte ihm ihrentwegen triftige Vorstel-
 lungen, und ersuchte ihn um ihre Duldung. Er
 schien zu wanken, und dem Kurfürsten zu Gefallen
 nachzugeben, allein jetzt trat der päpstliche Nuntius
 Caraffa auf, ließ anfänglich demselben durch den
 eifrigen Bischof, Johann Gottfried von Würzburg,
 und durch andere mächtige Personen Gegenvorstel-
 lungen thun, und trug ihm endlich selbst seine
 Gründe vor, warum er glaubte, daß die Prediger
 der augsburgischen Confession nicht geduldet werden
 sollen. Er sagte ihm in Kurzem, was sich über be-
 meldten Gegenstand mit Grund sagen ließ: „daß
 „nämlich keiner der protestantischen Fürsten, beson-
 „ders aber Sachsen, keine katholischen Priester dul-
 „de, keine Ausübung des katholischen Gottesdien-
 „stes gestatte; daß hierinn weder die Autorität
 „des Kaisers, noch die Bitten der Freunde, oder
 „irgend eine politische Rücksicht bei den protestan-
 „tischen Fürsten so viel zu bewirken vermöge, daß
 „sie auch nur im geringsten von ihrer unduldsamen
 „Strenge gegen die Katholiken nachließen. Es hät-
 „ten sich mit ihm schon viele verwundert und geär-
 „gert, daß die Katholiken so feigherzig seyen, und
 „sich in ihren Gebieten und Erbländern bald von
 „diesem, bald von jenem Fürsten, oder wohl gar
 „vom Pöbel Gesetze vorschreiben lassen, wie sie es
 „mit der Religion halten sollen.“ Durch diese Vor-
 stellung bewogen, blieb Ferdinand auf seinem Be-
 fehle, und die noch in Prag vorhandenen zwey ge-

buldeten Kirchen der augsbургischen Confessionsver-
 wandten wurden jetzt verschlossen, und die Prediger
 abgeschafft. Noch einmal machte der Kurfürst zu
 Sachsen Vorstellungen dagegen, sandte sogar einen
 seiner Vertrauesten an Ferdinand, der sich sowohl
 schriftlich als auch mündlich wegen der Vertreibung
 der Prediger beklagen mußte. Darüber kam beinahe
 der ganze kaiserliche Hof in Bewegung, und schien
 sich zum Vortheile der Prediger aus Rücksicht des
 Kurfürsten zu erklären. Dieses erregte bei Ferdi-
 nanden neue Bedenklichkeiten, allein abermals er-
 schien Carassa, und bat seine ganze Beredsamkeit
 auf, ihn standhaft zu erhalten; er stellte ihm vor:
 „daß er nicht glaube, daß der Kurfürst wegen einer
 „Sache, die ihn selbst wenig angehe, so sehr böse
 „seyn soll, es sey im ganzen deutschen Reiche kein
 „Fürst, welcher nicht wolle, daß seine Unterthanen
 „seiner Religion oder Secte zugethan seyn sollen,
 „und fast überall richteten sich die Unterthanen in
 „Rücksicht der Religion nach ihrem Landesherren, da-
 „her würde ein solches andere Fürsten am Kaiser
 „nicht Wunder nehmen, weil sie in ihren Gebieten
 „ein gleiches thäten.“ Der Kaiser zeigte ihm nach-
 denkend das Schreiben des Kurfürsten, und der Kar-
 dinal führte dagegen seine ferneren Gründe an.
 Nun hielt der Kaiser Rath über diesen Gegenstand,
 aber der Nuntius hatte die Rätthe schon unterrich-
 tet, und somit fiel der Entschluß dahin aus, daß
 Se. Majestät auf Ihrem Befehle verharren möch-
 ten. Es wurde dem Kurfürsten geantwortet, er
 möchte nach Regensburg kommen, wohin der Kai-

fer ebenfalls auf dem Wege war, und wo man mit ihm mündlich über den bemeldten Gegenstand handeln wolle.

Der Nuntius hatte also wieder gesiegt; er zeigte dem Kaiser etwas später ein Schreiben eines sächsischen Ministers, worinn dieser seinen am kaiserlichen Hofe befindlichen Bruder geschrieben hatte: Der Kurfürst sey wegen der Vertreibung der Prediger eben nicht so sehr erzürnt gewesen, er habe sie nicht so hoch geachtet, daß er ihrentwegen irgend eine Unruhe anzufangen beschloßen; er habe zu Gunsten der Protestanten und seiner Religion etwas thun müssen, damit er sie nicht zu vernachlässigen scheine, und wenn seine Gesandten darauf gedrungen hätten, daß jene wieder eingesetzt werden möchten, so hätten sie doch den Auftrag gehabt, wenn der Kaiser auf dem Gegentheil bestehen sollte, nachzugeben, wenn nur ein gleiches nicht in Schlesien geschehe, und von der Rückgabe der Lausitz keine Rede sey. Aber noch war der Kaiser über den bemeldten Punkt nicht ganz beruhigt, besonders da es immer noch einige gab, welche auf die Zurückrufung und Duldung der angeburgischen Confession aus politischen Gründen riefen, und alle Mühe anwendeten, daß es nicht geschah. Endlich gab der Bischof von Würzburg der Sache den Ausschlag, indem er zum Kaiser sprach: „Wenn hier und dort Gefahren sind, und es scheint, daß hier Gott, „und dort die Menschen beleidigt werden, so halte „ich es für besser, in die Hände der Menschen, als

„des lebendigen Gottes zu fallen, aus welcher weder wir, noch ein anderer Eure Majestät befreien können.“ Diese Worte hatten ein solches Gewicht beim Monarchen, daß er auf seinem Vorsatze beharrte, und neuerdings dem böhmischen Statthalter Befehle zuschickte, in der angefangenen Reformation eifrig fortzufahren.

Das Glück und Elend vieler Millionen Menschen und selbst das Schicksal Deutschlands würde in Ferdinands Händen gelegen seyn, und auf dem Entschlusse beruhet haben, den er nach der Besiegung des Kurfürsten Friedrichs und der böhmischen Rebellen nehmen würde, wäre es in seiner Macht gestanden, den Krieg gänzlich zu endigen. Allein Mannsfeld, Friedrichs Felbherr, legte die Waffen nicht ab; er durchstreifte von der Gränze Böhmens an Deutschland, gieng über den Rhein, und fieng an, Elsas zu plündern, sein Heer bis auf zwanzigtausend Mann zu verstärken, und dadurch die gesunkene Hoffnung des flüchtigen Kurfürsten wieder zu erhöhen, der auch, als er das gute Kriegesglück des Mannsfeld sah, wieder aus Holland nach der Pfalz zurückkam, wodurch sich die Friedensunterhandlung zerschlug, und der Krieg wieder begann. Wirklich war es an Mannsfeld, dem Friedrich sein ganzes Unglück und Verderben, und Deutschland die schreckliche Plage des dreißigjährigen Krieges zuzuschreiben hat, denn wäre dieser Mann nicht unter den Waffen geblieben, so hätte weder die Ligne noch Ferdinand Ursache gehabt, noch länger die Waffen

in den Händen zu behalten. Auf Mannsfeld gründete Friedrich seine Hoffnung, auch England sieng an, ihn zu unterstützen; Dänemark wurde gleichfalls thätig für ihn; Bethlen drang wieder an Oesterreichs Gränzen vor, und der alte Graf Matthes von Thurn, und die geächteten Flüchtlinge Böhmens sammelten sich wieder unter Friedrichs Fahnen. Georg Friedrich, Markgraf zu Badenburlach, ein Unionsglied, zog auch ein auserlesenes Kriegsvolk zusammen, um es dem geächteten Friedrich zu Hülfe zu führen, und der Vertheidiger einer schlechten Sache zu werden. Gereizt durch das Beispiel Mannsfelds erhob sich auch in Niederdeutschland ein ähnlicher Abentheurer, der, ohne ein eigenes Land zu besitzen, ohne Geld zu haben, ein Kriegsheer errichten und anführen wollte. Dieser war der Herzog Christian zu Braunschweig Wolfenbüttel, Präbendar von Halberstadt, ein kühner, feuriger, wilber und schwärmerischer Mann. Er hatte sich vorgenommen, unter dem Vorgeben, deutsche Freyheit zu schützen, sich und sein Heer durch die reichen Bisthümer und Abteyen der Katholiken in Niederdeutschland und am Rheine fett zu machen, und ein eigenes Land zu erringen; diesernach machte er allen, die sich unter seine Fahne begeben würden, die glänzendsten Versprechungen, und zeigte ihnen die reich zu machende Beute. Gar bald hatte er auch ein Kriegsheer beisammen, und begann seinen Heldenlauf mit Plünderung der Klöster und Kirchen, und schonte selbst die Gebiete seiner Glaubensgenossen nicht. Allein alle diese Helden wurden nach einan-

der von den Liguisten General Tilly bei Wimpfen, Höchst, und im Elſaſe geſchlagen, vom Kriegeschauplatz verdrängt, und die Länder des Pfalzgrafen und Kurfürſten Friedrichs kamen in die Hände der Sieger. Bethlen ſchloß abermals Frieden, und ſo war Friedrichs Lage jezt elender als zuvor.

Nun lud Ferdinand die Kurfürſten und Fürſten zu einem Collegialtage nach Regensburg ein, wohin er ſelbſt kam, in der Abſicht, auf den Herzog aus Bayern, ſeinem treuen Freund die Kurpfalz zu übertragen. Er wurde zu dieſem von dem Pabſte vorzüglich aufgefordert, und hatte ſchon einige Zeit darangearbeitet, beſwegen auch den König von Spanien zur thätigen Mitwirkung erſucht, ſeine Schreiben wurden aber aufgefangen, und ſeine Abſicht verrathen. Jezt arbeiteten England, Dänemark und die proteſtantiſchen Fürſten Deutschlands ſeinem Endzwecke entgegen, aber eben dieſes machte ihn entſchloſſener, denſelben zu erreichen, wozu ihm die Gelegenheit jezt die vortheilhafteſte ſchien, da er all ſeine Feinde gedemüthigt hatte. Er wollte dadurch der katholiſchen Religion einen weſentlichen Dienſt erweiſen; ſein dem Herzoge von Bayern gegebenes Wort erfüllen, und zeigen, daß er ſtandhaft ſey, ungeachtet ſeine Feinde ſein Geheimniß entdeckt hätten. Biſher hatten die Proteſtanten gleiche Stimmen bei dem kurfürſtlichen Collegium, ſobald Böhmen nicht bei der Verſammlung erſchien. Durch den Eintritt von Bayern in die Stelle des Pfälzers bekamen die Katholiken wieder die Mehrheit, und

dieses war es, was der Pabst, Ferdinand und die katholischen Kur- und Fürsten wünschten. Aber eben darum sträubten sich die protestantischen auswärtigen Mächte und deutschen Stände dagegen, es war ihnen nicht um Friedrich, sondern um ihre eigene Sache zu thun; es war demnach Kampf der Partheyen, und Ferdinand siegte für die Katholiken. Der Herzog Maximilian von Bayern wurde feyerlich, jedoch nur für seine Person, mit der pfälzischen Kur belehnt, den Kindern und Seitenverwandten des Kurfürsten Friedrich des Fünften hingegen wurden ihre Ansprüche und ihre Rechte vorbehalten.

Die Entsetzung Friedrichs und Uebertragung der Kurwürde an Bayern wurde von den Protestanten als ein eigenmächtiger Eingriff des Kaisers in die Reichsverfassung angesehen, besonders da Kursachsen und Brandenburg dazu, wenigstens für den Augenblick, nicht einwilligten. Allein die katholischen Kurfürsten und auch Hessendarmstadt hielten es für Recht, so wie Ferdinand selbst, und ihre Gründe waren: weil der Kaiser der angegriffene und beschädigte Theil; weil mit ihm viele katholische Stände durch den erneuerten Krieg Friedrichs und seiner Freunde; durch Gewaltthätigkeiten und Plünderungen sehr vieles gelitten; ein großer Theil deutscher Länder durch sie verheert, und sie nicht eher ruhten, bis sie gänzlich verjagt worden seyn. Der Sieger sey befugt, alle jene Mittel anzuwenden, welche ihm zur Entschädigung dienen, und ihn und das Reich

für die Zukunft vor dergleichen Gewaltthätigkeiten sicher stellen könnten. Zudem sey ja Maximilian vom nämlichen Hause; die Gerechtsame und Ansprüche der Kinder und Seitenverwandten des Kurfürsten Friedrichs seyen vorbehalten; das regierende Kurhaus Sachsen habe ebenfalls seine Würde der Absetzung des Kurfürsten Johann Friedrichs und seiner Linie zu verdanken.

Man zog dabei noch in Betracht, wenn der Pfalzgraf wieder in all das Seinige eingesetzt werden, und ungestrast bleiben sollte, man wegen der Straflosigkeit seines Verbrechens im Reiche nicht wohl beisammen bleiben könne, weil dadurch anderen zur bösen Nachfolge Ursache gegeben würde; daß der Kaiser ungemeinen Schaden unverschuldet erlitten, große Kosten gehabt, und alles dieses, den Rechten und der Reichsverfassung zuwider, habe tragen müssen; da hingegen der Pfalzgraf ohne Noth und Befugniß unverantwortlicher Weise solche Uebel und Unheil seinem von Gott vorgeordneten Oberhaupte und Reiche verursacht, und mehrentheils selbst zugefügt hätte, daß er die angebotene Gnade ausgeschlagen, treuen Warnungen kein Gehör gegeben, sich und sein Verbrechen nicht erkennt, sondern immerfort in seinem Ungehorsame verharrt, und auch niemals das geringste Zeichen eifer Reue von sich gegeben, sich nicht unterworfen und um Gnade gebeten, daß endlich sein General Mannsfeld fortfahre, in seinem Namen die Feindseligkeiten auf dem Reichsboden gegen

gegen die gehorsamen Stände ohne Unterschied der Religion auszuüben, wodurch genugsam bestätigt werde, daß Friedrich nicht in Güte, sondern mit Waffengewalt sein Vorhaben ausführen wollte.

Nachdem Ferdinand durch den Beistand der katholischen Ligue überall glücklich wider seine Feinde gewesen war, so würde Deutschland und er bald der Ruhe haben genießen können, hätte nicht noch der alte Aufwiegler und Unruhestifter, Matthes von Thurn, gelebt, und an einem neuen Kriegsentwurf gearbeitet, welchen der unruhige Gabriel Bethlen und Christian von Braunschweig ausführen sollten. Man wollte sich in Böhmen vereinigen, und von da aus den Kaiser wieder in seiner Residenz bekriegen. Nachdem zu diesem Vorhaben alles veranstaltet schien, brach Bethlen mit seiner Armee in Mähren ein, und sah der Ankunft Christians entgegen. Dieser hatte in Eile eine Armee zusammengerafft, und kam nun wieder durch die Reize der Gattin des vertriebenen Kurfürsten, Friedrich des Fünften, begeistert, auf den Schauplatz, spielte aber seine Feldherrenrolle so schlecht, daß er von dem ligistischen General Tilly bei Stadtlaa aufs Haupt geschlagen, sich zurückzog, und dem Bethlen die Hauptrolle allein überließ. Dieser wollte aber nicht allein bleiben, verließ Mähren, und schloß wieder einmal Frieden mit Ferdinand. Nun stand kein Feind mehr wider Ferdinand im Felde, und der Friede schien ihm zu lächeln. Er benützte diese Gelegenheit zur

Wohlfahrt und vollen Beruhigung seiner Länder. Die Kröper und Wipper hatten beinahe alles Geld verschlungen, das Münzwesen war in äußerste Zerrüttung gerathen, der Gehalt des Geldes beinahe vernichtet. Er verbesserte dieß, und half der Unrichtigkeit nach Billigkeit ab, erneuerte den Waffenstillstand mit den Türken, reformirte zu Wien in und außer der Stadt, wie auch in ganz Oesterreich, entsetzte die evangelischen Prediger und Schulmeister aus dem Lande, und hieß die Katholiken einpor. Er setzte auch seine Familienangelegenheiten auseinander, und brachte alles mit seinen Brüdern, den Erzherzogen Leopold und Karl, in Ordnung, gab diesem die Markgrafschaft Burgau und zwey Fürstenthümer in Schleen sammt dreißigtausend Gulden jährlichem Zuschusse, und bekam dessen Antheil von den Vorlanden, jenem überließ er Tyrol und die Vorlande: beidertheils seinen eigenen Prinzen, Leopold Wilhelm, zum Bischofe der durch Leopold abgezeigten Bisthümer Straßburg und Passau, und ward für Ferdinand Ernst, seinem Kronprinzen, um die Infantin, Donna Maria, beim Könige von Spanien. Endlich gab er auch den im Kriege mit Friedrich gefangenen Generalen desselben, den Fürsten Friedrich, Herzog von Sachsen Altenburg, der bald wieder sein gegebenes Wort brach, und wider ihn tritt, und dem Prinzen Christian von Anhalt die Freiheit. Diesem begegnete er mit vorzüglich annehmender Hochachtung, weil dessen Vater sein an Ferdinand verübtes Unrecht erkannte. Er lud ihn an seine Tafel, und behandelte ihn so

edel, als wären die Fürsten von Unhalt immer seine vorzüglichsten Freunde gewesen. Er schien vergessen zu haben, daß sie es waren, welche es darauf angelegt hatten, ihn vom Throne zu stürzen, und Oesterreich aus Religionshaß zu vertilgen.

Der Kaiser glaubte sich seiner Feinde entledigt zu haben, allein er täuschte sich. In einem Winkel von Holland arbeiteten Friedrich und Mannsfeld, und in einem andern im niedersächsischen Kreise Christian von Braunschweig an neuen Projekten, ihn und das Reich in neue Kriege zu verwickeln, und Tod und Verderben über Deutschland zu bringen. Frankreich, England, Venedig, Savoyen, Schweden, Holland, Bethlen und Dänemarks Christian, wurden die neuen Schutzheiligen Friedrichs des Fünften. Im niedersächsischen Kreise wurde zu Lauenburg ein Kreistag gehalten, und durch Intriguen und allerhand Mittel die Stimmenmehrheit erzwungen, daß man sie zur Schüzung der deutschen Freyheit und der augsburgischen Confession wider die ligistische Armee rüsten müsse, unter später Versicherung, daß diese Rüftung nicht wider das Reich und den Kaiser abgesehen sey. Ferdinand merkte die Absicht, schrieb einen allgemeinen Reichsdeputationstag aller Reichsstände nach Ulm aus, um darauf durch gültliche Mittel dem ausbrechenden Uebel abzuhelpen; allein die niedersächsischen Stände wurden gehindert, dabei zu erscheinen. Man wählte den König Christian den Vierten von Dänemark zum Kriegsober-

sten, und ernannte ihn zum Feldherrn desselben. Als die Fehde dem Ausbruche nahe kam, wurden Schriften von beyden Seiten gewechselt, ein Waffenstillstand von der kaiserlichen Parthey angesucht, zugleich aber auch verlangt, daß Mannsfeld aus dem Lande abgeschafft werden möchte.

Mannsfeld, so wie Christian von Braunschweig, hatten kurz vorher beim Kaiser Pardon begehrt, und er wurde ihnen, wie sie wünschten, gewähret, aber dieses fruchtete nichts, denn Christian von Dänemark und seine Freunde wollten Krieg. Der Waffenstillstand wurde von ihm nur auf eine kurze Zeit zugestanden, daß er wohl voraus sehen konnte, man könne in dieser nicht zum friedlichen Vergleiche kommen, und wegen Mannsfeld wurde erwiedert: er sey in englisch-französischen Diensten, der jetzt dem Kreise zu Hilfe gekommen, und den man folglich nicht abschaffen könne. Kurz, einige unruhige Köpfe wünschten Krieg, und bedienten sich zu ihrer Absicht, wie es Billy öffentlich schrieb, des Königs von Dänemark, der gleichfalls seinen Vortheil dabei suchte. Die deutsche Freyheit und die Aufrechthaltung der augsburgischen Confession, die doch nicht angefochten wurde, mußten der Deckmantel seyn, diesen neuen Krieg zu bemänteln, der eigentlich den schwedisch-französischen zur Folge hatte. Ganz Deutschland sah erstaunt nach dem niedersächsischen Kreise hin, und wußte sich nicht sogleich bei diesem unermutheten Ereignisse zu fassen; selbst im Kreise protestirten einige Stände wider die mächtige Bewaff-

nung, und Christian von Braunschweig Lüneburg, auch ein Protestant, blieb treu dem Reich und Kaiser. Nirgends also schien Deutschlands Freyheit, und die augsbургische Religions-Confession unterdrückt, und in Gefahr, als in Niedersachsen, wo der jüngere Christian von Braunschweig, der zweymal besiegte Held, sich befand, und welchen sammt dem Mannsfeld zu beobachten, sich der ligistische General Tilly an die Gränzen gestellt hatte. Eine Kriegsmacht von sechzig tausend Mann kam also in Niedersachsen zum Vorscheine, wobei Mannsfeld die englischen Hilfsvölker, Christian von Braunschweig die Kreistruppen, und der König von Dänemark sein eignes Volk anführen sollte. Ferdinand hatte durch Unterhandlungen, Ermahnungen und alle mögliche Mittel dem Kriege vorbeugen wollen, aber vergebens. Die Feindseligkeiten fiengen an, und er mußte den neuen Kampf bestehen, so schwer und heinahe unmöglich es ihm auch fiel. Die Ligue hatte ihm bisher ihre Kräfte getreulich gewidmet; er konnte sie jetzt nicht ihren Feinden opfern, besonders, da es auch ihm galt, und man den Pfälzer wieder zu erhöhen, ihm aber seine eigenen Länder neuerdings zu entreißen, die Absicht hatte. Allein, seinen Zweck auszuführen, und sich standhaft zu behaupten: hiezu brauchte er Truppen und Geld, und dieses mangelte ihm. Seine Staatskassen waren leer, ein großer Theil seiner Länder war durch seine Feinde verödet worden, seine Kammergefälle waren verpfändet, und die Einkünfte seiner innerösterreichischen Provinzen reichten kaum zu, seinen Hof- und

Civilstaat zu unterhalten. Aus dieser gebrängten Lage rief ihn plötzlich ein Mann, der ähnlich einem flammenden Meteor am deutschen Horizont erschien, und aller Menschen Augen auf sich zog. Dieser seltene Mann war Wallenstein, ein Böhme von einem alten edlen Geschlechte, einem vielumfassenden Geiste, gleich groß als Staats- und Kriegsmann, dessen Ehrsucht aber unbegränzt, und dessen erregte Leidenschaften kein Ziel kannten, der im Besitze eines unermehlichen Vermögens war, und durch astrologische Träume verblendet, sich schmeichelte, dereinst eine Königskrone zu tragen. Dieser bot sich jetzt an, auf eigene und seiner Freunde Kosten eine Armee zu errichten, sie zu kleiden und zu nähren, wenn ihm erlaubt würde, sie bis auf fünfzigtausend Mann zu vergrößern.

Er hatte bei diesem Antrage auf glückliche Umstände gerechnet, und das Beispiel der beyden Parthengänger, Mannsfeld und Christian von Braunschweig, nachzuahmen beschlossen, welche ohne eigenes Vermögen dennoch Armeen erhielten, indem sie von Feinden und Freunden die größten Brandschatzungen erhoben, und ihre Soldaten durch Plünderungen bereicherten. Sein Erbieten wurde angenommen, man räumte ihm einige Kreise in Böhmen zu Musterplätzen ein, und gab ihm die Erlaubniß, die Offiziersstellen zu besetzen. Nach wenig Monaten hatte er zwanzigtausend Mann beisammen, und ehe er an der Gränze von Niedersachsen ankam, schon mit zehntausend sich verstärkt. Er wollte sich mit

dem sictifischen Generale Tilly nicht vereinigen, sondern allein handeln, um nicht durch jenen verdunkelt zu werden. Er fand seinen Gegner an Mannsfeld, welchem er ein blutiges Treffen an der Deßauer Brücke lieferte, und ihn besiegte. Nachdem sich nun hierauf Mannsfeld in dem Brandenburgischen wieder erholet, und dann auch in Schlesien eingeklungen war, eilte er ihm nach, jagte ihn nach Hungarn, und bewirkte, daß Bethlen sich wieder zur Ruhe gab, und dadurch die Eröländer gesichert wurden. Indessen wurde von Tilly auch Christian der Vierte von Dännemark bei Lutter am Borneberge geschlagen und gänzlich zurückgeworfen, worauf Wallenstein gleichfalls nach Niedersachsen kam, die Waffen des Kaisers siegreich machte, aber auch zu gleicher Zeit anfieng, diktatorisch zu herrschen, alles nach seiner Willkühr zu leiten, keinen Befehl des Kaisers mehr zu achten, nur dessen Namen und Auktorität zur Bemäntlung seiner willkührlichen Gewalt und seiner Expreßungen zu mißbrauchen; und durch seine Freunde und bestochenen Kreaturen am Hofe die wahre Lage der Dinge zu verbergen. Er schloß mit Dännemark einen für diese Krone sehr vortheilhaften Frieden, und machte nun den Entwurf, nicht den Kaiser, sondern sich zum Herrn der kaldischen See zu machen. Er belagerte eigenmächtig Stralsund, und gab dadurch Anlaß, daß Gustav Adolph sich in die deutschen Angelegenheiten zu mengen Gelegenheit fand. Ferdinand, der die Pläne seines glücklichen Feldherrn noch nicht durchsah, belohnte ihn für seine geleisteten Dienste kaiserlich,

erhob ihn zum Herzoge von Friedland, und belehnte ihn mit den Ländern der in die Reichsacht erklärten Herzoge von Mecklenburg. Diese Erhöhung hatte Wallenstein nur einigermaßen der Dankbarkeit des Kaisers, weit mehr aber jenen Großen bei Hofe, die von ihm bestochen waren, und dem Einflusse der Jesuiten, die er durch allerhand Lockspeisen an sich zu angeln wußte, zuzuschreiben.

Indem besonders die ligistische Armee in dem dänisch-niedersächsischen Kriege sich hervorgethan, die meisten Sieges-Lorbeeren errungen, und das reichsoberhauptliche Ansehen geltend gemacht hatte, so übergab jetzt Ferdinand dem Oberhaupte derselben, dem Erzherzoge Maximilian von Bayern, die obere Pfalz sammt den Ländern der unteren diesseits des Rheins, und bekam dafür sein für die böhmischen Kriegskosten verpfändetes Land ob der Ens wieder zurück. Da er immer tren, und fest nach seinen Grundsätzen handelte, alles auf Gott und die Religion bezog, so fieng er auch sogleich an, dieses zu reformiren. Indem sich aber dieses die Religions-neuerer nicht wollten gefallen lassen, so rotteten sie sich zusammen, besonders das Bauernvolk, und es entstand ein förmlicher Bauernkrieg, wobei es zu einigen sehr blutigen Gefechten kam, jedoch Pappenheims Tapferkeit trieb die Rebellen zu Paaren, und lehrte die Bauern einsehen, daß sie besser mit dem Pfluge, als mit dem Schwerdte umzugehen verständen. Nach und nach kam auch hier alles wieder zur Ruhe, und wenn schon nicht alle zur katholischen

Kirche zurückkehrten, so wichen sie doch den Zeitumständen, und fügten sich wenigstens dem Scheine nach den landesfürstlichen Verordnungen. Da nun auch in der Steyermark, Kärnthen und Krain sich wieder einige evangelische Prediger eingeschlichen hatten, und Proselyten machten, so gab Ferdinand den strengen Befehl, jeden Prediger, wenn er nicht sogleich das Land räumen, und ertappt würde, am nächsten Baum aufzuhängen. Keiner aber hatte Lust, die Märtyrerkrone seines Glaubens zu verdienen, sie verloren sich, und das Reformationsgeschäft schien hier für immer geendigt zu seyn.

Obgleich Ferdinand immer zu kämpfen hatte, so setzte er doch das Wohl seiner eigenen Familie nicht außer Augen. Er erwarb seinem Sohne, dem Erzherzoge Leopold Wilhelm, nebst den Bisthümern Passau und Straßburg auch das Bisthum Halberstadt, die Verwaltung des Erzbisthums Magdeburg, und die Abtey Hirschfeld bewirkte die Krönung des ältesten Prinzen, Erzherzogs Ferdinand, zum böhmischen und hungarischen König, und traf bei dieser Gelegenheit sehr vortheilhafte Einrichtungen zur Aufnahme und Kultur Hungarns. Er sorgte für genaue Befolgung der Geseze, für die Erhaltung guter Ordnung und der Heerstrassen, für ein gutes nachbarliches Vernehmen mit den Türken, um seine Unterthanen ihrer Streifereyen und Plakereyen zu entheben; für die Errichtung von Erziehungshäusern angehender Seelforger; für öffentliche Schulen zur Bildung der jungen Edelleute, und endlich für das

Ansehen des Regenten in diesem Felde. Mit einem Worte, er that alles, wodurch er sich die Liebe und Zuneigung der ganzen hungarischen Nation erwerben konnte.

Bei allen Kriegen, die Ferdinand selbst bestehen mußte, unterließ er doch nicht, auch seinen Freunden beizuspringen. Der König Siegmund der Dritte in Polen, der auch Schwedens König gewesen, aber von seinem Oheim Karl, mittelst der protestantischen Reichstände wegen seines eifrigen Katholicismus des Thrones mit entsetzt worden war, führte auch deswegen einen langwierigen Krieg mit dem Usurpator, und als dieser gestorben war, auch mit seinem Sohne und Nachfolger Gustav Adolph. Ferdinand, als ein mit Siegmund verschwägerter Fürst, sandte ihm ein zahlreiches Heer unter der Anführung des Generals Arnheim zum Beistande. Gustav wurde in Polen und auch in Preussen ziemlich in die Enge getrieben, mußte sich aber durch einen sechs-jährigen Waffenstillstand aus seiner Verlegenheit zu ziehen, wobei Frankreichs Minister Richelieu das Meiste beigetragen hatte. Gustav Adolph wünschte sich jetzt an dem Kaiser zu rächen, und lauerte nur auf einen günstigen Augenblick; dieser kam eher, als er erwarten konnte, nach dem mit Dänemark geschlossenen Frieden des Kaisers. Dieser ließ sich im Vertrauen auf seine bisher errungenen Siege von den katholischen Kurfürsten und anderen Reichständen, von den Händlern der Ligue und vorzüglich seinen Rathgebern den Jesuiten, bereben, ein Edikt

herauszugeben, kraft dessen den Reformirten die Ausübung ihrer Religion in Deutschland nicht gestattet, und alle unmittelbare und mittelbare Erz- und Bisthümer, Stifter, Klöster und andere geistliche Güter, deren sich die augsburgischen Confessionsverwandten Stände seit dem abgeschlossenen Religionsfrieden bemächtigt hatten, bei Strafe der Acht und Oberacht wieder herausgegeben werden sollten. Es waren allein zwey Erzbisthümer und zwölf Bisthümer auf diese Weise wider den ausdrücklich geistlichen Vorbehalt in ihre Hände gekommen, der vielen andern Stifter, Klöster und geistlichen Güter nicht zu erwähnen. Ferdinand glaubte hier nach aller Gerechtigkeit zu verfahren, weil die reformirte Religion ohnedieß noch kein Bürgerrecht in Deutschland erworben, und die augsburgischen confessionsverwandten Stände kein Recht hätten erwerben können, wider den von ihnen selbst im Religionsfrieden zugestandenen geistlichen Vorbehalt, Bisthümer und dergleichen an sich zu ziehen, oder die Katholiken ihres Gebiethes aus ihren Besizungen zu jagen, und zu verdrängen. Auch schien ihm, daß keine Verjährung bei dergleichen geistlichen Gütern Platz greifen könne, weil sie unrechtmäßiger Weise ohne einen gegründeten Rechtstitel erworben, niemals von seinen Vorfahren oder dem Reiche ihren Besizern bekräftigt, und von ihren Voraltern zum Dienste der katholischen, nicht aber der neuen Religion gestiftet worden sey. Dieses unglückliche Edikt, und daß Ferdinand mit Ernst auf dessen Vollziehung drang, mußte nothwendiger Weis die widrigsten Eindrücke

auf die Protestanten machen, und schlimme Folgen hervorbringen. In ganz Deutschland erscholl ein einhelliges Geschrey derselben, man wollte ihre Religion ausrotten, und wenn dieses geschehen seyn würde, auch die deutsche Freyheit vertilgen. Die durch sehr ansehnliche Kirchengüter bereicherten, und eben dadurch mächtig gewordenen protestantischen Stände fühlten nur zu sehr, daß durch die Herausgabe dieser Güter, ihr bisheriges Gewicht in Deutschland vermindert, und die Katholiken wieder erhöht werden müßten. Also sahen sie jetzt an dem Kaiser ihren abgesagtesten Feind, bewogen Himmel und Erde, schlossen einen gemeinschaftlichen Bund zu Leipzig zur Behauptung ihrer bisherigen Besigungen der geistlichen Güter, und wollten lieber ganz Deutschland allen Verwüstungen eines neuen Krieges und dem schrecklichsten Elende Preis geben, als ihrem Eigennutze ein Opfer bringen. Zwar hatte Ferdinand dabei einen höchst politischen Fehltritt gemacht, daß er sich zur Kundmachung des Ediktes entschloß, er konnte ganz leicht voraussehen, daß dadurch eine allgemeine Verbitterung und Verwirrung entstehen, und dann wieder neues Blutvergießen veranlaßt werden könnte. Allein, sein strenger Eifer für die katholische Religion, seine ungemeyne Ehrfurcht und Anhänglichkeit an die Geistlichkeit, seine gänzliche Ergebenheit an die Jesuiten, und seine Dankbarkeit gegen die Ligue, hinderten ihn, das Gefährliche seines Schrittes einzusehen, und hoben ihn über alle Bedenklichkeiten hinweg. Es war eigentlich dieses nicht des Kaisers, sondern

seiner und Deutschlands Feinde Werk. Der Plan hiezuvurde in Frankreich geschmiedet, und hatte den Kardinal Richelieu zum Urheber; dieser wollte Oesterreich stürzen, um Frankreichs Größe darauf zu bauen; er gab den boshaften Rath, daß man sich der Gottesfurcht und Frömmigkeit des Kaisers zu seinem und der Seinigen Falle bedienen, und die eifrigsten Geistlichen in Deutschland unvermerkt durch allerhand Ueberredungskünste anspornen soll, vom Kaiser die Herausgabe der nach dem passauischen Vertrage von den Protestanten an sich gezogenen geistlichen Güter zu begehren; Ferdinand werde dazu gewiß bereit seyn, weil er keinen größeren Eifer, als die Vermehrung der geistlichen Güter, des Gottesdienstes und anderen Gott wohlgefälligen Werke kenne. Ferner rieth er auch ein, man solle dem Kaiser das Gewissen eng zu machen, und ihn zum Mitleiden zu bewegen trachten, indem man ihm vorstelle, wie sein Kriegsvolk aller Orten sehr übel handle, sein General, der Herzog von Friedland, über alle Kurfürsten und Stände im römischen Reiche unbeschränkt herrsche, vieles Geld erpresse, aus anderer Leute Schweiß seine Größe unterhalte, und seine Anhänger stattlich belohne; wann nun dieses der Kaiser, als ein sehr mitleidiger und frommer Herr, fasse, dann solle man auf die Abdankung seines Generals und die seines Kriegsheeres, wo nicht ganz, doch auf einen Theil desselben antragen. Würde alles dieses gut eingeleitet seyn, so werde der Kaiser bei allen protestirenden Kurfürsten und Ständen auf einmal unversöhnlich verfeindet, und seine Waffen

für nichts bedeutend gehalten werden; dann solle Frankreich losbrechen, und seinem Zwecke gemäß handeln. Dieser auf die Grundsätze eines Machiavels gebaute Entwurf gelang, und wurde, wie sich gleich zeigen wird, auch ausgeführt.

Nachdem der Kaiser die allgemeine Unzufriedenheit der Stände vernommen hatte, setzte er eine Kurfürstenversammlung nach Regensburg an, der er selbst bewohnte. Auf dieser wollte er mit Ernste an der allgemeinen Beruhigung und Hebung aller Beschwerden der Stände arbeiten. Es erschienen bei diesem Kurfürstentage auch Gesandte aus Frankreich, um einen Krieg, der in Italien wegen Mantua entstanden war, beizulegen. Der Herzog von Nevers, der nächste Unverwandte des verstorbenen Herzogs Vinzenz von Mantua und Montferrat machte Anspruch auf das Herzogthum, weil jener keine Kinder hinterlassen hatte. Er nahm ohne weiters Besitz von diesem Herzogthume, ohne den Kaiser, als obersten Lehnsherrn, darum zu ersuchen, und ihm und dem deutschen Reiche die schuldige Lehnspflicht zu leisten. Ferdinand, zum Vergleiche mit Frankreich durch die Kurfürsten aufgefodert, bot willig die Hand, der Friede wurde geschlossen, und Nevers als Herzog anerkannt, dafür aber versprach Frankreich, keinen der Feinde des Kaisers und des Reichs auf irgend eine Art, es sey durch Geld, Rath oder That, Probian, oder sonstigermassen beizustehen. Diesen Frieden hatte vorzüglich ein berühmter Kapuziner, Pater Joseph, Richelieu's rechte Hand, bewirkt.

Wie aufrichtig es aber Frankreich dabei gemeint habe, bewies die Folge; als Gustav Adolph wider den Kaiser und das katholische Deutschland anzog, daher sagte Ferdinand auch oftmals, wenn er von diesem Frieden sprach: „daß ihn ein armer Kapuziner, durch seinen Rosenkranz entwagget, und in seine Kapuze, so enge sie auch sey, dennoch sechs Kurhürthe eingeschoben habe.“

Die französischen Gesandten, und besonders der erwähnte Pater Joseph, waren es, welche den vom Kardinal Richelieu geschmiedeten Plan jetzt im ganzen Umfange zur Wirklichkeit brachten. Durch ihre Kunstgriffe gewannen sie die Kurfürsten, Stände, und sogar die geheimen Räthe des Kaisers, und diese bewogen ihren gutmeynenden Monarchen, daß er 15 tausend Mann Kavallerie entließ, die bald hierauf beim Feinde Dienst nahmen, und endlich auch seinen einzigen großen und gesürchteten Feldherrn Wallenstein seiner Feldherrenstelle entthob, den einzigen Mann, der ihn zu retten fähig war, und dieses alles in dem Zeitpunkte, wo Frankreich mit den Schweden schon in Traktaten stand, und Gustav Adolph anforderte, nach Deutschland zu übersetzen, der sich auch durch die Gelegenheit und seine eigene Rache wider den Kaiser gereizt, sehr bereitwillig hiezu finden ließ. So triumphirten also, um sich der Ausrüde Edellere zu bedienen, Betrug und List über den Kaiser zu einer Zeit, wo man ihn in Deutschland allmächtig glaubte, und ehe ihn die Schweden im Felde schlugen, hatte ihn der Pater

Joseph schon unheilbar verwundet. Daß Ferdinand verrathen sey, sah Wallenstein deutlich ein, und er sagte zu den Abgeordneten desselben, die ihm seinen Kommandostab abzufordern gekommen waren: „Der Kaiser ist verrathen, ich bedaure ihn, aus dem Gestirne könnet ihr Herren selbst sehen, daß ich eure Kommission gemußt, und daß des Kurfürsten aus Bayern Geist des Kaisers seinen dominirt, daher kann ich dem Kaiser keine Schuld geben, wehe aber thut es mir, daß sich Ihre Majestät meiner so wenig angenommen, ich will aber Gehorsam leisten.“ Die Entlassung Wallensteins erregte allgemeines Murren bei der Armee, und der beste Theil der Offiziere nahm nun auch zugleich seinen Abschied.

Wenn man nun alle diese Thatfachen zusammen hält, so wird jeder unbefangene Mensch ganz leicht einsehen, daß es nicht von Ferdinand abhieng, dem Kriege mit Schweden auszuweichen, daß er den daraus entstehenden schrecklichen Folgen nicht zuvorkommen konnte, indem er sich alles gefallen ließ, was man von ihm forderte, und aus Liebe zum Frieden sich selbst tiefe Wunden schlug. List, Betrug und Bosheit waren es, die ihn in die Falle zogen, die seine Gottesfurcht, seine Frömmigkeit, sein wohlwollendes Herz mißbrauchten, und die französisch-machiavellistische Staatskunst führte Deutschland und ihn ins Verderben.

Der Kaiser hatte alles gethan, was von ihm verlangt wurde, er schmeichelte sich also auch für sich und seine Familie einen Gegendienst von den Kurfürsten erwarten zu können, und warb um die römische Krone für den Prinzen Ferdinand. Allein eben die Kabale, welche ihn schon hintergangen hatte, strebte ihm auch jetzt entgegen, und vereitelte sein Gesuch. Er verließ Regensburg mit Mißmuth im Herzen. Da Gustav Adolph ohne alle Kriegserklärung schon in Pommern eingedrungen war, und kaum hatte er Wien erreicht, als ihm auch schon die Nachricht kam, Gustav Adolph mache unge mein glückliche Fortschritte in Deutschland.

Dieser von allen Protestanten vergötterte Held trat jetzt in dem Mantel deutscher Freyheit gehüllt als Kämpfer wider Ferdinand und die Katholiken auf. Die Scheingründe seines Krieges waren: daß seine Gesandte auf dem Friedenskongresse zu Lübek zurückgewiesen, den Polen vom Kaiser Hilfe gesandt, einer seiner Kuriere, den er mit Depeschen an den Bethlen geschickt, aufgefangen, seine Flagge nicht respektirt, und er selbst nicht als König anerkannt worden sey. Die wahren Ursachen aber waren sein beleidigter Stolz, sein Bund mit Frankreich zum Sturze Oesterreichs geschlossen, seine eigene Leidenschaft zum Kriegshandwerke, darum er den Krieg suchte; sein heftiger Eifer für die evangelische Lehre denn dieser hatte, sein Vater, und folglich auch er die Krone Schwedens zu danken, er mußte demnach

auch eine Lehre zu verbreiten suchten, welche ihn auf den Thron geführt hatte; die schmeichelnde Hoffnung, in Deutschland, wo er bisher nicht einen Fuß breit Landes besaß, sich welches erwerben zu können; und endlich, weil er fast mit mathematischer Gewißheit auf einen glücklichen Erfolg seiner Waffen zählen konnte.

Der Kaiser war geschwächt, seine Armee ohne Proviant, und in Deutschland zerstreut, ohne Oberhaupt, beinahe alle protestantischen Reichsglieder mit dem Kaiser unzufrieden, und froh über die Erscheinung der schwedischen Macht: Frankreich hatte ihm Hilfe versprochen, und Großbritannien zu beträchtlichen Subsidien Hoffnung gemacht. Er selbst war der erste Feldherr seiner Zeit, der tapierste Soldat seines Heeres, und sein Muth machte jeden der Seinigen zum Helden. Ferdinand hingegen kommandirte seine Armee nur von Wien aus durch den Hofkriegsrath, und hatte sich selbst desjenigen Mannes beraubt, den er dem jungen Helden und kühnen Könige hätte entgegen stellen können. Zwar ernannte er jetzt den ligistischen General Tylly zu seinem obersten Feldherrn, allein dieser war bei allen seinen großen Talenten doch nicht Wallenstein.

Nachdem also Gustav auf Deutschlands Boden erschienen war, vermehrte sich schnell sein Heer. Aller Orten erwuchsen ihm Freunde und Bundesgenossen, denn er hielt anfänglich strenge Kriegszucht, um sich beliebt zu machen, weil er wußte, daß Wallenstein

gerade dadurch, daß er seinen Soldaten beinahe alles ungestraft hingehen ließ, sich und seine Armee verhaßt gemacht hatte. Die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen schlossen sich an ihn, denn diese letztern hatte das feindselige Betragen des Generals Tilly, und einige schiefe Maßregeln, die man am kaiserlichen Hofe nahm, vom Kaiser entfernt. Dieser schien für seine Person keinen Antheil an diesem gehabt zu haben, oder vielmehr hatte er seinem Generale Tiesenbach geheimen Befehl gegeben, die Länder des Kurfürsten vor allen Feindseligkeiten nach Möglichkeit zu schonen. Doch dieses fruchtete nichts; der Kurfürst drang in Böhmen ein, und eroberte Prag ohne Schwerdtschlag.

Indessen verbreiteten sich die Schweden unaufhaltbar, wie ein reißender Waldstrom, durch ganz Norddeutschland, bis hin an den Rhein, denn Furcht oder Unhänglichkeit, und gleiche Religionsmeinungen öffneten ihnen die Thore der Städte und Festungen; wer nicht mithalten wollte, mußte entfliehen, oder wurde bezwungen. Der Kurfürst von Köln warf sich in Frankreichs Armee, und selbst die katholische Ligue, die noch einen Tilly zum Heerführer hatte, warb um Neutralität. Tilly wurde besiegt; Oberdeutschland stand nun dem Feinde offen; auch Oesterreichs innere Staaten liefen Gefahr, von dem glücklichen Feinde erobert zu werden, denn Böhmen, Mähren, Schlesien und Ungarn waren ohne Vertheidiger, und Ferdinand zu Wien nicht mehr sicher.

Das Jahr ein tausend sechshundert und zwey und dreyßig begann, und Ferdinand war von allen seinen Freunden verlassen, von Feinden umrungen, ohne Geld, ohne Armee; Böhmen und Schlessien war völlig verloren; in Hungarn trieb Rakogi, der neue Fürst Siebenbürgens, nach der Sitte seines Vorfahrers Bethlen, sein Unwesen; die Türken machten Streifzüge; im Lande ob der Ens tobten die Bauern neuerdings in wilhem Aufruhr; der Herzog von Bayern verlangte abermals dieses Land als Sicherheit, wenn er durch die Schweden, die pfälzischen Länder verlieren sollte; die Schweden verbündet mit einem großen Theile deutscher Fürsten und Stände, stunden im Mittelpunkte Deutschlands; einige Schweizerkantons waren ihre Freunde; Frankreich suchte neue Handel, und besetzte Bündten; der heilige Vater in Rom verfolgte selbst den Kämpfer für den katholischen Glauben, und Spanien hatte seine Macht zurückgezogen.

Ein anderer als Ferdinand würde sich für verloren gehalten haben, aber er nicht. Sein festes Vertrauen auf Gott hob ihn über sich selbst. Er entschloß sich, selbst zu Felde zu gehen, und lieber tapfer zu sterben, als schändlich zu verderben. Er fand jedoch von diesem Vorhaben ab, bewogen durch die vereinigten Bitten seiner Gemahlin und Kinder, und durch die Vorstellungen seiner Räte. Er blieb zu Wien, betrieb die Kriegsrüstungen mit möglichstem Nachdrucke, und suchte alle nur erdenkliche Mittel auf, Geld und die nothwendigen Kriegs-

bedürfnisse herbeizuschaffen. Allein dieses war nicht die größte Schwierigkeit; es mangelte demselben ein Feldherr, welcher einem Gustav Adolph mit Erfolg konnte entgegengesetzt werden. Zwar gab es der guten Generale viele im kaiserlichen Heere, allein es hatte doch keiner jenes überwiegende Talent, und seltene Genie, das den großen und glücklichen Feldherren bezeichnet. Keinen aus allen fand Ferdinand tauglich, das oberste Kommando seiner Heere zu führen; er sah auf Wallenstein, den verabschiedeten Helden, und wünschte ihn wieder an der Spitze seine Armeen zu haben; diesem also ließ er den Feldherrenstab wieder anbieten, aber Wallenstein schlug ihn aus, weil er sich an Ferdinand rächen, und durch seine Weigerung in dringender Noth, für sich alles erhalten wollte. Endlich nahm er den Feldherrenstab wieder an, jedoch unter solchen Bedingungen, die ihn selbst über den Monarchen zu erheben schienen. Er verlangte, daß er nicht nur allein des Kaisers, sondern des ganzen Hauses Oesterreich, und selbst Spaniens Generalissimus mit unbeschränkter Gewalt seyn, Se. Majestät der Kaiser sich nicht bei der Armee befinden, viel weniger das Kommando darüber haben soll; es sollte ihm zur ordentlichen Belohnung, Sicherheit auf ein österreichisches Erbland geleistet, von den eroberten Ländern im deutschen Reiche das höchste Regal als außerordentliche Belohnung gegeben werden, wie auch die Confiscation heimgestellt seyn; er sollte in Pardonsachen seines Gefallens disponiren können, den Realpardon zu ertheilen, sollte ihm einzig und allein zustehen, weil der Kaiser gar

zu milde sey, und geschehen ließ, daß ein jeder am kaiserlichen Hofe begnadiget werden könne; er sollte, wenn es zum Frieden käme, in die Friedensartikel in Rücksicht seines Privatinteresse eingeschlossen werden; alle Kosten und Mittel zur Fortsetzung des Krieges vom Hofe erhalten, und sich, und seine Armee in ihrer Majestät Erbländer zurückziehen dürfen. Alle diese Forderungen wurden ihm zugestanden, und niemals erhielt wohl ein Unterthan eine unumschränkte Gewalt, als jetzt Wallenstein.

Nun also kam er wieder zum Vorscheine auf dem großen Welttheater, mit ihm schien auch die Siegesgöttin wieder zu dem kaiserlichen Heere zurückgekehrt zu seyn, so schnell bekam alles eine andere Gestalt. Die Sachsen mußten Böhmen, die Schweden Bayern räumen, dessen Herzog und Kurfürst seines Neutralitätsgesuches ungeachtet den größten Theil seines Landes, und selbst seine Residenz verloren hatte. Und endlich entriß dem nordischen Helden die Schlacht bei Lützen, obschon sie Wallenstein verlor, das Leben, und den Genuß der Früchte all seiner Siege. Gustav war groß als König, groß als Feldherr und Staatsmann, aber bei allen seinen Eigenschaften zugleich auch ein schwärmerischer Religionsseiferer, in manchem Bezuge ein Mensch, der nur nach Eigennuz handelte. Er ließ sich aus Religionschwärmeren zur verfolgenden Intolleranz gegen die Katholiken, ihren Gottesdienst und ihre Priester verleiten. Er kam nach Deutschland in der Gestalt eines Vertheidigers der protestantischen Religion und

deutscher Freiheit, wollte das Panier seines Glaubens im Triumphe auf Deutschlands Boden pflanzen, die Gewissen der Protestanten entfesseln, ihre Stände schützen; aber den Glauben und die katholischen Stände vernichten. Jedoch nicht nur gegen die Katholiken, sondern auch gegen die Reformirten war er intollerant.

Der Landgraf Wilhelm von Hessen hatte gegen Erlegung einer Summe Geldes von ihm die Gestattung einer reformirten Kirche zu Frankfurt begehrt, und bekam von ihm zur Antwort: er wolle lieber aller seiner Soldaten Picken- und Degenspitzen in seinem Herzen haben, als durch seine Waffen verursachen daß den Reformirten in der Religion etwas zuwachsen sollte. Er kam als der Vollstrecker des Entwurfes des Ministers von Frankreich, und führte sich und sein Volk dem Tode entgegen, um einer herrschsüchtigen Macht den Weg nach Deutschland zu ebnen. Er siegte und eroberte, aber seine Siege kamen nur ihm, nicht den Deutschen zu Gute; er nährte seine Armee auf Deutschlands Kosten, bereicherte sie, und düngte mit dem Blute der Deutschen die durch die Armeen zertretenen Fluren. Er verjagte die katholischen Kurfürsten und Stände von ihren Ländern, um selbst darüber als Sieger zu herrschen, nicht aber das Loos der protestantischen Stände zu verbessern; er benützte sie als Werkzeuge zu seiner Vergrößerung, führte den vertriebenen Kurfürsten von der Pfalz zu München triumphirend ein, ließ ihn aber um seine Länder betteln, und be-

hielt sie für sich als Oberlebensherr. Er zerstörte München nicht, weil es ihm ewige Schande würde gemacht haben, eine Stadt zu vertilgen, die wehrlos ihm schon Meilen weit die Schlüssel entgegen trug, und drey mal hundert tausend Thaler Brandschatzung gab, da Magdeburg, welches er hiedurch nach dem Rathe rachsüchtiger Menschen hätte rächen sollen, sich seinem Belagerer Tilly, hartnäckig entgegengesetzt, und mit Sturm erobert werden mußte. Er starb als Held mitten im Laufe seines Glückes, und ließ es durch seine Thaten unentschieden, ob, wenn er vollendet hätte, was er begann, er der Wohltäter Deutschlands geworden, oder es mit eisernen Ruthen gezüchtigt, und militärischer Diktatorsgewalt beherrscht haben würde. Denn wenigstens läßt sich aus keiner Thatfache erweisen, daß er zum Besten der deutschen Freyheit etwas gethan habe, weil man, wenn von Deutschlands Freyheit die Rede ist, doch wohl alle Stände und die ganze Nation, aber nicht nur einen Theil darunter verstehen muß.

Es ist beinahe unbegreiflich, wie die Partheylichkeit einige Menschen, wie Moser, und dergleichen, so sehr verkleiden konnte, daß sie an Gustaven immer nur den großen unvergleichlichen Helden der Freyheit erblickten, ihn als den Erlöser Deutschlands wollen angesehen haben, da er seine Rolle doch nicht vollendet hatte; daß sie in ihrem Enthusiasmus so weit gehen, und sogar verlangen: daß Deutschlands Völker ihm Nationalfeste feyern sollen.

Sie bedenken nicht, daß er den Grund zu einem achtzehnjährigen Kriege gesetzt, daß er aus Ehrgeiz nach einer Gewalt in Deutschland strebte, die mit der Freiheit der Stände nicht bestehen konnte. Sein Ziel war der Kaiserthron und eine Besizung im Mittelpunkte des Reichs; sein Ehrgeiz war es, wodurch Deutschland in seinem Innern erschüttert, vom Nord bis Süd, und von Osten bis Westen verwüstet, beinahe eine ganze Generation durch Flammen, Schwerdt, Hunger und Elend aufgerieben, deutsche Brüder gegen deutsche Brüder auf den Kampfplatz geführt wurden, und sich wechselseitig ermordeten, und endlich eine blühende Provinz, und zehn ansehnliche, wohlhabende Reichsstädte von Deutschland abgerissen, und einer benachbarten feindseligen Macht, die seit Jahrhunderten auf Deutschlands Umsturz lauerte, und zuletzt den Streit zu Ende brachte, zugesprochen werden mußten.

Es ist wirkliche Schande für unser sogenanntes philosophische Jahrhundert, daß einige deutsche Schriftsteller immer nur Duldung predigen, und bei jeder Gelegenheit bitterer Galle ihre Intolleranz gegen die Katholiken beweisen, ihnen gleichsam öffentlich Hohn sprechen, da sie doch ältere Bürger, als sie, und ihre Glaubensgenossen sind; diese, nicht jene, die Fehde in Deutschland erhoben, und den Grund zu ewiger Zwietracht gelegt haben. Noch ist es keinem Katholiken eingefallen, ganz Deutschland zu jährlichen Nationalfesten für Ferdinand, den deutschen Kaiser, aufzufordern; ob er schon der Schutzgeist

der katholischen Religion, und der Vertheidiger der Gerechtsame katholischer Kurfürsten, Fürsten und Stände gewesen ist. Man darf nur alles aus dem rechten Standpunkte betrachten, und an der Scheelsucht nicht krank liegen, so wird man auch sehen, daß Ferdinand nicht ohne Verdienste um Deutschland war. Man verzeihe mir diese kleine Digression; Eifer für Wahrheit entreib sie mir, denn warum soll der Katholik immer nur schweigen, und seinem Mitbürger, dem Protestanten, alles zu sagen erlaubt seyn?

Ueber den Tod des gefallenen Helben jubelten die kurzächtigen und zelotischen Katholiken am Hofe des Kaisers, und fiengen an, den Feind zu verachten, indem sie jetzt den Krieg für geendigt hielten. Allein Ferdinand sprach ohne die mindeste Gemüthsveränderung: „Lasset uns in Demuth fortfahren, „und die Sache Gott dem Herrn demüthiglich empfehlen.“ Und da man ihm nach der Zeit das blutige Koller des gefallenen Königs zeigte, trauerte er, und sagte: „Gustav war ein trefflicher Fürst, ein „erfahrener Feldherr, nur bedaure ich, daß er eine „schlimme Sache vertheidigte. Ich wollte ihm gerne „ein längeres Leben und eine frühe Zurückreise in „sein Königreich gegönnt haben, wenn nur der „Frieden in Deutschland erzielt worden wäre.“ Der Tod des Königs änderte nichts in der Hauptsache. Sein Kanzler Oxenstierna, ein würdiger Staatsmann, leitete jetzt den Gang der deutschen Geschäfte, er spielte den Diktator von Deutschland, und

deutsche Fürsten und Stände des Reichs schämten sich nicht, seiner Eigenliebe zu schmeicheln, von ihm Gnade und Geschenke zu erbitten, seine Befehle wie gehorsame Unterthanen auf das pünktlichste zu vollziehen, sie, die sich zu stolz dünkten, Vasallen des Kaisers und Reiches zu heißen, nach Unabhängigkeit strebten, und sich der Oberherrschaft eines Monarchen entziehen wollten, den sie doch auch selbst gewählt hatten.

Die schwedischen Heerschaaren führte jetzt ein Deutscher, der auch nach einem Königreiche dürstete, der Herzog zu Sachsen Weimar; Thurn, der Rebelle, und Horn, ein Schwede. Sie behaupteten noch manchen Vortheil, denn Wallenstein wurde auf einmal ganz unthätig, er sann auf Verrath gegen Ferdinand, und hatte den boshaften Anschlag gefaßt, Oesterreich aus der Wurzeln zu heben und auszurotten. Schon ließ er sich in einen verrätherischen Briefwechsel mit den Feinden des Kaisers und Oesterreichs ein, schon hatte er seine Offiziere zum Abfalle vorbereitet, und die Armee seiner Absicht gemäß zu stimmen gesucht. Seine Anstalten, und einige gegen vermeynte Freunde gemachte Aeusserungen, verriethen das Geheimniß seiner Seele. Der Kaiser, von seinem verrätherischen Vorhaben überzeugt, entsetzte ihn seiner Feldherrenwürde, und gab Befehl, ihn nebst seinen zwey Freunden Illa und Terzki, auf welche Art es seyn möchte, zu verhaften, und in sichere Verwahrung zu bringen, damit sie verhört werden, und sich verantworten könnten.

Sollte dieses aber nicht so ruhig geschehen können; möchte man sie todt oder lebendig zu greifen suchen, denn dieses fordere die dringende Gefahr. Sie war in der That dringend, nur drey Tage versäumt, so hätte der Undankbare seinen Plan völlig organisirt, und seinem Monarchen die Krone streitig gemacht.

Alles war vorbereitet, Scharfgesicht in Schlesien, Bernhard von Weimar und der Pfalzgraf von Birkenfeld, wie auch Franz Albrecht von Sachsen sollten ihn unterstützen; der Kurfürst von Brandenburg und der von Sachsen wußten um seinen Anschlag, und schienen mit ihm einig zu seyn. Allein die Stunde der Strafe des Verräthers schlug, der Undankbare sollte durch die Hände derjenigen fallen, denen er wohlgethan hatte. Er fiel durch die Hände dieser, gemordet als das Opfer seiner gränzenlosen Ehrsucht und Herrschbegierde. Ganz Europa staunte ob seinem Falle und seinem Ende, denn niemand glaubte, daß ein Mann, so wie er war, auf so eine Weise sein Leben beschließen sollte. Allein Wallenstein stieg zu schnell zu einer schwindelnden Höhe empor, er wollte noch höher, aber die wandelhare Göttin des Glückes, die ihn bisher auf ihren Fittigen getragen hatte, ermüdete, und ließ ihn sinken, er stürzte, durch die Höhe seines Standpunktes schwindelnd gemacht, schnell in den tiefsten Abgrund, und war ohne Rettung verloren.

So sonderbar der Lebenslauf dieses Schooskinds des Glückes gewesen, eben so sonderbar waren die Urtheile

der Menschen über ihn, als er nicht mehr unter den Lebenden schwebte. So lange er für die gerechte Sache fecht, hielten ihn die Protestanten, und jetzt, da er durch einen schrecklichen Meineid den schönen Ruhm seines thatenreichen Lebens besleckt, und zum Hochverrätther herabgesunken war, nahmen sie seine Vertheidigung über sich, heuchelten Hochachtung für seine großen Talente, und Zuneigung für seine Person, und dieses nur um den Kaiser mit einer Blutschuld beladen zu können, als habe er ihn unschuldig ermorden lassen. Allein das that Ferdinand nicht, er wollte ihn nach aller Form des Rechtes richten, aber die strafende Gerechtigkeit kam ihm zuvor, die Umstände wurden so dringend, daß sein schneller Tod seinen gewesenen Freunden das einzige Rettungsmittel schien, Oesterreich und ihren Fürsten vor seiner Verrätherey sicher zu stellen.

Wallenstein hatte den Tod nach den Gesetzen aller Staaten Europens verdient, denn er hatte den thätigsten Willen zum Hochverrathe bereits überzeugend bewiesen. Er hatte ein ganzes Jahr hindurch die Fortschritte der kaiserlichen Waffen geheimmt, war als bloß ruhiger Zuschauer der feindlichen Fortschritte in Böhmen stillgestanden, hatte weder Bitten, Ermahnungen, noch Befehle des Kaisers geachtet, und die Schweden ungehindert bis fast an die Gränzen Oesterreichs vordringen lassen; er hatte seinen Generalen und Offizieren mit Konfabulagen gedroht, wenn sie wider seinen Befehl auf den Kaiser hörten, und gegen Schweden etwas zum Vortheile

Bayerns unternehmen würden. Er hatte seinen Obersten zum Meineide verleitet, plötzlich die Befehlshaberstellen in Schlessien verändert, die Feinde den Gränzen nahe gebracht, und durch seine auf- rührerischen Reden und seinen Briefwechsel mit den Feinden sein Vorhaben deutlich genug an den Tag gegeben.

Man muß die Geschichte wirklich bebauern, wenn man sieht, wie sie oft sogar von schätzbaren Historikern leidenschaftlich behandelt wird. Kemner in seiner Weltgeschichte schreibt bei dieser Gelegenheit mit bitterer Ironie: „Der Kaiser wagte nicht, ein rechtmäßiges Verfahren gegen ihn (den Wallenstein) zu beobachten, sondern dieses Oberhaupt der Gerechtigkeit in Deutschland ließ seinen ersten General und einen Reichsfürsten ohne Untersuchung zu Eger ermorden.“ Aber Ferdinand hatte den Mord nicht befohlen, er wollte nur der Person des Veräthers sich versichern, die Umstände aber beschleunigten seinen Tod. Die äußerste Gefahr war vorhanden, und Wallenstein war, nach dem Zeugnisse Kemners, selbst schuldig genug, da er das Vorhaben hatte, sich mit des Kaisers Feinden zu verbinden, und dehnen mit diesen Unterhandlung pflog. Hätte Ferdinand abwarten sollen, bis Wallenstein sein Vorhaben wirklich in Ausübung gebracht? Würde denselben nicht jedermann für einen Schwachkopf und blöden Fürsten gehalten haben, und wäre es dann noch Zeit gewesen, den Veräther zu strafen?

Nachdem Wallenstein nicht mehr war, und der kaiserliche Prinz Ferdinand, bereits König von Ungarn und Böhmen, das Oberkommando übernommen hatte, gieng alles anders, so, daß man daraus ganz klar abnehmen konnte, nur Wallenstein sey die Ursache des Vordringens der Schweden gewesen, weil er sie nicht aufhalten wollte.

Ferdinand drang in Bayern ein, nahm Straubingen, und nach einer standhaften Belagerung auch Regensburg weg, trieb den Feind vor sich her, und besiegte ihn bei Nördlingen in einer großen Feldschlacht. Dadurch wurde ein großer Theil Deutschlands von den Feinden befreit, die unterdrückte kaiserliche Parthey konnte wieder ihr Haupt emporheben, und man durfte mit einiger Wahrscheinlichkeit hoffen, den Krieg auf eine vortheilhafte Weise zu Ende zu bringen; allein Orensierna, der Deutschen bisheriger Diktator, die vordern Reichskreise und andere protestantischen Stände, währte sich verloren, und glaubten, sich nicht anders helfen zu können, außer daß sie einen neuen Feind auf Deutschlands Boden führten, und die bisherigen Jammersorgen fortsetzten. Sie warfen sich den gefährlichen ihrer Freunde, den Franzosen in die Arme, diese gaben den Schweden Geld, und den Deutschen Truppen. Für diese Großmuth aber versprachen die verbündeten Stände der Krone Frankreichs schon im voraus zum Erlase der Kriegskosten die wichtigsten Festungen des Reichs: Ehrenbreitstein, Philippsburg und Breisach, mit diesen auch noch das ganze Elßas, mit

Ausnahme von Benfelsen. So schimpflich, sagt Schiller, wurden Deutschlands Rechte von deutschen Ständen an jene treulose, habfüchtige Macht verkauft, die unter der Larve einer uneigennütigen Freundschaft nur nach Vergrößerung strebte. Die größte Ungerechtigkeit dieses gemachten Bündnisses war, daß die verbündeten Stände kein Recht noch Eigenthum auf erwähnte Festungen und das Elßaß hatten, und dieses legtere dem noch unmündigen Fürsten und Erzherzoge Ferdinand Karl von Tyrol zugehörte, der selbst, so wie sein verstorbener Vater, der Erzherzog Leopold der Fünfte, an dem Kriege mit Schweden keinen Antheil genommen, sondern sich nur Vertheidigungsweise neutral hielt. Es kam also wieder ein neuer Beschützer der deutschen Freyheit zum Vorscheine, nachdem sich die Deutschen schon beinahe ganze fünfzehn Jahre hindurch einander geplündert, beraubt, gemordet, und zu Grunde gerichtet hatten.

Der große Freyheitsvertheidiger war Richelieu, und durch ihn die Franzosen. Indessen machten diese in Vereinigung mit den Schweden nicht immer den besten Fortgang; sie wurden von dem jungen Ferdinand fast bis an die äußersten Gränzen Deutschlands zurückgeworfen, und die deutschen Reichsstände konnten einmal wieder ein wenig freyer athmen, denn diejenigen, welche zu ihrer Vertheidigung gekommen waren, hatten ihnen vorher den Hals ziemlich fest zugeschnürt. Der Kurfürst von Sachsen schloß mit
dem

dem Kaiser den Prager oder Pirnaer Frieden, worinn der Kaiser mehr als die Evangelischen nachgegeben hatte. Kurbrandenburg und noch andere protestantischen Fürsten und Stände traten diesem bei, die beyden Kurfürsten vereinigten sich sogar mit ihren deutschen Oberhäupte, und faßten den patriotischen Entschluß, die Schweden wieder nach ihrem Reiche zurückzudrängen, und Deutschland von diesen Schüzern zu befreien. Die Erfahrung hatte sie belehret, daß die Schweden nicht das Wohl Deutschlands und der Reichsstände zum Augenmerk hatten, sondern daß sie unter dem schönen Vorwande, die Religion und Freyheit der protestantischen Stände aufrecht zu erhalten, nur nach Eroberungen trachteten, und die deutschen Stände entweder zu ihren Vasallen, oder aber wohl gar zu ihren Unterthanen zu machen strebten. Gustav hatte den Kurfürsten von der Pfalz, und Drenstern den Herzog Bernhard von Weimar, zum schwedischen Lehensmann gemacht, und sogar deutsche Ländereyen unter die Offiziere der schwedischen Armee ausgetheilt. Hessenkassel nahm die Stadt Paderborn und Fulda als ein förmlich schwedisches Lehen an, und stellte sogar einen Reservat aus, daß nach dem Aussterben der Hessenkasselschen Linie bemeldtes Lehen der Krone Schweden frey heimfallen sollte. Allein so rühmlich jetzt auch der Vorsatz der deutschen Patrioten war, so war es schon zu spät, ihn glücklich ausführen zu können; die schwedische Macht hatte sich schon zu fest eingesnistet, und eine neue weit stärkere kam ihr zu Hilfe,

Deutschland sollte noch viele Jahre blühen, seine Eingeweide zerfleischt sehen, und ein Greuel der Verwüstung seyn. Indessen war doch der Kaiser noch so glücklich, einen Kurfürstentag zu Regensburg zu bewirken, auf welchen man mit gemeinschaftlichem Willen Hand anlegen wollte, Deutschland zu beruhigen, und eine römische Königswahl zu Stande zu bringen. Der Kaiser, obschon sehr kränklich und schwermüthig, besuchte ihn dennoch persönlich, wurde aber während seines Aufenthaltes von einem heftigen Katharrhuse befallen, daß ihm Gesicht, Gehör und die Sprache vergieng. Dieser Umstand beschleunigte die römische Königswahl, denn nunmehr sahen die Machthaber des Reiches ein, wie höchst nothwendig es sey, das Reich nicht ohne Oberhaupt zu lassen. Man fand jetzt kein Bedenken, den jungen König von Ungarn und Böhmen, Ferdinand, als deutschen König auszurufen. Hierüber fühlte der kranke Kaiser eine solche Freude, daß er ausrief: „Nun, „o Herr, lässest du deinen Diener in Frieden fahren! Es freuet mich, daß dieser mein Erbe auf „den deutschen Thron erhoben worden ist, nicht des „Thrones wegen, sondern, damit sie einen Mann „sehen, welcher die Kunst zu herrschen und zu gebieten, Gottes Ehre zu befördern, und den Eifer, „die katholische Religion fortzupflanzen, erlernt „hat, und welcher seiner Unterthanen und des Kaiserlandes Heil seyn wird, welches die Grundlage „der Staatskunst ist.“ Seine Unpäßlichkeit nahm zu, und er verließ Regensburg ohne die angefangenen Reichsgeschäfte erledigen zu können.

Am siebenten Tage nach seiner Heimkunft wechselte er das Zeitliche mit dem Ewigen im 59ten Jahre seines Alters den 15ten Hornung 1637. Einige wenige Augenblicke vor seinem Hinscheiden sagte er: „Ich habe von allem demjenigen nichts vernachlässigt, was ich für das Beste zu seyn erachtet habe.“ Sein Körper wurde nach Grätz abgeführt, und dort indem von ihm selbst erbauten, sehr prächtigen, kunstreichen und geschmackvollen Mausoläum beigesetzt.

Wenn Geschichtschreiber verschiedener Nationen in dem Urtheile über den Charakter eines Fürsten oder sonst merkwürdigen Mannes übereinstimmen, so trägt ihr Ausspruch gewiß das Gepräge der Wahrheit an der Stirne, und nur abgesagte Feinde desselben können durch schiefe Darstellung seiner Handlungen die Wahrheit verkleistern, und durch sophistische Rednerkünste wegzulängnen sich bestreben, was jene behaupten. Allein die Wahrheit kann doch niemals gänzlich vertilgt werden, wenn sie schon auf einige Zeit verbunkelt wird, sie kommt wieder, wie die durch das Gewölk verbüsterete Sonne in vollem Glanze hervor. Und so werden auch Ferdinands Tugenden immerfort blühen, wenn schon die Feinde desselben und seines Hauses, sie zu verkleinern, oder wenn es möglich wäre, sie gar zu Lasten umzustalten versuchen. Ferdinand war seinem Aeußern nach von mittelmässiger Größe, mehr kurz als lang, etwas dick vom Leibe, einer starken und

gesunden Complexion, war sanftmüthig, mild und freundlich von Natur, aber zugleich auch anständig ernsthaft. In Rücksicht seiner Geistesfähigkeiten hatte ihm die Natur ein gutes Gedächtniß, vielen Verstand und andere Herrschergaben mehr verliehen, Bereitsamkeit erwarb er sich selbst. Sein Lebenswandel war rein und unschuldig, unverstellt seine Frömmigkeit, festgegründet sein Vertrauen auf Gott, gerade und offen der Gang seiner Handlungen, unermüdet sein Eifer zur Arbeit, standhaft und unerschütterlich sein Geist bei den größten Gefahren, und gleichmüthig im Glücke, wie im Unglücke. Die widrigsten Zufälle, die ihm begegneten, dienten nur dazu, die Erhabenheit seines Genies zu zeigen; er war immer groß, immer reich an Hilfsquellen, er war über alle menschlichen Widerwärtigkeiten erhaben, und schien nach jeder, die er ausstehen mußte, größer als vorher. Von ihm sagten Bethlen und Gustav Adolph: „Beifall und Schimpf, Siege und Niederlagen vernahm er mit gleicher Miene; Unglücksfälle machten ihn nicht kleinmüthig, und Glück nicht aufgeblasen, seine Tugend sey ihnen bei ihrem Glücke fürchterlich.“ Der Grokherr zu Constantinopel bezeugte; Ferdinand sey ein heiliger Mann, mit welchem Gott sey, und für ihn streite. Er gestattete, daß in seiner eigenen Residenz öffentliche Lobreden kürzesten gehalten, und sein Andenken mit größter Pracht gefeyert werden. Palatta, der päpstliche Gesandte schrieb in seinem Bericht an den Pabst Urban den Achten: Ferdinand sey ein heiliger Fürst, ein Mann nach dem Willen Gottes, und werde eben

beschützen von Gott ganz besonders gesegnet. Dieses ist die Schilderung, welche ausländische und unbefangene Männer von ihm machten, und worüber ihm sogar seine Feinde Zeugniß gaben.

Keiner der österreichischen Herrscher war so glühend eifrig, als Ferdinand, für seinen Glauben und die Wiederherstellung der katholischen Lehre. Er war mit Maximilian von Bayern die Stütze derselben, und wenn Gustav Adolph der Held seiner Religion genannt werden darf, so muß auch Ferdinand der Held der Seinigen heißen, und wenn es jenem zum größten Ruhm gereichen soll, daß er die protestantische Kirche in Deutschland schützen wollte, so muß auch Ferdinand eines ähnlichen Ruhmes würdig seyn, ja, wenn der Philosoph urtheilen sollte, so mußte er diesem vor jenem den Vorzug geben, nicht, als ob er die Intolleranz billigte, sondern wegen der Verschiedenheit der Absichten beyder Helden. Gustav eiferte für seine Lehre, weil sie seinen Vater und ihn auf Schwedens Thron setzte, und er sie für besser als die katholische hielt, er kam nach Deutschland, sie zu verfechten, aber er wollte sich bei dieser Gelegenheit auch einen festen Sitz und eine Krone erkämpfen. Ferdinand von Jugend auf in der Lehre seiner Väter und der katholischen Kirche erzogen; als Katholik auf Deutschlands Thron erhoben, hielt es als Oberhaupt des Reichs und Vertheidiger seiner Kirche für seine unablässigste heiligste Pflicht für seine Religion alles zu wagen, und alles zu leiden. Er sah in den Protestanten

Unglückliche, welche mit offenen Armen ihrem ewigen
 Verderben zueilten, er wollte sie von diesem erret-
 ten. Er handelte aus Ueberzeugung und Grundsät-
 zen ohne Nebenabsichten, aus wahrem Eifer für ihr
 Bestes, so wie er sich dasselbige dachte. Aber nicht
 allein der Eifer, sondern sogar der Drang der Um-
 stände forderten ihn auf, seine Länder von einer
 Religion zu reinigen, deren Befenner durch Ueber-
 muth, Aufrühren, Gewaltthätigkeiten, Eingriffe in
 die landesfürstlichen Rechte, feindselige Verbindun-
 gen mit Auswärtigen, ihr thätiges Bestreben zeigten,
 ihm seine Krone und auch sein Leben zu rauben.
 Diesen Grundsatz hatte Gustav nicht. Ferdinand
 haßte die Protestanten nicht, und sagte oft: „Sie
 „irren sich, wenn sie glaubten, daß er sie haße;
 „er liebe sie vielmehr, denn wenn er sie nicht liebte,
 „würde er sie ihren Irthümern überlassen. Aber,
 „Gott sey sein Zeuge, daß er sie liebe, und zwar so,
 „daß er selbst mit Gefahr seines Lebens ihr Wohl
 „befördern möchte.“ Ferdinand wollte nur erhalten,
 was niedergerissen werden sollte, er wollte wieder
 aufbauen, was umgestürzt worden war. Gustav
 hingegen wollte noch niederreißen, was aufrecht
 stand, und ein Gebäude aufführen, was ihm, nicht
 auch andern dienlich seyn sollte. Wer demnach die-
 sen erhöhen und jenen erniedrigen will, zeigt sich
 parthenisch, entweder weil er, von Vorurtheilen ge-
 blendet, nicht sieht, was er sehen sollte, oder aber
 kurzichtig genug ist, den Geist der Zeiten zu verkens-
 nen, nicht zu wissen, daß damals die alte und neue
 Religion wider einander zu Felde lagen, und Ka-

tholik und Protestant einander fanatisch verfolgten, und aufreiben wollten, weil weder der eine, noch der andere den wahren Geist des Christenthumes kannte, der ein Geist der Liebe, der Sanftmuth, des Friedens und der Verträglichkeit, nicht aber des Hasses, der Verfolgung, des Krieges und der Zanksucht ist. Die Katholiken wollten sich in dem Bestande des Ihrigen, worinn sie seit tausend Jahren gewesen, behaupten, und die Protestanten dieselben daraus vertreiben. Welche Parthey aus beyden Recht hatte, kann die gesunde Vernunft eines jeden entscheiden.

Alle protestantischen Regenten, und alle Stände derselben Religion gingen nach einem Systeme zu Werke; sie verfolgten, unterdrückten, verjagten die Katholiken und ihre Lehrer; entriessen ihnen ihre Kirchen und Güter, und duldeten keinen katholischen Gottesdienst in ihren Ländern, und würden, wenn es von ihnen abgehangen hätte, ganz Deutschland und ganz Europa reformirt haben, und sie fanden und sahen in diesen ihren Handlungen kein Unrecht, aber wenn die Katholiken, wenn Ferdinand nach ihrem gegebenen Beispiel für ihre Religion handelten, da mußte alles Gewalt, Unrecht und Despotie seyn, da mußte der Religionsfrieden verletzt, die Reichsverfassung in ihren Grundsätzen erschüttert heißen, und doch hatten sich weder die österreichischen Kaiser Ferdinand mit eingeschlossen, noch die katholischen Stände in Deutschland jemals so vieles dagegen, als sie, erlaubt. Zwey Erzbisithümer, zwölf

Bisthümer und eine Menge Abteyen und Klöster mit allen ihren Herrschaften, Rechten und Gebieten wurden jenen entrissen, und sie erhoben das Schwert nicht gegen ihre Mitbrüder die Protestanten. Aber weil man in Böhmen den Protestanten zwey Kirchen sperrete, und sie in den österreichischen Erblanden nicht nach Willkühr schalten ließ, sollte Ferdinand enthronet, sein Haus gestürzt und ganz Deutschland umgekehrt werden. Dännemark, Schweden, England, Holland, Frankreich, Savoyen, die Schweiz, Venedig, Bethlen, und selbst die ottomannische Pforte wurden herbeigerufen, einen Fürsten zu stürzen, der es gewagt hatte, den Glauben seiner Väter zu vertheidigen, seine rebellischen Unterthanen zu strafen, und einen deutschen Fürsten zu ächten, der ihm seine Krone geraubt, und den Landfrieden Deutschlands muthwillig gebrochen hatte. Ferdinand hätte, als der angeriffene mißhandelte Fürst, Oberösterreich, die Lausitz und alle seine Kriegskosten aufopfern, und dann als Sieger seinem Gegner großmüthig alle seine Länder und Ehrenstellen wieder einräumen sollen, bloß darum, weil dieser ein protestantischer Reichsfürst, er aber ein katholischer Reichsstand und Kaiser war.

Niemand sah, als Friedrich der Fünfte von der Pfalz dem Kurfürsten von Böhmen sein Land entriß, und die Unterthanen des Erzherzogs von Oesterreich im Aufruhr unterstützte, eine Handlung, die der Reichsgrundverfassung zuwider war, aber da der letzte seinen Thronräuber bezagte, und ihm Gleiches mit

Gleichem vergalt, da waren die goldene Bulle, der Religionsfrieden und die kaiserliche Wahlkapitulation: diese Pfeiler der deutschen Freiheit vernichtet: da mußte alles aufgeboten werden, diese zu vertheidigen; und Deutschland mußte dreißig Jahre lang bluten; weil ein protestantischer Fürst und seine Helfer geachtet worden waren. Nicht die Katholiken, nicht Ferdinand haben den schrecklichen Krieg herbeigeführt, nur Friedrich der Fünfte war es; hätte er die Krone Böhmens, wozu ihn sein herrschsüchtiges Weib und seine Rätthe reizten, nicht angenommen, die Rebellen in Böhmen nicht unterstützt, so hätte Ferdinand nie Ursache gehabt, einen Krieg zu beginnen, und Deutschland würde noch lange der Ruhe genossen, im Frieden geblühet, und als ein fester Staatskörper an seinen Nachbarn Ehrfurcht eingeßökt haben. Und indem nun alles so ist, so haben protestantische Schriftsteller keinen Grund, Ferdinand als einen bigotten, fanatischen und despotischen Fürsten zu verurufen. Nur derjenige, welcher Unrecht hat, schimpft.

War Ferdinand eifrig in seiner Religion, so war er es auch in der Erfüllung seiner Berufsgeschäften. Er stand zu allen Jahreszeiten täglich um 4 Uhr auf, brachte die ersten Stunden des Tages mit seiner Andacht zu, und machte sich dann an sein Geschäfte; überlas mit ungemeiner Geduld alle eingereichten Schriften und Bitten, verwies jede durch seine Bezeichnung an ihre Behörde, ermog die gemachten Vorträge der Referenten mit größter Aufmerksamkeit, ersetzte manchmal aus seinem Gedächtniß, wenn

der Referent einen Umstand entweder vergessen, oder sonst vielleicht ausgelassen hatte. Er hielt wenigstens alle zweite Tage geheimen Rath, wohnte jedoch persönlich bei, und wenn wegen Mannigfaltigkeit, Menge oder Wichtigkeit der abzuhandelnden Gegenständen den geheimen Rätthen die Zeit der Rathssitzung zu lange wurde, war sie es doch ihm nicht, ja er war vielmehr froh, hinlängliche Arbeit zu haben, um sich zu beschäftigen. In dieser unverbrossenen Thätigkeit verharrte er bis an sein Ende; manchmal nahm er sich kaum so viel Zeit, daß er nach der Tafel eine halbe Stunde mit seiner Familie zubrachte. Selbst seiner Gesundheit schonte er nicht, und da ihm deswegen gerathen wurde, er möchte doch die geringfügigen Geschäfte andern überlassen, gab er, wie Ferdinand der Erste, zur Antwort: „Er sey von Gott auf den Thron zur Arbeit, nicht zum Müßiggange erhoben worden. Ein Fürst, der das allgemeine Beste besorgt haben wolle, könne auf sich selbst keine Rücksicht nehmen. Er wolle lieber sich selbst als seine Pflicht verabsäumen.“ Im Rathe selbst liebte er Offenherzigkeit und Freymüthigkeit der Meynungen. Nicht selten vertheidigte er die untergeordneten Rätthe gegen die höheren und vornehmeren, wenn jene ohne Ansehen und Rücksichten der Personen ihre Meynung frey ablegten, und die letzten hierüber ihr Mißfallen merken ließen. Er erklärte sich schriftlich: „Er hasse im Rathe die stummen Hunde, und heiße es nicht gut, wenn jemand durch die Auctorität eines andern zu einer Meynung sich hinreißen

„lasse, welche er sonst nicht billigen würde; er liebe
 „hingegen diejenigen, welche aufrichtig, frey und
 „mit bescheidenem Anstande ihre Gesinnungen er-
 „klären.“ Bei wichtigen Vorfällen befragte er,
 nebst seinem geheimen Rathe, auch andere Stellen,
 und entschied dann nach der Stimmenmehrheit.
 Sollte jedoch eine Sache in geheim abgehandelt
 werden, so ließ er jeden seiner geheimen Rätke ein-
 zeln vor sich kommen, trug ihm den Gegenstand
 vor, verlangte darüber sein Gutachten, und verbot
 ihm, Jemand etwas davon zu sagen. Keiner wußte
 etwas vom andern, und jeder schmeichelte sich, ihm
 allein sey das Geheimniß anvertraut worden. Der
 Monarch gewann hiebei doppelt, er vernahm die
 Meinung eines jeden Einzelnen, ohne Einfluß eines
 andern, und das Geheimniß blieb verschwiegen, weil
 keiner es wagen konnte, es zu offenbaren, um sich
 nicht selbst zu verrathen.

Seine vorzüglichsten Minister waren Dietrichstein,
 Trautmannsdorf, Duestenberg, Lichtenstein und Eg-
 genberg. Lauter Männer von großen Talenten, reich
 an Staatskenntnissen. Eggenberg besaß eine bewun-
 dernswürdige Beredsamkeit und Beurtheilungskraft,
 einen schnellfassenden Verstand, viel Religionseifer,
 war immer Herr seiner Zunge und seiner Gebärden,
 und kein Fall konnte so außerordentlich seyn, über
 welchen er sich nicht zu fassen wußte. Eben deswe-
 gen vermochte er alles bei Hofe, war Ferdinands
 Busenfreund und sein Gesellschafter. Er fiel mit
 Wallenstein in Ungnade, weil er dessen vorzüglich-

ster Freund und Gönner gewesen war, und durch die Freundschaft dieses Mannes geblendet, alle Handlungen desselben bei dem Kaiser verschönerte, sie auf der vortheilhaftesten Seite vorstellte, und eben dadurch den frommen und Gerechtigkeit liebenden Fürsten irre leitete, daß er Wallensteins eigenmächtiges und gewaltsames Verfahren, worunter sowohl die Völker Oesterreichs als auch Deutschlands litten, ungeahndet dahingehen ließ. Nur zu spät bemerkte der gute Fürst seines Günstlings unedles Benehmen, entfernte ihn vom Hofe, aber auf eine so edle Art, daß der Monarch zwar strafte, aber der Freund den Freund nicht beleidigte.

Niemals gieng Ferdinand behutsamer zu Werke, als bei peinlichen Fällen. Er schärfte den Richtern ihre Pflichten auf das nachdrücklichste ein, befahl ihnen, alle Umstände der That wohl zu erwägen, und ja keinen außer Acht zu lassen, wodurch die Wahrheit der That erhoben, und von der Gerechtigkeit ein richtiges Verhältniß zwischen dem Verbrechen und der Strafe bestimmt werden konnte. Wenn es thunlich war, ließ er sich selbst den Prozeß vorlegen, übergab ihn dann verschiedenen Stellen zu untersuchen und zu prüfen, und wollte lieber zu gelind als zu streng das Urtheil gefällt wissen. Niemals wollte er, daß die Schande des Verbrechers auf seine Familie zurückfallen sollte; niemals rechnete er das Vergehen der Kinder den Eltern zu, noch ließ er diese die schlimmen Thaten jener entzelten. Allein obschon er höchst mild und nachsich-

tig war, so ahndete er doch nach aller Gerechtigkeit jene Vergehen, welche durch Kunstgriffe und Schleichwege verübt wurden, und andern zum Nachtheile gereichten. Da er noch als Erzherzog die innerösterreichischen Lande regierte, bat ihn einer seiner Hofbeamten um ein Empfehlungsschreiben an einen auswärtigen Hof; Ferdinand sagte es ihm zu, und gab seinem Kanzler Befehl, es auf das Beste auszufertigen. Einer seiner Hofgünstlinge glaubte, diese Empfehlung möchte ihm schaden, und gieng zum Kanzler, als habe er vom Erzherzoge den Auftrag, ihm zu sagen: daß er dem bewilligten Empfehlungsschreiben eine Begleitung beifügen, und den Fürsten, an den es gerichtet, benachrichtigen soll, der Erzherzog habe dem Bittwerber sein Gesuch nicht abschlagen wollen, um ihn nicht zu betrüben; indessen würde es ihm sehr angenehm seyn, wenn er auf das erlassene Schreiben keine Rücksicht nehmen wolle, weil er glaube, die Gewährung der Bitte des Empfohlenen möchte diesem mehr schaden als nützen. Der Kanzler, bekannt mit Ferdinands offener Seele, schöpfte Verdacht wider den Günstling, und meldete demselben, was ihm dieser in dessen Namen zu thun aufgetragen habe. Ferdinand, sonst nicht zornmüthig, ereiferte sich über diese Niederträchtigkeit, und rief unwillig aus: „Also erdreustet sich jener Mensch mich zum Lügner und Gleisner zu machen! Ich will lieber in jedem andern Stücke böse heißen, als in diesem Falle. Dergleichen Kunstgriffe lennt mein Herz nicht, und wird sie niemals kennen. Vollziehen Sie meinen Auftrag, und jener soll auf

„der Stelle seines Amtes entlassen seyn, und mein
 „Hosfager auf ewig meiden, denn nie werde ich an
 „meinem Hofe Trug und Arglist dulden.“ Er
 duldete sie auch nicht, allein, da er Mensch war, und
 niemals Arges von seinen Mitmenschen dachte, so
 wurde er doch sehr oft hintergangen.

Seine Staatskunst hatte er nicht auf Machiavel-
 listische Grundsätze gebaut; Arglist und Verstellungs-
 kunst hielt er nicht für politische Weisheit, Gewandt-
 heit, seine Nachbarn zu hintergehen, sie unter dem
 Scheine der Freundschaft und geschlossener Bünd-
 nisse ins Verderben zu führen, nicht für Herrscher-
 klugheit, er sah keine Sklaverey in der Beobachtung
 seines gegebenen Wortes, wovon er sich selbst durch
 seinen freyen und unabhängigen Willen mittelst ei-
 nes Bruches der Verträge und Bündnisse losmachen
 mußte, wie ein gekrönter Schriftsteller unsrer Zeiten
 meynete. Er glaubte, daß Aufrichtigkeit, Treue und
 Biederfinn Staaten und Fürsten aufrecht erhalten
 mußten, und beklagte sich oft, daß es Fürsten gäbe,
 welche nur auf Betrug sich stützten, anders sprächen,
 als sie handelten und dächten. Dieß sey weder chris-
 tlich noch edel, allerwenigsten aber königlich. Es sey
 thöricht, Reiche, welche von Gott gegeben würden,
 durch Künste besessigen zu wollen, die er verabscheue.
 Da Ferdinand so dachte, und dieser Denkungsart
 immer gemäß handelte, so kann unmöglich wahr
 seyn, daß er im Verstellen geübt gewesen sey, wie
 Schiller ihn dessen beschuldigt. Eine solche Innzucht
 hätte doch wohl auch einen Beweis verdient, der

aber nicht angeführt worden ist. Er giebt ihm doch selbst das Zeugniß, daß er in seinem Privatleben liebenswürdig, in seinem Regenten = Amt achtungswerth gewesen sey; allein es ist nicht wohl möglich, daß man jemanden lieben und schätzen kann, dem man nicht trauen darf.

Indem sich Ferdinand sein Regentenamt eifrig angelegen seyn ließ, so war es auch nicht schwer, bei ihm vorgelassen zu werden. Er gab gerne jedermann Gehör, hielt oft Audienzen, und bewies sich dabei ungemein geduldig, indem er sich gefallen ließ, stundenlange Vorträge anzuhören. Wenn es ihm die Muße erlaubte, ließ er sich auch in vertraulichsten Gespräche mit denen ein, die vor ihm erschienen, er erkundigte sich über ihr Geburtsort, ihre Verwandten, ihre Beschäftigung, häusliche Verhältnisse und Kinder, und erzeugte sich ihnen wie ein liebevoller Vater. Besonders unverbrossen war er in Anhörung der Bitten oder Klagen der Armen, denen er auf alle Arten beizuspringen bemüht war. Es schlug ihm einst einer seiner Hofrätthe vor, er möchte sich doch mit dem Durchlesen der Bittschriften der Armen, und der geringern Volksklasse nicht abgeben, sondern dieses Geschäft lieber einem seiner Rätthe überlassen, aber er antwortete ihm: „Es ist mir angenehm und nicht beschwerlich, den Armen Hilfe zu leisten, dazu bin ich von Gott berufen. Wir gewinnen durch die Untersuchung ihrer Bittschriften und Anliegen den Himmel. Ich weiß nicht, ob dieses geschieht, wenn wir uns mit den Angelegenheiten

und Geschäften der Großen und Fürsten abgeben.“ Seine Worte bekräftigte er durch die Handlungen. Er erbaute Spitäler und Krankenhäuser, besuchte diese selbst, reichte oft den Kranken mit eigener Hand die Speisen dar, erkundigte sich nach ihren Umständen und ihrer Wartung und Pflege, ermunterte sie zur christlichen Geduld und Tugend, und beschenkte sie reichlich.

Alles, was er that, unternahm er in der Absicht, Gottes Ehre und seines Nächsten Seelenheil zu befördern. Er verehrte die Priester ganz ausnehmend, denn er schätzte sie höher als Engel; er stiftete neue Bisthümer und geistliche Pflanzenschulen, erbaute Kirchen und Klöster, und führte mehrere Mönchsorden in seine Staaten ein. In der Absicht, geistliche Seelsorger zu bilden, wurden von ihm zu Laybach, Klagenfurt, Grätz, Wien, Tyrnau, Olmütz und Prag milde Stiftungen für arme studierende Jünglinge gemacht, neue Gymnasien gegründet, die verfallenen Akademien wieder hergestellt, und alle der Obfsorge der Jesuiten anvertraut, weil er diese für die eifrigsten Lehrer der katholischen Religion hielt.

Ferdinand sah alles, was ihm widerfuhr, als eine Fügung des Himmels an, und sein Vertrauen auf Gott, und seine gänzliche Hingebung in den göttlichen Willen war unbegränzt. Darum fürchtete er keine Gefahr, und erschütterte ihn kein Unglück. Es kam ihm nach seiner Zurückkunft von Frankfurt

zu Grätz die Nachricht, daß seine Feinde vor Wien zögen; er eilte sogleich dahin, Vorhabens sich mitten durch die Feinde zu wagen. Als er die Neustadt erreicht, ritt ihm der Graf Otto Heinrich von Fugger entgegen, ihm zu melden: daß die Feinde stark ansetzten: Er gab aber der Sache eine solche Wendung, damit der Kaiser darüber nicht erschrecken, und sich betrüben möchte. Allein dieser merkte es, und sprach zu Fuggern: „Sagt nur her, ihr könnt mir nichts so übels sagen, das mir nicht schon über die Leber gelaufen, ich will thun was ich kann, und Gott wird schicken, was zu seiner göttlichen Ehre ist. „Und ohne sich aufhalten zu lassen, beschleunigte er seine Reise nach Wien, und langte glücklich an. Da ihm ein andermal berichtet wurde, daß verschiedene Könige, Fürsten und Republiken wider ihn sich vereinigt hätten, um ihn zu vernichten,“ sagte er zu einem seiner Vertrauten: „Sie mögen machen, was ihnen gut dünkt, ich hoffe ihr Bündniß wird sich durch Gottes Beystand, wie Salz im Wasser auflösen.“ Und da man ihm nach Regensburg schrieb, der König von England rüste sich mit all seiner Macht gegen ihn, und derjenige, welcher ihm den Brief übergeben hatte, fragte: Was doch endlich geschehen werde, versetzte er: „Es ist noch Gott im Himmel.“ Während sich die Zahl seiner Feinde vermehrte und diese allerhand Wege einschlugen, ihn zu entthronen, sprach er etlichemal: „Ist dann die Kammer so viel Mühe Werth? In Wahrheit, wann ich wüßte, daß Gott dem Reiche

einen bessern vorstellen wollte, so wäre ich willig die Krone von meinem Haupt, und den Scepter aus meiner Hand hinwegzulegen. Gottesehre und seinen Namen auszubreiten war ihm das heiligste Geschäft. Oft ließ er sich vernehmen, daß ihm die Ehre Gottes also angelegen sey, daß er sich nicht säumen wollte (wann die Vermehrung derselben durch seine Verminderung mußte befördert werden) von seinem kaiserlichen Thron herabzusteigen; seine Krone und Scepter niederzulegen; einen gemeinen Stand zu führen: an den Bettelstab zu gerathen; und einen schmählischen und schmerzlichen Tod auszustehen." Dergleichen Gesinnungen äusserte er zu verschiednenmalen, und sie zeugten von der Festigkeit seines Glaubens, der Ueberzeugung seines Geistes, und der frommen Denkungsart seiner Seele. Und wenn schon in unsern Tagen dergleichen Gesinnungen für Bigotterie und Andächteley gehalten werden wollen, so sind sie doch ein Beweis, daß Ferdinand mit ganzer Seele an seinem Schöpfer hieng, und nur wollte, was er diesem angenehm zu seyn glaubte. Wehe dem Menschen, der seinen Mitmenschen tadeln, wenn dieser seine Abhängigkeit vom Schöpfer erkennt; bei diesem in seiner Noth Hilfe sucht, und nach der Anordnung desselben, wie sie in der Natur selbst gegründet ist, seine Handlungen einzurichten trachtet! Es ist nicht gut mit ihm unter einem Dache zu wohnen.

Unbilden und Verläumdungen konnten den erhabenen Fürsten nicht entrüsten. Es hatte ihn zu

Gräß auf den allgemeinen Landtage im Jahre 1599
 der Sprecher der protestantischen Stände mit höch-
 stem Unglimpfe angegriffen, ihn mit den bittersten
 Vorwürfen überhäuft, einen blutdürstigen und blin-
 den Zeloten gescholten, kurz sich so unanständig und
 frech betragen, daß selbst seine Parthey hierüber
 erröthete; Ferdinand schwieg, ließ ihn schimpfen, und
 zog ihn deswegen auch nicht einmal zur Verant-
 wortung. Die verläumberischen Schriften seiner
 Feinde achtete er eben so wenig; er ließ sich nicht
 einmal um ihre Verfasser erkundigen, wollte auch
 nicht, daß man sie widerlege, denn sagte er: „Ich
 bin nur darauf bedacht, daß ich nichts Unrechtes
 thue, nicht aber, was man von mir redt, oder
 schreibt. Gegen seine offenbar erklärten Feinde
 handelte er nicht anders, als wären sie seine Freun-
 de, er suchte sie mit freundschaftlicher Sorgfalt so-
 gar jede Gefahr von ihren Häuptern abzuwenden,
 und bedauerte sie herzlich in ihrem Unglücke. Es
 both sich ihm zur Zeit des böhmischen Aufstandes
 einer an, die Häupter der Unruhen aus dem Wege
 zu räumen, nur bath er sich aus, der Kaiser möchte
 nach vollbrachter That, im Falle er selbst bei seinem
 Unternehmen getödtet, oder gefangen werden sollte,
 sich seines hinterlassenen Weibes und seiner Kinder
 annehmen. Diesem Wagehalse ließ er bedeuten:
 „Sein Vorhaben sey weder Christlich, noch kaiserlich,
 er wolle öffentlich handeln, durch Waffen seine ge-
 rechte Sache verfolgen, den Ausschlag aber Gott
 überlassen.“ Als Jemand in seiner Gegenwart,

und mehrerer Großen des Hofes erzählte, ein Kaiserlicher Soldat habe einem der feindlichen Feldherren einen Arm durchschossen, versetzte sogleich ein wigelnder Höfing: der Soldat habe sehr gefehlt, daß er dem General nicht das Herz durchschossen habe. Der Monarch hörte dieses kaum, so drehte er sich mit einem ernsten Blicke gegen den Höfing, und sprach: „Ich bitte Sie, mit welchem Gewissen getrauen Sie sich ihrem Nächsten ein solches Uebel zu wünschen?“

Wer von seinen Feinden in sich gieng, und seine Gnade suchte, dem wurde sie zu Theile, und er bekam oft im reichen Maaße all sein entzogenes Vermögen wieder zurück. Manche seiner begnadigten Feinde erhob er zu Ehrenstellen, die er seinen Freunden versagte, und machte sie reich. Daher entstand auch unter seiner Regierung das Sprichwort: „Es sey besser Oestreichs und des Kaisers Feind, als Freund zu seyn; denn jener dürfe nur um Vergeltung bitten, so sey er besser daran, als der, welcher stets gut gesinnt gewesen.“ Der Erbprinz Christian von Anhalt; Friedrich Georg von Jägerndorf; die Herzoge von Weimar und Württemberg waren Beispiele hieran. Er schien den Grundsatz gehabt zu haben, man müsse sich die Feinde zu Freunde machen, weil jene uns schaden können, diese aber uns ohnedieß wohlwollen. Allein ein vernachlässigter, beiseite gesetzter Freund wird gar oft ein sehr gefährlicher Feind. Der Kurfürst Friedrich von der Pfalz würde ebenfalls seine Versöhnlichkeit erfahren

haben, wenn er nur selbst ernstlich gewollt hätte, denn Ferdinand wollte feinetwegen die achte Churwürde errichten, und ihm unter der Gestalt gemäßigten Bedingungen seine Länder wieder einräumen, daß selbst protestantische Stände sie für sehr billig hielten. Ein andres Beyspiel der Güte Ferdinands war der Graf von Ansb. Dieser war des Kaisers Kammerherr, und verlor seine Güter in Mähren durch die Rebellen. Sich schadlos zu halten, begab er sich zu dem Kurfürsten und König Friedrich nach Prag, und um sich bei diesem in Gnaden zu setzen, gab er ihm Anschläge, wie der Kaiser, entweder auf der Jagd oder sonst könnte aufgerieben werden. Nachdem aber Friedrich den Kürzern gezogen hatte, so warb der Graf um Gnade bei dem Kaiser, und erhielt sie auch; und Ferdinand erzeugte sich ihm ungemein günstig. Darüber fragte ein hoher Offizier: „Wie doch ihre Majestät einen solchen Mann, der Sie so hoch beleidiget habe, wieder lieben, und ihm trauen könnten? worauf ihm der Monarch antwortete: „Wenn ich einem verzeihe, so thue ichs mit solchem treuen Herzen, daß ich nimmermehr etwas Böses von ihm gedenke, und ist mir gleichsam, als wann er nie etwas wider mich gethan hätte.“ Wirklich gab er dem Grafen den Kammerherrenschlüssel wieder, und setzte ihn in alle seine Ehrenstellen und Güter ein.

Von Jugend auf hatte Ferdinand seine Tugend gegen alle Reize sinnlicher Lüste verwahrt. Er näherte sich nur, um zu leben, nicht um seinen Gaumen

zu kühlen; jede Kost war ihm willkommen; nie klagte er über eine schlechte Zubereitung derselben. Köstliches Rauchwerk, wohlriechende Düste, weichliche Kleider waren von ihm verbannt, und niemals trug er auch nur ein seidenes Kleid. Er kannte keines der Sinne berauschenden Vergnügen; Pracht fand bei ihm keinen Zutritt, und er hielt den Prunk der Großen dieser Erde nur für Theaterschmuck und Schauspielerverzierungen, wie er sich bey der Gelegenheit, als seine Gattin und sein Erbprinz Ferdinand mit der böhmischen Krone zu Prag geschmückt wurden, hierüber äußerte. Nachdem er diesem Krönungsgepränge mit aller Aufmerksamkeit zugehört hatte, sagte er zu einem seiner Vertrauten: „Alle Pracht und Ehre der Könige und Kaiser scheint mir einem Schauspiele zu gleichen. Ich hab' jetzt der Krönung zugehört, und keinen Unterschied zwischen den Theaterkönigen und den wirklichen gefunden, als nur in der Länge der Dauer, indem jene nur etliche Stunden, diese aber nur einige Jahre regieren. Ihre Ehrenbezeugungen dauern nur, so lange sie leben, nach ihrem Tode sind sie so wie andre vergessen.“ Er verbat sich daher auch meistens alle Ehrengeränge, und ließ sich dergleichen nur erweisen, weil er glaubte, daß sie manchmal unumgänglich nothwendig seyn, dem Volke eine gewisse Ehrfurcht gegen ihre Regenten einzukößen.

Die strengste Sittlichkeit herrschte an seinem Hofe; denn er war selbst Sittenrichter. Er duldete keine zweydeutigen Worte, welche auf unerlaubte Wollust anspielten, oder wodurch der gute Leumund

eines Menschen konnte verlest werden. Fluchen, Schwören, Religionspötereien wurden daselbst niemals gehört. Er war ein abgesagter Feind des Genusses verbotener Liebe, weil er selbst sehr rein und keusch lebte. Niemals sprach er mit einem Frauenzimmer ohne Zeugen, ausser mit seiner Gemahlin oder seinen Töchtern. Wenn er vernahm, daß einer seiner Hofbeamten oder Bedienten eine Untreue im Ehebette begangen, oder sich sonst ungeziemenden Lüssen mit dem schönen Geschlechte überlassen habe, so mußte ein solcher, ohne Rücksicht seines Standes oder seiner Dienstfähigkeit den Hof verlassen. Er sagte: „Ich hoffe, daß meine Diener der Unzucht „Sklassen oder Leibeigeneseyn sollen.“ Wenn er zu Zeiten Schauspiele auführen ließ, so gab er den Schauspielern vorher die ernstlichste Warnung, sich zu erinnern, daß sie ihre Comödien vor einem solchen Kaiser auführten, der die Ehrbarkeit und Schamhaftigkeit über alles schätze. Es war sein wichtigstes und angelegenstes Geschäft, die jungen Erzhertoge und Erzhertoginen in aller Unschuld zu erziehen. Bediente, Kammerdiener, Zosen, Hauslehrer und Hofmeister mußten eines unsträflichen Lebenswandels seyn. Er führte als zärtlicher Vater die Aufsicht über die ganze Erziehung, bemerkte genau den Fortgang seiner Kinder, und prüfte sie öfters selbst. Er schrieb sogar fünf Jahre vor seinem Tode ein kleines Werkchen in lateinischer Sprache, betitelt: Der Fürst in Kürze, zum Unterricht seines Nachfolgers, worin er ihm die Kunst zeigte, glücklich, gut und väterlich zu regieren. Erst mit achtzehn

Jahren wurden die Erzherzoge zum geheimen Rathe beigezogen; aber nur um zu hören, und erst, wann sie Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt hatten, wurde ihnen erlaubt, auch ihre Stimmen, über Staatsangelegenheiten zu geben. Indessen war er doch nicht eifersüchtig auf seine Regentengewalt; denn nachdem der Prinz Ferdinand zum König gekrönt worden war, und er ihm einige Länder zur Regierung übergeben hatte, so mischte er sich in nichts mehr ein, sondern ließ ihm darin ohne fernere Aussicht freye Hände. Warm und aufrichtig liebte er seine Durchlauchtigsten Brüder und Schwestern, lebte ihnen gefällig, und suchte ihnen nützlich zu seyn; und da sie sich von ihm trennen mußten, machte er mit ihnen den Vertrag, daß sie ihn wenigstens alle zwey Jahre besuchen sollten.

In Rücksicht der Großen an seinem Hoflager, die er näher kannte, benahm er sich auf eine solche Art, daß er sie auf ihre Fehltritte aufmerksam machte, jedoch dabei mit einer solchen Delikatesse zu Werke gieng, daß seine Warnung niemals beleidigend wurde, und doch fast immer die gewünschte Wirkung hervorbrachte. Wer aus seinen Hofdiener faumselig in seinem Dienste war, oder eine Unschicklichkeit begieng, der wurde von ihm mit sanften Worten zurechtgewiesen; oft aber sah er auch ihren Fehlern durch die Finger, oder scherzte darüber. Er kam einst von einer großen Reise nach Prag, wo man schon die Tafel gedeckt hatte, auch waren die Speisen bereits aufgetragen. Er wollte sich be-

quem machen und zog die Stiefel aus, allein jetzt waren weder Schuhe noch Pantoffeln in Bereitschaft. Alle Höflinge geriethen über dieses Versetzen in Sährung, und fingen an über die Nachlässigkeit desjenigen zu schimpfen, der dieses Geschäft zu besorgen hatte. Er aber half der großen Verwirrung damit ab, daß er sagte: „Wir wollen uns zu Tische setzen, wir brauchen dabei weder Schuhe, noch Pantoffeln; es ist ja nicht kalt.“ Er gieng zu Tische.

Seine Ergötzlichkeiten bestanden in der Musik, Jagd, dem Vogelfange und der Lectüre heiliger Lesenden, erbaulicher Betrachtungsbücher, oder der Nachrichten vom Missionsfortgange der katholischen Priester in beyden Indien; des Surins Leben der Heiligen, Vinzenz Bruno, und Ludwigs de Ponte geistliche Betrachtungen, Thomas von Kempen über die Nachfolge Christi, und die heilige Schrift waren seine Lieblingswerke. Die Musik hörte er gerne bei der Tafel, noch lieber in der Kirche beim Gottesdienste; und er schickte jederzeit seine Kammermusik in jene Kirchen, wo er dem Gottesdienste beiwohnen wollte. Er zahlte vieles Geld, um vortrefliche Sänger und andre Tonkünstler an seinem Hofe zu haben, weil er die Musik für ein geschicktes Mittel ansah, die Menschen bei guter Laune zu erhalten. Der Jagd war er aus einem dreysfachen Grunde sehr ergeben: weil sein Vater sie vorzüglich geliebt, seine Gesundheit dadurch gestärkt und zugleich seine mühsamen Höflinge beschäftigt wurden.

Diesen, so sprach er, müsse ihr Herr durch das Jaggen zu schaffen geben, damit sie nicht närrisch thäten. Er unterhielt alle Arten von Hunden und Vögeln, hatte in jeder Provinz einem Oberjägersmeister, mehrere Jäger und Förster. Jedes Stück Wild, so er erlegte, zeichnete er sorgfältig auf, und überschickte dieses Verzeichniß, am Ende eines jeden Jahres dem Churfürsten zu Sachsen, weil auch dieser ein gewaltiger Jäger war. Der Jagd, des Gebetes und der Arbeit, pflegte er zu sagen, werde er nie müde. Auch das Vergnügen der Jagd wandte er zum Wohlthun an. Er hörte dabei die Klagen und Beschwerden der Bauern an, und entschied ihre Handel manchmal auf der Stelle. Auch erkundigte er sich, welchen Schaden das gehegte Wild denselben verursacht haben möchte, und vergütete denselben mit Wucher. Allein dessen ungeachtet waren die Klagen wider die Jagdbeamten unter seiner Regierung sehr groß und häufig; er strafte zwar die Schuldigen, aber die wenigsten ihrer Unterdrückungen, Plackereien und ausgeübten Erzeße kamen ihm zu Ohren.

Ferdinand hatte sich zweimal verheirathet. Seine erste Gemahlin war Maria Anna, Prinzessin von Bayern, des Herzogs Wilhelm Tochter. Sie war klein und unausgezeichnet von Person, und hatte wenig äußerliche Reize; dessen ungeachtet lebte er mit ihr in sehr vergnügter Ehe, liebte sie zärtlich, war immer mit ihr eines Sinnes und Herzens, und ehrte in ihr stets die Mutter seiner Kinder. Sie gebar ihm

Sechse: Johann Carl, dieser starb in einem Alter von vierzehn Jahren; Ferdinand Ernst, nachmaliger Kaiser, und Leopold Wilhelm; Christina verschied in der Kindheit; Maria Anna wurde die Gattin Maximilians, Herzogs und Churfürsten zu Bayern; Cäcilia Renata, die Gemahlin des polnischen Königs Uladislaus — Zur zweiten Gattin wählte er die Prinzessin Eleonora, aus dem herzoglichen Hause Gonzaga, eine Fürstin, welche bei der größten Schönheit des Körpers auch alle moralischen Schönheiten besaß. Als er sie zum erstenmale sah, machten ihre Reize einen solchen Eindruck auf ihn, daß er zu seinen Hofherren sagte: „Was dünkt euch von der Schönheit meiner Braut? Ist sie „nicht ein lebendiges Paradies dieser Erde; stellt sie nicht einen irdischen Engel vor.“ Er war nicht so glücklich, Kinder mit ihr zu erzeugen, aber nichts desto weniger war seine Ehe mit ihr doch eben so harmonisch, wie die erste, und sie war ihm mit solcher Treue und Liebe zugethan, daß sie nach seinem Tode ihre Hofhaltung zu Grätz nahm, nur um seinen Ueberbleibseln nahe zu seyn.

Nichts ist vollkommen unter der Sonne, auch Ferdinand war es nicht. In seine Religion und Frömmigkeit mischten sich viel Undächtigkeiten, die freylich auf Rechnung seiner Erzieher geschrieben werden muß. Seine Ergebenheit und sein Zutrauen gegen die Geistlichkeit, besonders gegen seine Gewissensrätthe, war manchmal zu weit getrieben, und wurde ihm und seinen Unterthanen schädlich. Durch

die Vorstellung des Guten und des Besten der Religion bedienten sie sich seiner oft, entweder eigennützigte Absichten, oder wohl gar leidenschaftliche Entwürfe auszuführen. Durch sie verleitet, verwandte er Millionen auf Kirchen, Klöster und Mönche; auf Almosen für Landstreicher und Gassenbettler; auf Bereicherung der geistlichen Klienten; er ließ reichen Bisthümern und Abteyen die sonst gewöhnlichen Staatsabgaben, und beschenkte ein Erzbisthum in Hungarn sogar mit einem Theile der königlichen Gefäll; verehrte dem Bischofe zu Wien 100000 Thaler zu Erbauung eines neuen Pallastes; den Jesuiten zu Großlogau 70000 Thaler auf einmal; bereicherte sie aller Orten, und sagte zu ihnen: „Nehmet, ihr Väter, nehmet, ihr werdet nicht immer einen Ferdinand den Zweyten haben. Durch diese Freygebigkeit machte er die Staatskasse so arm, daß sie oft nicht im Stande war, den Kriegsvölkern ihren rückständigen Sold zu bezahlen, oder die Unkosten auf frisches Volk im Nothfalle zu bestreiten. Er mußte den niedrigen Staatsbeamten ihre Besoldung, und den Staatsgläubigern die Zinsen Jahrelang schuldig bleiben. Er mußte öfters selbst wider sein gutes Herz handeln; die Plünderungen und Ausschweifungen seiner Soldaten übersehen, weil es an ihrem Unterhalte zuweilen gebrach; er mußte seinen Unterthanen neue Auflagen machen, nur um die dringendste Staatsbedürfnisse bestreiten zu können; er sah sich genöthiget, seine Länder zu verpfänden, und von einem Wollenstein sich Gesetze vorschreiben zu lassen. Mit Recht

sagte daher ein großer Mann seines eignen Hofstaats: „Es wäre zu wünschen, daß Ferdinand.ets was Geiz und Zorn besitzen möchte. Ferdinand wußte nicht, daß, wenn er als Regent mit einer Hand sich freygebig bezeugte, er mit der andern seinen Völkern lästig werden müsse

Der schöne Grundsatz: „Der Monarch werde durch Güte der Vater seiner Unterthanen“ wurde ihm von Jugend auf tief in die Seele geprägt. Er wollte immerhin darnach handeln, wurde aber bey dessen Anwendung oft von andern irreführt, und zur Nachsicht und Schonung verleitet, wo das Wohl des Ganzen strenge Gerechtigkeit erfordert hätte. Dieses geschah besonders, wenn es darauf ankam, ungetreue Staatsdiener, welche Rang und Geburt über andre erhob, wegen der Verwaltung des Staatsvermögens, oder der Gerechtigkeit zur Verantwortung und Strafe zu ziehen. Man hatte ihm dabei nicht gesagt, daß Nachsicht der Regenten in diesem Stücke nicht Güte, sondern Sünde und Ungerechtigkeit gegen den Staat sey, weil während dem sich einige aus dem Staatsfädel bereichern, alle Bürger des Staates dafür büßen müssen. Die Mangellichkeit seines Gewissens machte ihn abhängig von seinen Beichtvätern, und er sah in ihnen nur die Stellvertreter der Gottheit, die ihm seine Sünden erlassen, nicht aber auch Menschen, welche absichtlich zu handeln, und ihren Vortheil von seiner Schwäche zu ziehen, fähig seyn könnten. Er wollte immer seinen Beichtvater zur Seite haben,

weil ihm, wie er sich ausdrückte, seine Gegenwart so lieb, als die seines Schutzengels sey. Er unternahm kein Geschäft von Wichtigkeit ohne seine Beichtväter zu befragen, und so kam es dann auch, daß diese manchmal mehr, als er selbst die Regierungsgeschäfte leiteten. Er traute sich auch selbst zu wenig noch zu, und herrschte fast immer nur nach dem Gutachten seiner Minister, Räte und Dikasterien; wodurch es geschah, daß bei manchen wichtigen Staatsverhandlungen der fremde Einfluß, und das Geld auswärtiger Mächte mehr vermochten als er; die Wohlfahrt des Staats von feilen Dienern ausser Augen gesetzt, und ihm Maaßregeln zu ergreifen gerathen wurden, welche die traurigsten Folgen für ihn und seine Völker hatten. Es ist gewiß, daß ein und der andre seiner Minister von Habsucht nicht frey waren; daß der spanische Hof, und das Kabinet von München beinahe alle auswärtigen Geschäfte, und besonders die Deutschen lenkten; und daß die Jesuiten und Beichtväter viele Staatsämter der Erbländer, ihren Anhängern und Freunden, in die Hände spielten, um durch diese ihren Einfluß zu vermehren, und den Monarchen an sich zu ketten. Aus Furcht als Selbstherrscher Fehltritte zu machen, überließ er oft andern die Ausübung seiner Majestätsrechte, und diese gedeckt durch den Schild seiner Majestät konnten dann oft ungestraft sündigen, weil er nicht wußte, daß sie es thaten. Sein getreuer böhmischer Kanzler Elavala sagte daher: „Daß verschiedene ungewissenhafte Personen ohne sein Wissen, durch allerhand Künste ihren Beutel

„ungerechter Weise gespielt, und manche Leute ih-
 „rer Güter beraubet, oder ins Elend gejagt hätten,
 „welches dieser Herr niemals würde haben über das
 „Herz bringen können.“ Es ist ausgemacht, daß er
 Gerechtigkeit liebte, und sie handhabte, wenn nur
 sein gutes Herz nicht ins Spiel gezogen wurde, er
 selbst zu Gerichte saß, und den Ausspruch that. Er
 äusserte sich mehrmalen: Er wolle lieber, daß alle
 seine Provinzen vom ihm abfallen möchten, als daß
 er ein ungerechtes Urtheil sprechen, oder wissenlich
 eine Ungerechtigkeit begehen sollte.“ Er gab hie-
 von Beweise.

Es wurde zu Nadersburg, da er noch als Erz-
 herzog zu Grätz regierte, ein hungarischer Edler,
 Georg Banfi, ermordet. Die Ursache seiner Ermor-
 dung schrieben einige Hungarn dem Befehlshaber
 der Besatzung zu, und sie forderten mit wilhem Un-
 gestümme den Kopf desselben. Man weigerte sich,
 dieses zu thun; die Stadt wurde bald hierauf ange-
 zündet, und schnell verbreitete sich das Gerücht, die
 ganze Steyermark werde die Waffen ergreifen, den
 Tod Banfi's zu rächen. Einige ängstliche Räthe
 am Hofe des Erzherzogs gaben ihm jetzt den An-
 schlag, den beschuldigten Befehlshaber hinrichten zu
 lassen, um durch den Tod dieses einzigen Mannes die ob-
 schwebende Gefahr von der Scheitel aller abzuwenden.
 Jedoch Ferdinand ließ sich nicht schrecken, er sprach
 männlich und fest: „Ich will nicht, daß dem Haupt-
 „mann etwas am Leben geschehe, wenn ers nicht
 „verschuldet hat; es sollen mich weder Bedrohungs-

„gen noch Gefährlichkeiten zu einiger Ungerechtig-
 „keit bewegen, wenn gleich das ganze Land darüber
 „sollte in Brand gesteckt, und ich darüber mit Weib
 „, und und Kind betteln gehen müssen.“

Wenn die Lebensgeschichte dieses Fürsten weit-
 läufiger geworden ist, als sie nach dem Endzwecke
 dieses Werkes hätte seyn sollen, so kommt dieses da-
 von her, weil der Stoff zu reichhaltig, und Terbi-
 nand selbst für sein Zeitalter und die ganze Nach-
 welt ein zu merkwürdiger Regent und Mann war,
 und ist, als daß seine Lebensgeschichte nur in Kürze
 hätte können beschrieben werden. Zudem war er von
 jeher der Stein des Anstoßes einer Parthey, wes-
 wegen es nothwendig war, manche Thatsachen anzu-
 führen, die sonst hätten wegbleiben können, und
 manche Angaben partheyischer Schriftsteller zu berich-
 tigen die ihn in einem falschen Gesichtspunkte dar-
 stellten.

